Wiener Stadt-Bibliothek.
5991/4 B

4199

© VI 1/2



Vaterländische Immortellen von Ziegler. Gedr. bei Joh. Höfelich

Vaterländische

Immortellen

aus dem

Gebiete der österreichischen Geschichte,

der

alten, mittleren, neuern und neuesten Zeit

gesammelt,

und mit einer höchst interessanten Bilderschau der merkwürdigsten Handlungen ausgezeichneter Personen — historischer Ereigniße — wohlthätiger Stiftungen — ehrwürdiger Denkmale — geschichtlicher Sagen und glaubwürdiger Legenden ausgestattet.

Verfaßt und herausgegeben

von

Anton Ziegler.

Wien, 1840.

Auf Kosten des Verfassers.



Gedruckt bei Ant. Benko (vormals von Haykul)
und zu haben bei dem Verfasser, wohnhaft in Wien, Vorstadt Wieden,
Kettenbrückengasse Nro. 828.

Inhalt

der aus 4 Bänden bestehenden vaterländischen Immortellen.

I. Band.

1 Oesterreich unter den Babenbergern (1).
2 Oesterreich unter den Babenbergern (2).
3 Die Entdeckung der Heilquellen zu Teplitz.
4 Der erste niederösterreichische Apostel St. Severin.
5 Oesterreich unter den Babenbergern (3).
6 Die Gründung der Stadt Prag.
7 Die Stiftung der Abtei Melk in Niederösterreich.
8 Wiens erste Belagerung durch die Türken.
9 Oesterreich unter den Babenbergern (4).
10 Wiens zweite Belagerung durch die Türken.
11 Das Gnadenbild der heiligen Maria zu Hiezing.
12 Hofer Andreas, der bekannte Sandwirth.
13 Oesterreich unter den Babenbergern (5).
14 Die Gründung des Stiftes Klosterneuburg.
15 Johannes von Kapistrano.
16 Wilhelm Tell.
17 Oesterreich unter den Babenbergern (6).
18 Der irländische Pilger St. Kolomann.
19 Die Stiftung der Abtei Kremsmünster.
20 General Torstensohn vor Brünn.
21 Oesterreich unter den Babenbergern (7).
22 Papst Pius VI. in Wien.
23 Das Spinnenkreuz am Wienerberge.
24 Türkenkriege unter Kaiser Leopold dem I. (1).
25 Oesterreich unter den Babenbergern (8).
26 Oesterreich unter den Babenbergern (9).
27 Türkenkriege unter Kaiser Leopold dem I. (2).
28 Peter Alexjewitsch, Czaar von Rußland, in Wien.
29 Oesterreich unter den Babenbergern (10).
30 Oesterreich unter den Babenbergern (11).
31 Die Stiftung der Abtei Zwetl.
32 Friedrich mit der gebissenen Wange.
33 Oesterreich unter den Babenbergern (12).
34 Oesterreich unter den Babenbergern (13).
35 Mathias Korvinus, König von Ungarn (1).
36 Mathias Korvinus, König von Ungarn (2).
37 Oesterreich unter den Babenbergern (14).
38 Die Hunde von Kuenring.
39 Die Stiftung der Abtei Lilienfeld.
40 Das Thal und Wildbad Gastein.
41 Oesterreich unter den Babenbergern (15).
42 Oesterreich unter den Babenbergern (16).
43 Oesterreich unter den Babenbergern (17).
44 Der Wallfahrtsort Maria Zell in Steiermark.
45 Oesterreich während der Reichsverweſung (18).
46 Legende vom heiligen Wenzel.
47 Der Eisgang und die Ueberschwemmung in Wien.
48 Der heilige Paulus von Theben.

II. Band.

49 Oesterreich unter Ottokar, König von Böhmen (19).
50 Das allgemeine Wiener-Aufgebot.
51 Agnes Bernauer.
52 Elisabeth, Königin von Böhmen.
53 Oesterreich unter Ottokar, König von Böhmen (20).
54 Die Gründung Venedigs unter Attila.
55 Cyrillus und Methodius.
56 Die Wiener zerstören die Veste Rauhenstein.
57 Oesterreich unter Ottokar, König von Böhmen (21).
58 Herzog Johann von Schwaben (Parricida).
59 Karl der Große (1).
60 Karl der Große (2).
61 Oesterreich unter Ottokar, König von Böhmen (22).
62 Die Stiftung der Abtei St. Florian.
63 Die Entdeckung von Karlsbad.
64 Ludwig der Fromme.
65 Oesterreich unter Ottokar, König von Böhmen (23).
66 Margaretha, genannt die Maultasche.
67 Die Stiftung der Abtei Seitenstetten.
68 Die Stiftung der Abtei Heiligenkreuz.
69 Ladislaus der Heilige.
70 Emerich von Löwenstein und sein Waffenträger.
71 Der heilige Johann von Nepomuck.
72 Der heilige Rupert oder Hrodbert.
73 Die Entdeckung der Heilquellen zu Baden.
74 Die Zusammenkunft am Rabenfels.
75 Heinrich I., beigenannt der Finkler.
76 Otto I., beigenannt der Große.
77 Peter von Amiens, auch der Einsiedler genannt.
78 Franz des I. Huldigungsfeier in Tirol.
79 Johann, König von Böhmen (1).
80 Johann, König von Böhmen (2).
81 Johann, König von Böhmen (3).
82 Die Doppelheirath zu Wien.
83 Wenzel des IV., Königs von Böhmen, Gefangenschaft zu Wien.
84 Die Stiftung des Ordens vom goldenen Vließe.
85 Der spanische Erbfolgekrieg (1).
86 Der spanische Erbfolgekrieg (2).
87 Der spanische Erbfolgekrieg (3).
88 Anna von Bretagne.
89 Die heilige Ludmilla.
90 Graf von Tattenbachs Enthauptung.
91 Die Gründung der Stadt und des Bisthums Waizen in Ungarn.
92 Die Kreuzerfindung durch die Kaiserin Helena.
93 Die Tempelherren in den österreichischen Staaten.
94 Der Mädchenkrieg in Böhmen.
95 Alexander Nicolaewitsch, der Thronfolger von Rußland, in Wien.
96 Karl V. befreiet die Christen-Sklaven in Tunis.

III. Band.

97 Der Kardinal Ximenez besiegt die Mauren.
98 Des Kardinals Ximenez Regentschaft in Spanien.
99 Des Erzherzogs Ferdinand Regierungsantritt.
100 Der Tod des Kaisers Franz des I.
101 Wunderbare Rettung Kaiser Ferdinand des II.
102 Maria Louisens Brautwerbung zu Wien.
103 Karl des V. Landung in Spanien.
104 Don Juan d'Austria in der Seeschlacht von Lepanto.
105 Der siebenjährige Türkenkrieg.
106 Die Belagerung des Felsenschloßes Lueg.
107 Die Ueberschwemmung zu Pesth und Ofen in Ungarn.
108 Fürst Wenzel von Liechtenstein.
109 Die Gefangennehmung Papst Pius des VI.
110 Blondel entdeckt den Brittenkönig Richard Löwenherz.
111 Erneuerter Kampf der Tiroler-Insurgenten.
112 Die Erfindung der Buchdruckerkunst.
113 Oesterreichs siebenjähriger Krieg mit Preußen (1).
114 Oesterreichs siebenjähriger Krieg mit Preußen (2).
115 Oesterreichs siebenjähriger Krieg mit Preußen (3).
116 Oesterreichs siebenjähriger Krieg mit Preußen (4).
117 Die Rückeroberung der Festung Raab in Ungarn.
118 Die Entdeckung der neuen Welt durch Columbus (1).
119 Die Entdeckung der neuen Welt durch Columbus (2).
120 Die Verbreitung des Christenthums in Kärnthen und Krain.
121 Ferdinand Cortez erobert Meriko.
122 Leopold des Erlauchten zufälliger Tod zu Würzburg.
123 Der Bürgerkrieg in Ungarn.
124 Die Gefangennehmung der Königinnen von Ungarn.
125 Die Befreiung des Königs Sigmund von Ungarn.
126 Das Brautringen des Andreas Eberhard Rauber zu Wien.
127 Die Gründung des Bisthums Gurk.
128 Die Gründung der Kirche St. Wolfgang.
129 Die Gründung des Schloßes Friedrichstein.
130 Die Gefangennehmung Güntbers von Herberstein.
131 Der Ursprung des Namens Metternich.
132 Die Brautwerbung König Ottokars um Margaretha von Ungarn.
133 Herzog Brzetislaw von Böhmen raubt seine Braut.
134 Die Befreiung Herzogs Sobieslaw des II von Böhmen.
135 Die Befreiung Mährens von den Tataren.
136 Georg von Podiebrad am Sterbebette seines Königs.
137 Herzog Ernst der Eiserne rettet Cimburgis auf einer Jagd.
138 Johann von Trocznow, genannt Zizka.
139 Der kaiserliche Feldherr Johann Graf von Tilly.
140 Weigand von Theden.
141 Die Jahresfeier der Völkerschlacht bei Leipzig.
142 Die letzte Zusammenkunft der Königin Hedwig mit dem Herzoge Wilhelm.
143 Die Kaiserin Karolina Augusta von Oesterreich zu Klausenburg.
144 Die Uebergabe der königlichen Braut an Mathias Korvinus von Ungarn.

IV. Band.

145 Der Woiwode Stibor von Siebenbürgen.
146 Der Einsturz des Speisesaales zu Persenbeug.
147 Die Gründung des Klosters Schlägel.
148 Das Weihnachtsgeschenk der Wiener-Bürger an den Herzog Leopold.
149 Adelheid, die Gemalin Przemisl Ottokars.
150 Herzog Franz von Lothringen und sein Bruder Karl.
151 Die Krönung des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich als König von Ungarn.
152 Die Gründung des gräflich Schafgot'schen Hauses.
153 Herzog Albrecht III., beigenannt mit dem Zopfe.
154 Die Ermordung Königs Wenzel des III. von Böhmen.
155 Die letzte Tochter des Ritters Wülfing von Gösting.
156 Der schmalkaldische Religionskrieg.
157 Boleslaw II., König von Böhmen.
158 Der Herzog Jaromir von Böhmen in der Gewalt der Wrssowetze.
159 Die Blutrache der Königin Agnes von Ungarn.
160 Der Sachsenherzog Johann Friedrich.
161 Die Krönung Kaiser Ferdinand des I. zu Mailand.
162 Das Fest des österreichischen Gesandten Fürsten von Schwarzenberg zu Paris.
163 Ignaz von Loyola, Stifter des Jesuiten-Ordens.
164 Kaiser Friedrich I. zerstöret Mailand.
165 Die Rückkehr des Grafen Ulrich von Buchhorn.
166 Die Deputirten der k. k. Kreisstadt Judenburg.
167 Die Schlacht bei Kulm in Böhmen.
168 Die Besitzerin des Schloßes Schönberg in Böhmen.
169 Die Vermälung der österreichischen Erzherzogin Leopoldine mit Don Pedro.
170 Der heilige Adalbert.
171 Die Ermordung des königlich böhmischen Rathes Zderads.
172 Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.
173 Der Herzog Grimuald von Benevent.
174 Uladislaus Keretseni.
175 Agnes von Zesyma erhält freien Abzug aus der Burg Kamenitz.
176 Kaiser Joseph II. befreiet die Mannschaft eines türkischen Handelsschiffes aus der Gefangenschaft.
177 Alboin, König der Longobarden.
178 Franz Wesselenyi von Hadad erobert Murany.
179 Der Einzug des Erzherzogs Karl in Amberg.
180 Der Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern.
181 Die Wiener am Schlachtfelde bei Wagram.
182 Die Schlacht bei Leipzig.
183 Karl Borromäus, Erzbischof von Mailand.
184 Der Untergang der Wrssowetze.
185 Ulrich von Liechtenstein erhält den Sangpreis.
186 Die Blendung des Rastislaw von Mähren.
187 Die Gründung der Veste Rabenstein in Mähren.
188 Die Herzogstochter Wanda von Polen.
189 Die feierliche Taufe und Vermälung eines jungen Avaren-Kriegers.
190 Das Räubermädchen von Baden in der Teufelsmühle am Wienerberge.
191 Kaiser Maximilian I. bei der Belagerung von Kuefstein.
192 Der Ursprung der Stadt Tusta (Tauß) in Böhmen.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Der Woiwode Stibor von Siebenbürgen,

Oberstkämmerer des Reiches, und Herr des ganzen Waagthales.

Jahr 1406.

Unter der Regierung des ungarischen Königs Ludwig des I. mit dem Beinamen der Große vom Jahre 1342 bis 1382 entspann sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und dem Könige Kasimir von Polen, dergestalt, daß Kasimir mit ihm einen Vertrag abschloß, zu Folge welchen, wenn er ohne männliche Erben zu hinterlassen sterben sollte, Ludwig zum Besitze des Königreichs Polen gelange. Dieser Fall ereignete sich nun wirklich im Jahre 1370, wo König Kasimir kinderlos starb, und worauf Ludwig von einer polnischen Gesandtschaft, den Bischof von Krakau an der Spitze, zur feierlichen Krönung in dieser Stadt abgeholt wurde. Durch diesen Länderzuwachs wurde Ludwig der mächtigste Landesherr seiner Zeit, der jetzt, um sich die Herzen seiner neuen Unterthanen geneigt zu machen, ihren Handel durch vortheilhafte Privilegien begünstigte, und mehrere adelige Häuser mit Ehren und Reichthum überhäufte.

Vor Allen konnte sich das Geschlecht der Stibore der königlichen Gunst rühmen, und diese stieg unter seinem Nachfolger, dem Könige Sigmund, noch höher, so daß Stibor Vajda unter diesem Könige Woiwode von Siebenbürgen, Graf von Presburg und Bistritz, Oberstkämmerer des Reiches, und Herr des ganzen Waagthales wurde.

Indessen war doch das Band, welches seit Kasimirs Tode Polen mit Ungarn verband noch zu lose geschlungen, und einige Mißgriffe, die sich Ludwig in der Besteuerung der polnischen Großen zu Schulden kommen ließ, löseten dasselbe nach seinem Tode wieder auf, wozu auch der Uebermuth der ungarischen Besatzungen in den polnischen Städten nicht wenig beitrug. Zwar hatten die Stände von Polen dem Könige Ludwig auf einem Landtage in der ungarischen Stadt Zol (1382) versprochen, daß sie nach seinem Tode die Krone von Polen an seine ältere Tochter Maria und ihren Bräutigam Sigmund von Brandenburg übertragen würden; aber es war ihnen mit diesem Versprechen nie Ernst gewesen, und betrachteten vielmehr nach Ludwigs Tode ihren Thron für erledigt. In dieser Absicht vertrieben sie die ungarischen Besatzungen aus dem Reiche, und erwählten nach einigen Jahren den Großfürsten von Litthauen mit Namen Jagello zu ihrem Könige, der in der Taufe den Namen Wladislaw II. annahm, und sich sodann mit Hedwig, der jüngsten Tochter Ludwigs vermälte (1386).

Ludwigs ältere Tochter Maria war, wie bereits erwähnt wurde an Sigmund, Markgrafen von Brandenburg, einem Bruder des Königs von Böhmen, und zugleich deutschen Kaisers Wenzel verlobt, und diese wurde nun nach dem Tode Ludwigs Königin von Ungarn. Sie vermälte sich im Jahre 1384 wirklich mit Sigmund, konnte sich aber ihrer Herrschaft nicht erfreuen, nachdem eine ihr abgeneigte Partei den König Karl dem II. (beigenannt den Kleinen) von Neapel nach Ungarn berief, und ihm zu Stuhlweißenburg noch in dem nämlichen Jahre die Krone aufsetzte, bei welcher Feierlichkeit selbst Maria mit ihrer Mutter Elisabeth, einer Tochter des Herzogs Stephan von Bosnien gegenwärtig war.

Zwar wurde Karl wenige Wochen nach seiner Krönung auf Anstiften Elisabeths in dem Palaste des ihr treu ergebenen Palatins Gara zu Ofen tödtlich verwundet, und starb auch an der erlitte-

nen Verletzung; allein dadurch gelangte Maria nur auf kurze Zeit in den ruhigen Besitz des Thrones, denn als sie in Begleitung ihrer Mutter eine Reise nach den südlichen Provinzen dieses Reiches machte, um durch ihre Gegenwart die Ruhe in denselben herzustellen, überfiel sie der unversöhnliche Ban von Kroatien Horwáthi genannt, in der Gegend der Stadt Diacowár, tödtete den Palatin Gara, zerstreuete das königliche Gefolge, und nahm die beiden Königinnen gefangen.

Sigmund, der schon bei der Wahl Karls des Kleinen in Böhmen ein Heer gesammelt hatte, um den Aufdringling die Krone zu entreißen, war auf die Nachricht von seinem Tode wieder nach Böhmen zurück gekehret; nun da er aber das noch traurigere Schicksal seiner Gemalin erfuhr, eilte er jetzt auf's Neue mit einer starken Armee nach Ungarn, um die Vermessenheit des Ban Horwáth und seiner Anhänger zu bestrafen. Hier vereinigte sich mit ihm die der Königin ergebene Partei, wählte ihn zum Könige, und krönte ihn zu Stuhlweißenburg im Jahre 1387, worauf er nach Dalmatien zog, die Anhänger Horwáthis in verschiedenen Treffen schlug, und zuletzt den Ban selbst gefangen bekam, welchen er so wie seine vorzüglichsten Mitschuldigen zu Fünfkirchen grausam hinrichten ließ. Die Königin Maria, die bereits von dem venetianischen Kapitän Johann Barbadigo aus ihrer Gefangenschaft befreiet worden war, umarmte endlich nach einer einjährigen Gefangenschaft in Agram ihren Gemal wieder, und übertrug ihm sodann die ganze Regierung feierlich zu Ofen, wo sie auch bis zu ihrem Tode (1393) verblieb.

Unter Sigmunds Regierung erschienen zuerst die Osmannen oder Türken in Ungarn, welche verheerend in der Bulgarei eingefallen waren, aber von Sigmund bei Klein-Nikopolis geschlagen wurden (1392). Dieß war der Anfang jener Kämpfe christlicher Kultur mit der orientalischen Barbarei, durch welche Ungarn 16 Menschenalter hindurch zerrissen wurde, bis endlich nach 400 Jahren, nämlich nach dem ersten Einfalle der Osmannen, der Sistover-Friede die letzte kriegerische Unternehmung des Islams gegen Ungarn beschloß. Damals war Bajazet — der seiner Schnelligkeit wegen, womit er Eroberungen machte, der Blitz genannt wurde — der Sultan der Osmannen, und da sie ihre Eroberungen schon bis an die Grenzen von Ungarn ausdehnten, so rüstete sich Sigmund mit aller Macht wider sie, und bat auch die christlichen Mächte um ihren Beistand. Wirklich sendeten Frankreich und Deutschland Hilfsvölker, mit welchen verstärkt Sigmund in die Bulgarei eindrang, und Nikopolis belagerte. Da er aber diese Stadt lange nicht erobern konnte, so fand Bajazet Zeit, von Konstantinopel aus, welches er mittlerweile belagert hatte, bis Nikopolis vorzurücken, und dem Könige Sigmund eine Schlacht zu liefern, die hauptsächlich durch den Uebermuth und die Unachtsamkeit der Franzosen verloren ging, und zugleich mit der völligen Niederlage des christlichen Heeres endigte. Sigmund selbst entkam nur mit genauer Noth der Gefangenschaft, und irrte lange Zeit in des Feindes Land herum, bis er endlich an die Mündung der Donau kam, wo er sich auf einer Galeere einschiffte, dem griechischen Kaiser in Konstantinopel einen flüchtigen Besuch abstattete, und von da über Jadra nach Ungarn zurück eilte, das neuerdings durch heftige Parteiungen zerrüttet, ein Schauplatz der gräulichsten Verwirrung geworden war. Als Sigmund nach mancherlei Gefahren im Februar 1397 in Ofen anlangte, hielt er sogleich ein strenges Gericht über die Unruhestifter, und schrieb einen Landtag nach Körös-Udvárhely aus, auf welchem er aber eines Tages mitten in der Versammlung von den Magnaten gefangen genommen, und auf das feste Schloß Siklos in den Kerker abgeführt wurde, in welchem er viele Wochen schmachtete, bis es ihm endlich gelang, aus demselben zu entkommen und nach Böhmen zu entfliehen.

Während Sigmunds Gefangenschaft und seiner Flucht berathschlagten sich die ungarischen Großen, wen sie an Sigmunds Stelle zu ihrem Könige erwählen sollten, wo nun ihre Wahlen zuletzt auf Ladislaus von Neapel, und Wladislaw von Polen fielen. Dieser aber schlug das Begehren der an ihn abgeschickten Gesandtschaft edelmüthig ab, und so blieb nur noch Ladislaus von Neapel übrig, der sich zur Annahme der ungarischen Krone bereitwillig fand. Aber auch Sigmund hatte noch immer viele Anhänger, worunter vorzüglich der schon erwähnte Stibor und das Haus Gara die Mächtigsten waren. Stibor erhob zuerst sein Banner, lagerte vor der feindlich gesinnten Stadt Neutra, und eroberte sie. Bald darauf versammelten sich um ihn, Sigmunds Getreue, verheerten die Güter der Rebellen, und erstürmten viele ihrer Burgen und Schlösser. Stibor benahm sich dabei so tapfer und umsichtsvoll, daß ihm selbst Sigmund das Zeugniß gab, daß der Anfang seiner Befreiung und seiner künftigen gesicherten Macht blos von Sibors kräftigen Unternehmungen ausgegangen sey.

Mittlerweile war Ladislaus von Neapel, welcher vom Papste, dem Ban von Bosnien und den dalmatinischen Seestädten unterstützt worden war, und der auch im Innern des Landes bei seinem

Erscheinen auf einen starken Anhang rechnen konnte, nach Ungarn vorgedrungen, und hatte den Ban von Kroatien, der sich ihm entgegen warf, in die Flucht geschlagen, worauf sich seine Scharen plündernd und verheerend bis an die Donau ausbreiteten, und Raab einnahmen, in welcher Stadt sich Ladislaus von dem Kardinale Florentin zum Könige krönen ließ (1403). Allein nun rüsteten sich auch Sigmunds Getreue aus aller Macht zur Abtreibung des Ladislaus, wobei vor Allen Stibor eine ungemeine Thätigkeit entwickelte. Dieser schiffte seine Truppen auf der Donau ein, überfiel und eroberte Raab nach einer hartnäckigen Gegenwehre, wendete sich sodann gegen Ladislaus selbst, der mit seinem aus Ungarn und Neapolitanern bestehenden Heere bei Sabes ungefähr eine Tagreise von Raab gelagert war, griff ihn an, und schlug ihn dergestalt auf's Haupt, daß Ladislaus sogar sein königliches Banner verlor, und mit dem Ueberreste seines Heeres in wilder Flucht nach Dalmatien zu eilen genöthiget war, während Stibor nach Stuhlweißenburg und Ofen ging, und dort die getreuen Bürger in ihrer Anhänglichkeit an Sigmund bestärkte. Als nun bei so günstig vorbereiteten Verhältnissen Sigmund endlich von Böhmen nach Ungarn zurück kehrte, und das noch widerspänstige Gran belagerte, vereinigte sich Stibor mit dem Heere des Königs, und war bei der Erstürmung dieses Ortes der Erste, der die Mauern auf einer Leiter erstieg, und die königliche Fahne daselbst aufpflanzte. Nach der Eroberung dieser Stadt ergaben sich die meisten von der Gegenpartei noch besessenen Städte nach und nach, und Ladislaus, der den Fall seiner Anhänger erfuhr, sah nun ein, daß für ihn keine Hoffnung mehr übrig sey Sigmunden zu unterdrücken, weßhalb er noch die einzige Stadt Jadra, die ihm in dem ungarischen Gebiete übrig geblieben war, an die Venetianer verkaufte, und dann in sein Vaterland Italien zurück zog. Sigmund benützte nun den günstigen Augenblick um alle ihn noch fürchtenden oder abgeneigten ungarischen Großen durch die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie für sich zu gewinnen, und da vorzüglich der Papst an den vorgegangenen Unruhen Schuld trug, so bemühte er sich, seine Einmischung in die Angelegenheiten von Ungarn dadurch zu erschweren, daß er seinen Unterthanen verbot päpstliche Briefe ohne ausdrückliche königliche Erlaubniß anzunehmen.

Nachdem Stibor zur Wiedererhebung Sigmunds so Vieles beigetragen, und die Gegenparteien durch seine Macht und Tapferkeit nieder gedrückt hatte, nahm er von dem dankbaren Könige Sigmund Abschied, und begab sich auf seine Besitzungen im Waagthale, welche er theils wegen ihrer romantischen Lage, vorzüglich aber wegen des unermeßlichen reichen Jagdgebietes vor allen andern liebte.

Aber wie sehr dieser Mann einerseits durch seine Tapferkeit und Kriegseinsicht Bewunderung verdient, und so hohe Verdienste er sich auch um Sigmund durch die Vernichtung seiner Gegner, und die dadurch erwirkte Ruhe im Lande überhaupt erworben hatte, eben so sehr muß man anderseits seinen stolzen, wilden und grausamen Karakter bedauern, der ihm unter den Niedrigen nur eine verächtliche Menschenklasse erblicken ließ, die blos zur Unterwürfigkeit und Knechtschaft geschaffen sey, und daher keinen Anspruch auf Milde und Gerechtigkeit verdiene. Wirklich war diese seine Ansicht auch die Gesinnung der meisten Adeligen seiner Zeit, und die entsetzliche Bedrückung des Bauernstandes brachte unter diesem häufige Empörungen zu Stande, von welchen jene des Doscha die gefährlichste war, und vielen Tausend Adeligen oder Herren das Leben kostete.

Stibor vertrieb sich die Langeweile auf seinen Schlössern im Waagthale gewöhnlich mit Zechgelagen und der Jagd. Auf einer solchen hatte er sich einst sehr müde geritten, und lagerte sich zur Erquickung mit seinen Jagdgefährten an den Ufern der reißenden Waag. Unter seinem Gefolge befand sich auch sein Hofnarr Betzko genannt, der bei keinem Vergnügen fehlen durfte, und der durch seine bisweilen witzigen Einfälle das düstere Gemüth seines Gebieters oft aufheiterte. Dieser kramte auch hier seine Schwänke aus, und brachte dadurch seinen Herrn bald in eine so heitere Gemüthsstimmung, daß dieser ihm eine Bitte erlaubte, deren Gewährung er ihm bei seinem Ritterworte zusicherte. Betzko sah darüber nachdenkend auf das jenseitige Waagufer, wo ein gewaltiger Fels weit über den Berg hervor ragte, und sprach plötzlich zu Stibor: »Herr, wie schön wäre es nicht, wenn dieser arme Fels dort drüben mit einem Hütchen bedeckt wäre, damit sein alter Kopf von Regen, Schnee und Wind nicht so viel zu leiden hätte. Gewähret mir also die Bitte, und bauet für mich ein Schlößlein darauf, welches meinen Namen Betzko führen soll.«

Die Jagdgesellschaft lachte über dieses närrische Begehren, da dieser Fels gar keinen Zugang hatte; allein Stibor hielt seine Bitte für vernünftig, und fand sich eben durch die Schwierigkeit des Baues sehr geschmeichelt. Auf seinen Befehl wurden also sogleich die Leibeigenen aufgeboten, ganze

Wälder umgehauen, berghohe Gerüste bis zum Gipfel des Felsens aufgebauet, ein schmaler Pfad in dem Felsen ausgehauen, und ehe noch ein Jahr verstrich stand durch die Mühe von Tausend und Tausend Zwangsarbeitern eine stattliche Burg, wohl versehen und allenthalben prächtig geziert auf der Krone des Felsens.

Nachdem die Burg gehörig eingerichtet, und mit allen Bequemlichkeiten versehen war, bezog Stibor mit seiner Gemalin gerade am Jahrestage der Bauunternehmung das schöne weit in das Land hinaus schauende Schloß Betzko genannt *) unter dem Jubel seines Hofnarren und vieler Ritter und Tafelfreunde, die aus der Umgegend dazu geladen waren.

Hier verweilte er nun fast beständig, da häufig selbst aus fernen Landen Besucher in diese Gegend kamen, um das prächtige Felsenschloß zu beschauen, und die Kühnheit des Bauherrn zu bewundern. Stibor nahm jeden ebenbürtigen Wanderer gastfreundlich auf, und bewirthete ihn auf's Beste. Einst hatte sich auch eine zahlreiche Gesellschaft von neugierigen Besuchern bei Stibor auf dem Schloße Betzko eingefunden, und der bei der Malzeit genossene Wein ließ manches Lebehoch zum Wohle des Burgherrn erschallen. Da störte dieses fröhliche Gelage auf einmal das Geheul eines Hundes, der mit drei Füßen (nachdem ihm der vierte eben abgeschlagen ward) in das Zimmer kroch. Stibor sprang wüthend von seinem Sitze auf, da er an dem verletzten Hunde seinen Lieblingshund erkannte, den er immer auf der Jagd bei sich hatte, und forschte gierig nach dem Thäter dieser Frevelthat. Bald stellte sich ihm ein hochbejahrter Mann vor, der bettelnd in das Schloß gekommen war, und der den Hund, da ihm dieser beißend verfolgte, durch einen Schlag mit seinem Stocke wider seinen Willen das Bein zerschmettert hatte.

Ergrimmt über diese That befahl Stibor, daß man dem armen Manne zur Strafe auch einen Fuß entzwei schlagen solle; allein seine Gemalin meinte, daß dieses für ihn eine zu leichte Strafe wäre, und daß es besser sey, ihn von der Spitze des hohen Felsens hinab zu stürzen, wodurch er alle Knochen sich brechen müßte. Der barbarische Rath des wüthenden Weibes fand sogleich bei Stibor Beifall, und ungeachtet des inständigen Bittens des Alten wurde er jetzt von dem schauerlichen Abhange hinab geworfen, wodurch er natürlich ganz zerschmettert ward. Bevor aber der Alte noch hinab gestossen wurde, prophezeihete derselbe dem Stibor, daß binnen Jahresfrist ihm ein ähnliches Schicksal treffen werde. Stibor lachte höhnisch bei dieser Drohung, die aber wirklich in der bestimmten Zeit, und zwar auf eine schaudervolle Art in Erfüllung ging.

Es war nämlich gerade der Jahrestag, wo der unglückliche Greis von dem hohen Felsen herab geschleudert wurde, als Stibor mit seinen Gästen bei der Tafel wacker zechte. Vom Weine überladen ging er nach aufgehobener Tafel in den Schloßgarten, und legte sich unter dem kühlenden Schatten der Bäume, wo er auch bald einschlief. Da ringelte sich eine große Schlange auf ihn zu, und biß ihm ein Auge aus. Von einem wüthenden Schmerze ergriffen, sprang Stibor auf, aber kaum hatte er sich erhoben, so biß ihm die Schlange auch sein zweites Auge aus. Der vom Schmerze beinahe außer sich gebrachte Stibor rannte nun in voller Verzweifelung auf die Felsenspitze zu, und stürzte sich von der schwindelnden Höhe brüllend hinab, ehe noch seine Gemalin und die Tafelfreunde, die auf sein Geschrei erschrocken herbei geeilet waren, ihn von dem tödtlichen Sturze zurück halten konnten. Auf diese Art ging die Prophezeihung des alten Mannes, den Stibor vor dem Verlaufe eines Jahres in den Abgrund hatte stürzen lassen, in traurige Erfüllung.

---

*) Noch heut zu Tage bewundert der im Waagthale Reisende mit Staunen die stattlichen Ruinen dieser Burg.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK



Der Einsturz des Speisesaales zu Persenbeug

in Nieder-Oesterreich,

während der Anwesenheit des Kaiser Heinrichs.

Jahr 1045.

Deutschland, welches Kaiser Karl der Große in seiner sehr ruhmvollen 46 Jahre lang dauernden Regierung (vom Jahre 768 bis 814) zur höchsten Stufe der Macht und des Ansehens empor gebracht hatte, fing unter seinen Nachfolgern schnell an von seiner Hoheit herab zu sinken, und seinem Verfalle zuzueilen. Karls Nachkommen waren aber auch, was Herrschertugend, Tapferkeit und Geistesgröße anbelangt, ihrem großen Ahnherrn in keiner Beziehung vergleichbar; im Gegentheile sind sie in der Geschichte nur durch ihre Beinamen bekannt, die ihre geistige oder körperliche Schwäche beurkunden. Denn außer Ludwig den Frommen, dem Nachfolger Karl des Großen, welcher im Jahre 840 starb, und Deutschland in voller Verwirrung zurück ließ, erscheinen unter Karls Nachfolgern ein Karl der Kahle, ein Karl der Dicke, ein Karlmann der Lahme, ein Karl der Einfältige, ein Ludwig der Stammler und ein Ludwig das Kind; und nach anderthalbhundert Jahren war von dem so berühmten Stifter der karolingischen Linie bereits der letzte Sprößling verschwunden.

Bei so schwachen Regenten läßt es sich leicht voraus setzen, daß die Großen und Mächtigen, über welche einst Karl der Große geherrscht, und deren Uebermacht oder Uebermuth er in heilsame Schranken eingeengt hatte, diese günstige Gelegenheit, ihr altes Ansehen wieder zu erlangen, nicht werden unbenützt vorbei gehen lassen haben, was um so leichter geschehen konnte, da Karls des Großen gewaltiges Reich, welches zuletzt ganz Frankreich, den größten Theil von Italien, ganz Deutschland mit Sachsen und einigen slavischen Ländern umfaßte, im Jahre 843 durch einen Vertrag zu Verdun in Frankreich, zerstückelt, und in drei besondere Reiche abgetheilt wurde, in welche sich die Söhne Ludwig des Frommen theilten, so zwar, daß der älteste Sohn Ludwig Deutschland bekam, Karl der Kahle aber Frankreich, und Lothar hingegen Italien, und alles Land zwischen Frankreich und Deutschland erhielten, daher von ihm der heutige Name Lotharingen oder Lothringen.

Bald mußten die Beherrscher dieser drei Reiche den schädlichen Einfluß, welchen die wachsende Macht des Adels darin erzeugte, zu ihrem eigenen Nachtheile lebhaft empfinden. Das Volk, dessen anfangs drückende Lage Karl der Große um Vieles gemildert, und worin er zuletzt eine dankbare und mächtige Waffe wider die übermüthigen Zwingherren gefunden hatte, gerieth wieder in eine der freien Menschenwürde entehrende Dienstbarkeit unter dieselben, und ein verwegenes Seeräubervolk, die Normannen, welche das heutige Dänemark, Schweden und Norwegen bewohnten, und selbst Verwandte der Deutschen waren, plünderten ungestraft auf ihren Raubzügen die Küsten von Deutschland, Italien und Frankreich, und ließen sich sogar in einem Theile des letztgenannten Landes nieder (die heutige Normandie). Die Regenten von Deutschland beurkundeten ihre Schwäche wider diese Abenteurer vorzüglich dadurch, daß sie ihnen gewöhnlich den Frieden durch eine große Summe Geldes abkauften, welchen

jedoch diese Flibuster (Freibeuter) des Mittelalters nur so lange hielten, bis sie wieder Geld brauchten, worauf sie ihr altes ehrenloses Spiel auf's Neue begannen. Die Deutschen, welche unter Karl dem Großen so schöne Thaten der Tapferkeit verrichtet hatten, sahen mit tiefer Beschämung und geheimen Ingrimme die Schwäche ihrer Beherrscher, die sie selbst zur Ohnmacht und Unterwürfigkeit gegen ein verwegenes Raubgesindel verdammte, und sie beinahe zu Leibeigenen der mächtig um sich greifenden Großen machte.

Zwar sollte in Karl dem Dicken noch ein Mal das große Reich Karl des Großen vereiniget werden, denn nach dem Aussterben des Lotharingischen Hauses im Jahre 875 mit Ludwig dem II., und des fränkischen im Jahre 884 mit Karlmann, erhielt Karl der Dicke aus dem deutschen Hause alle die Länder der beiden erloschenen Königshäuser als Erbtheil; allein der schwache Karl der Dicke war nicht Karl der Große, und wie in diesem der Zuwachs an Ländern die Fülle der Kraft stets mehr und mehr entwickelte, so offenbarte sich in jenem die Blöße der Ohnmacht immer deutlicher und verderblicher. Um diese Zeit hatten die Normannen einen neuen Einfall in Frankreich unternommen, und bereits Paris umlagert (885). Nun drang man in den König, diese Freibeuter mit einem Heere anzugreifen, und durch ihre Niederlage ihnen das Handwerk für immer zu sperren; allein erst ein Jahr darnach rückte Karl mit einer Armee vor die hartbedrängte Stadt, und als er die Normannen ansichtig wurde, verzagte er, und kaufte ihnen abermals den Frieden mit Geld und Provinzen ab, durch welche erniedrigende Handlung er den letzten Rest der Achtung und Anhänglichkeit der Deutschen verlor. Diese richteten deßhalb ihr Augenmerk auf den Herzog von Kärnthen, Arnulph genannt, der ein natürlicher Sohn Karlmanns von Baiern war, und boten ihm die deutsche Krone an, worauf Arnulph in Deutschland wirklich erschien, und sodann in der Stadt Tibur im Jahre 887 zum deutschen Könige gekrönt wurde. Karl überlebte seine Schande nicht lange, denn schon ein Jahr später starb er von Allen verlassen fast in Dürftigkeit.

Nun trat Arnulph fest und männlich auf, und besiegte unter seiner Anführung die bisher allgefürchteten und unbesiegbar geglaubten Normänner, nachdem er sie an der Dyle, nicht weit von der Stadt Löwen gänzlich auf's Haupt geschlagen hatte, wodurch ihren Raubzügen in Deutschland auch für immer ein Ende gemacht wurde. Aber kaum war dieser gefährliche Feind im Westen von Deutschland vernichtet, als bald darauf ein noch ärgerer im Osten dieses Reiches erschien, der es bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts durch seine Raubzüge zu Lande jammervoll verwüstete, nämlich die Magyaren oder Ungarn. Dieses Volk, dessen Abstammung noch heut zu Tage nicht ergründet ist, hatte sich zur Zeit Karl des Großen in Pannonien, dem heutigen Ungarn nieder gelassen, und unterjochte die Avaren, welche damals den größten Theil dieses Landes in Besitz hatten, um zuletzt ihre Herrschaft über einen großen Theil des heutigen Oesterreichs auszubreiten. In ihren Sitten und Gebräuchen, selbst in ihrer Gestalt erinnerten sie sehr lebhaft an die Hunnen, welche 400 Jahre früher Europa von einem Ende bis zum andern verwüstend durchzogen, und sich größten Theils in dem nämlichen Lande nieder gelassen hatten. Die Veranlassung zu den Einfällen dieses Volkes in Deutschland gab König Arnulph selbst, nachdem er den mächtigen Herzog von Mähren, Namens Zwentibold, dem er Böhmen geschenkt hatte, und der ihm sodann treulos den Gehorsam aufkündigte, durch die Ungarn bezwingen wollte, was ihm auch gelang, so daß dieser stolze Slave in einem Feldzuge gedemüthiget wurde, und von seiner Höhe herab sank; allein Arnulph bereitete mit diesem Aufrufe an die Magyaren — wiewohl unwissend — dem deutschen Reiche nachmals einen unermeßlichen Schaden, da diese Nation durch Mähren und Oesterreich den Weg in das schöne Deutschland fand, und es bei den Unruhen, die nach Arnulphs Tode darin begannen, zeitweise nach ihrer Sitte jämmerlich plünderte und verheerte. Nach dem Tode des Königs Arnulph, der im Jahre 899 gestorben war, wurde sein erst 6jähriger Sohn Ludwig (daher das Kind genannt) von den Fürsten zum römischen Könige erwählet, und ihm während seiner Minderjährigkeit der Erzbischof von Mainz als Reichsverweser beigegeben; allein die Großen achteten des Bischofes nicht, und so schaltete der Herzog Otto der Erlauchte ohne Rücksicht auf das Reich. In Franken wüthete eine heftige Fehde zwischen den beiden mächtigen Geschlechtern der Babenberger und Rothenburger, und die meisten übrigen Fürsten von Deutschland besorgten nur ihr eigenes Interesse. Diese Schwäche des zerrütteten Staates benützten nun die Ungarn, nachdem sie sehr listig das Land vorher hatten auskundschaften lassen, zu einem furchtbaren Einfalle. Sie zerstörten Dörfer und Klöster, welche in Flammen aufgingen, verheerten das offene Land, sengten und mordeten auf Kanibalenweise, und schleppten zuletzt Männer,

Weiber und Kinder in die Gefangenschaft fort. Dieser erste Raubzug fällt in das Jahr 911, in welchem auch der erst 18jährige Ludwig von tiefem Jammer über all' dieses Mißgeschick, welches er nirgends abzuwenden vermochte, starb, und die Regentenreihe der deutschen Karolinge beschloß.

Der Anfang der verheerenden Raubzüge der Ungarn nach Deutschland war nunmehr gemacht, und es ließ sich leicht voraus sehen, daß diese ungebetenen Gäste ihre Einfälle gelegenheitlich wieder erneuern werden. Oesterreich, welches damals größtentheils zu Baiern gehörte, hatte in diesem Raubzuge nicht weniger als Baiern und Deutschland selbst gelitten; daher wurde dem bairischen Grafen Sieghart von Sempta und Ebersberg der Auftrag ertheilet, Oesterreich, als die Vormauer von Deutschland mit festen Plätzen zu versehen, um den allenfalls erneuernden Eindringen der Ungarn einen kräftigen Widerstand entgegen zu setzen. Graf Sieghart ging nun diesem Auftrage zufolge nach Oesterreich, befestigte das von den Ungarn verwüstete Lorch*), und erbauete Persenbeug und Ebersberg am Traunfluße zum Andenken an das bairische Ebersberg, an welchem die Sempta vorüber fließt, und wovon er seinen Geschlechtsnamen führte. Zugleich hatte er auch als Oberfeldherr der bairischen Truppen diesem Lande vorzustehen. Die damalige Veste Persenbeug erhielt aber ihren Namen daher, weil sie an einer Stelle an der Donau erbauet wurde, wo dieselbe durch ihren heftigen Andrang eine für die Schifffahrt sehr gefährliche Krümmung oder Beugung macht, weßhalb man sie anfangs Bösenbeug nannte, welche Benennung nachmals in Persenbeug überging, welcher Name gegenwärtig auch beibehalten wird, obschon im Munde des Volkes dieser Ort noch immer Pösenboig genannt wird. Die Vollendung dieser Veste fällt in das Jahr 900; allein Siegbart genoß die Früchte seiner Bemühungen nicht lange, nachdem er bei einem abermaligen Einfalle der Magyaren im Jahre 907 das Leben verlor. Als er nämlich mit dem deutschen Heere in diesem Jahre mit den Schiffen, welche demselben Lebensmittel zuführten, und die er zu beaufsichtigen hatte, in die Gegend zwischen Hainburg und Theben gekommen war, wurde er bei einem nächtlichen Ueberfalle der Ungarn sammt vielen anderen deutschen Anführern von denselben im Lager erschlagen. Nach ihm kamen noch zwei Besitzer von Persenbeug und Ebersberg vor, nämlich die Grafen Ratold und Albrecht III., mit welchem dieser Stamm erlosch. Dieser Albrecht hatte Persenbeug den Mönchen von Ebersberg zugedacht, welche gleich bei der Gründung dieser Stadt daselbst ein Kloster erhalten hatten, und deren erste Bewohner aus Baiern hieher verpflanzt worden waren. Doch Albrechts hinterlassene Wittwe mit Namen Richlind wünschte diese Festung ihrem Neffen, Welfo von Altdorf zuzuwenden, und es bot sich auch bald eine schickliche Gelegenheit dar, die Bestätigung der Verleihung vom Kaiser Heinrich dem III. für ihren Neffen zu erlangen. Dieser treffliche deutsche Regent aus dem berühmten sächsischen Herzogsbause, ein Sohn Kaiser Konrads des II. erlangte im Jahre 1039 die Kaiserwürde, und erhob in seiner 17jährigen Regierung Deutschland zu einer früher noch nie gesehenen Höhe. Im Jahre 1045, wo er den hartnäckigen Böhmenherzog Brzetislaw, den Sohn Udalrichs nach einem 3maligen Feldzuge wider ihn endlich gedemüthiget hatte, unternahm er einen Feldzug nach Ungarn, um diesen König Namens Peter, welcher seine Hilfe angerufen hatte, wider dessen Gegenkönig Aba beizusteben. Von Regensburg, wo sich das deutsche Kriegsheer gesammelt hatte, schiffte er auf der Donau herab, und besuchte die Gräfin Richlind in Persenbeug, wo sie noch immer nach dem Tode ihres Gemals wohnte. Bereits hatte sie einen mächtigen Fürsprecher an dem Bischofe Bruno von Würzburg gefunden, und so wurde der Kaiser bald geneigt gemacht, ihr die Bitte wegen der Verleibung Persenbeugs an ihren Neffen Welfo zu gewähren. Richlind veranstaltete nun, um den hohen Gast würdig empfangen zu können, ein großes Fest auf dem Schloße Persenbeug, und bereits fing bei der Tafel die Fröhlichkeit schon an, allgemein zu werden, als plötzlich der alte morsche Boden des Speisesaales, worin sich der Kaiser mit sehr vielen hohen Gästen befand, unter der ungewohnten Last einbrach, und mit allen Anwesenden in das darunter befindliche Badehaus stürzte. Der Kaiser erlitt bei diesem Ereignisse eine Beschädigung am Arme; viele Andere aber bedeutende Verwundungen. Der Bischof Bruno von Würzburg hingegen, so wie der Abt zu Ebersberg mit Namen Altmann, und auch die Gräfin Richlind starben an den erhaltenen Quetschungen.

---

*) An dem Platze, wo heut zu Tage die Stadt Enns steht.

Kaiser Heinrich ging hierauf nach Ungarn, wo er von dem Könige Peter auf das herrlichste empfangen, und mit reichen Geschenken beehret wurde. Er feierte daselbst das Pfingstfest, suchte den Thron Peters zu befestigen, und kehrte sodann nach Deutschland wieder zurück.

Unter dem Babenberger Albrecht dem I. (vom Jahre 1018 bis 1056), der wegen seiner vielen Siege über die Ungarn, denen er mit dem Beistande seines tapfern Sohnes Leopold den ganzen Landstrich von dem Kahlenberge bis an den Leithafluß abgewann, den Beinamen des Sieghaften erhielt, kam nun Persenbeug an das Haus der Babenberger. Unterösterreich hatte zu jener Zeit, nämlich 1056 als dem Todesjahre Albrecht des I. jenen Umfang, den es heut zu Tage hat, nachdem gegen Ungarn die Flüße Leitha und March die natürliche Grenze bildeten, während es von Baiern durch die Enns getrennt wurde. Unter Albrecht dem I. wurde aber Oesterreich von Baierns unmittelbarer Hoheit getrennt, zu einem eigenen Markgrafthume umgebildet, und in ein Reichslehen verwandelt. Dieses geschah bei Gelegenheit der Vermälung Kaiser Heinrich des III. mit Agnes, der Tochter des Grafen Wilhelm von Poitau zu Ingelheim im Jahre 1043, wobei sich der Prinz Leopold, der Sohn Albrechts gleichfalls befand, aber zum großen Leidwesen des Kaisers und des gesammten Reiches schon im December desselben Jahres zu Ingelheim starb. Zwar suchten die Mönche von Ebersberg noch immer ihre Rechte auf Persenbeug zu behaupten, weil sie den Umstand anführten, daß Graf Sieghart von Sempta sie als Erben von Persenbeug für den Fall eingesetzt habe, wenn der gräfliche Stamm aussterben sollte, und der Streit wegen dem Besitze dieses Ortes dauerte bis zu dem Regierungsjahre Leopold des III. des Schönen aus dem Hause Babenberg, der sich endlich mit ihnen verglich, und ihnen dafür andere Güter abtrat, worauf er im Jahre 1096 Persenbeug und Ybs seiner jüngeren Tochter Richardis zum Heirathsgute gab. Ihr Gemal war Heinrich von Regensburg Graf Stephaning, der aber schon im Jahre 1101 auf einem Kreuzzuge um das Leben kam, worauf Persenbeug wieder dem österreichischen Fürstenhause verblieb.

Nach dem Aussterben des babenbergischen Hauses mit Friedrich dem II. dem Streitbaren im Jahre 1246 kam nach dem Interregnum die Veste Persenbeug an das Haus Habsburg, und wurde im Jahre 1500 von Kaiser Maximilian dem I. an den Grafen Hardegg gegen Wiedereinlösung verpfändet. Nach der Einlösung verkaufte aber Kaiser Rudolph II. die Veste Persenbeug dem Ferdinand Albrecht, Freiherrn von Hoyos auf Stüchsenstein, und nun verblieb es bei diesem Hause bis zum Jahre 1801, wo der höchstselige Kaiser Franz Persenbeug wieder erkaufte, und es als ein Familiengut bestimmte.

Persenbeugs Lage ist in jeder Beziehung höchst romantisch. Man erblickt von dem Schloße Hügel, Berge, Wälder und Wiesen in den lieblichsten Formen. Majestätisch wälzt die Donau ihre brausenden Fluthen abwärts, und ringsum prangen Schlößer und erheben sich die Kirchthürme freundlicher Dörfer. Von der Ferne erhebt sich das Schloß majestätisch empor, und kehrt seine schöne Fronte von 2 Stockwerken mit einem großen Thurme gegen die Donau zu. Das Innere des Schloßes ist geräumig und weitläufig; die Säle, Zimmer, Gänge und Stiegen sind groß und hoch nach der Bauart der damaligen Zeit, aber ohne Benützung des Raumes auf Bequemlichkeit und Symetrie. Der innere Hof soll der alte Turnierplatz gewesen seyn, und noch steht ein Theil der gemauerten Gallerie, welche den ganzen Platz umschloß. Auch befindet sich im Schloße ein großer Garten, in welchem eine 50 Klafter lange Brücke führt, deren Seitenmauern mit Quadersteinen belegt und mit Bäumen gezieret sind, was den schönen Anblick des Ganzen noch vermehrt. Die gutmüthige Bevölkerung der ganzen Herrschaft Persenbeug, wozu außer dem Schloße und Markte Persenbeug noch 11 andere herum liegende Ortschaften gehören, zählt gegen 3000 Menschen. Auf jeden Fall aber ist die reizende und imposante Lage des Schloßes, und die Schönheit der Umgebung ganz geeignet der Sitz eines Fürsten zu seyn.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK



Die Gründung des Klosters Schlägel

in Oesterreich ob der Enns.

Jahr 1199.

Wenn man den majestätischen Donaustrom durch die arkadischen Gefilde des gesegneten Oberösterreichs herab fährt, so erblickt man bei der Einmündung der tosenden Rana in die Donau auf einem wildromantischen Hügel die alte Ritterveste Ranariedl. Hinter ihr breitet sich ein dichter schauerlicher Wald aus, der mit vielen Felsenschluchten und labyrinthischen Pfaden durchschnitten ist, und durch welchen die stürmende Rana sich die Bahn gebrochen hat. Verfolgt man länger ihren Lauf, so erblickt man nach zwei mühesamen Wegstunden die Ueberreste des alten Bergschloßes Falkenstein einst auf einem dreifachen Felsen erbauet, und gegenwärtig mit einem Meierhofe und einigen Häusern umgeben. Zwei viereckige Thürme befanden sich im Hintergrunde auf den höchsten Felsenspitzen, und ein runder sehr hoher Thurm auf einer benachbarten Felsenwand in einer schauerlichen Gegend mitten im Waldedickicht. Noch sieht man in der Mitte desselben eine kleine Oeffnung, welche zum Eingange bestimmt war, wohin man auf einer von Außen angelegten Treppe gelangte. Wer dahin verbannt wurde, war ohne Rettung verloren.

Der Bau dieser einst unüberwindlichen Burg fällt in das graue Alterthum, und sie soll ihren Namen Falkenstein von einem Falken erhalten haben, der auf einem dieser Felsen, wo die Burg stand, wieder gefunden wurde. Schon im Jahre 1140 kommt der Name Adalram von Falkenstein bei Gelegenheit der feierlichen Einweihung einer kremsmünsterischen Pfarrkirche zu Martinsberg in Niederösterreich als Zeuge vor.

Der merkwürdigste Ritter jedoch aus dem Geschlechte der Falkensteine war Caliogus oder Calchrius, Herr von Falkenstein, welcher zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebte, und sich durch sein frommes Leben und seine Freigebigkeit gegen Geistliche und Weltliche, die seine Hilfe in Anspruch nahmen, auszeichnete. Dieser hatte sich nun einst auf einer Jagd in den unermeßlichen Wäldern, die an seine Burg grenzten, und größtentheils noch jetzt bestehen, verirret, und mußte die Nacht hindurch in der schauerlichen Wildniß allein zubringen. Von der langen Jagd und dem fruchtlosen Bemühen den Rückweg in seine Burg aufzufinden schon sehr ermüdet, beschloß er jetzt auf der feuchten Erde sein Lager aufzuschlagen, und wollte sich eben um einen bequemen Platz umsehen, als er während dessen zu seinem großen Erstaunen einen Holzschlägel fand, der von irgend einem Holzhauer zurück gelassen war. So gleichgültig dem Ritter sonst ein solcher Fund gewesen wäre, so erwünscht kam er ihm jetzt, denn dieser sollte ihm als ein Kopfkissen für diese Nacht dienen, und bald legte auch der müde Jäger sein Haupt darauf. Aber die so nöthige Ruhe konnte Calchrius in dieser Nacht nicht lange genießen. Es erhob sich nämlich ein furchtbarer Sturm, der dumpf und unheimlich durch das Waldmeer dahin brauste, und bald vernahm er auch zu seinem Entsetzen das wilde Geheul hungeriger Wölfe, die sich in seiner Nähe aufhielten. Ueber diese unerwartete Gesellschaft machte sich nun Calchrius plötzlich von seinem harten Lager auf, sank auf die Knie und bat den Allmächtigen, daß er ihn in dieser Schreckensnacht gnädig bewahren wolle, wofür er zu Ehren der seligsten Jungfrau ein Kloster auf

demselben Platze, wo er gegenwärtig sich befinde, erbauen wolle. Kaum hatte er sein frommes Gelübde abgelegt, so fuhr mit furchtbarem Gekrache ein Blitzstrahl unweit von ihm in einen Baum, und spaltete denselben bis in den Grund, worauf auch die schon in drohender Nähe angekommenen Unthiere des Waldes heulend die Flucht ergriffen, und für diese Nacht nicht wieder sichtbar wurden. Ein schöner Morgen folgte auf die wilde Nacht, und Calchrius, der jetzt, um sich in der Wildniß zurecht zu finden, einen nahen Hügel erstiegen hatte, erblickte zu seiner großen Freude in geringer Entfernung den beschriebenen runden Thurm seines Schloßes. Er sagte jetzt wiederholt seinem rettenden Schöpfer den schuldigen Dank, merkte sich den Platz wohl, wo er diese Nacht durchwacht hatte, und eilte nun in seine Burg zurück, wo er von seiner ängstlich harrenden Gemalin Judith und seiner Tochter Elsbeth, so wie von dem ganzen ihn aufrichtig liebenden Burggesinde mit Jubel und Entzücken empfangen wurde.

Nachdem Calchrius sich durch Speise und Trank und die nöthig gewesene Ruhe erquicket hatte, gedachte er sogleich seines gemachten Gelübdes, und eilte dasselbe auch zu bewerkstelligen. Er ließ zu diesem Zwecke diejenige Stelle, wo er den Schlägel fand, von den dicht umstehenden Bäumen aushauen, berief Bauverständige und Werkleute zusammen, und ehe noch der Wald zum zweiten Male zu grünen anfing, stand schon ein schönes Kloster mitten in der Wildniß vollendet da, und mit allem Nöthigen reichlich versehen, worauf er zum bleibenden Gedächtnisse an jene Begebenheit diesem Kloster den Namen »Schlägel« gab. Dieß ist also der Ursprung des Klosters, dessen Bau in das Jahr 1199 fällt, und das in den sogenannten grauen Brüdern (religiosos ordinis griseorum) aus dem Kloster Langheimb seine ersten geistlichen Bewohner erhielt. Doch nur sieben Jahre hielten diese armen Mönche in dieser rauhen waldigen Wildniß aus, und kehrten mit allen ihren Habseligkeiten nach Langheimb zurück. Calchrius bemühete sich zwar die Abtrünnigen wieder zu erhalten, allein der damalige Abt von Langheimb bewilligte sein Ansuchen nicht. In der Folge vermehrte Calchrius die Einkünfte seiner Stiftung, und besetzte sie mit Prämonstratensern, die es noch bewohnen. Schlägel ist eine der reichsten Abteien Oesterreichs, deren Besitzungen sich fast in alle österreichische Länder erstrecken *).

Aber auch dem Wanderer, welchen ein ähnliches Mißgeschick wie ihn in der Nacht in dieser bahnlosen Gegend begegnen könnte, wollte der fromme und menschenfreundliche Calchrius einen Leitstern geben, um sich in der Dunkelheit der Nacht zurecht zu finden. Er machte daher eine Stiftung für ewige Zeiten, daß jede Nacht hindurch auf dem erwähnten Thurme ein beständiges und helles Feuer lodern solle, welches den verirrten Wanderer in den schauerlichen und lebensgefährlichen Schluchten den sichern Pfad zeigen, und ihn zu der gastlichen Burg führen sollte. Calchrius trat später selbst in das von ihm gestiftete Kloster als frommer Bruder ein, und liegt auch daselbst begraben. Nach seinem Tode schweigt die Geschichte lange von den Besitzern der Burg Falkenstein, und es scheint von seinen ehemaligen ritterlichen Bewohnern um das Jahr 1297 verlassen gewesen zu seyn, weil um diese Zeit sich nur Straßenräuber daselbst aufhielten, wozu die einsame Lage und Festigkeit des Gebäudes allerdings geschickt genug war. Erst in dem kurzen Kriege, den der österreichische Herzog Albrecht II., beigenannt der Lahme, mit dem Kaiser Ludwig von Baiern wegen dem Besitze von Niederbaiern im Jahre 1340 führte, geschieht wieder von dieser Veste eine Erwähnung. Albrechts Bruder, Otto der Kühne war im

---

*) Das Stiftsgebäude, so wie es sich jetzt zeigt, ist ein Werk des 17. Jahrhunderts. Die Stiftskirche ist geräumig und licht. Das Hochaltarblatt »Maria Himmelfahrt« malte Rhuckerbauer. Im Presbyterium sieht man zu beiden Seiten die Chorstühle der Kapitularen mit herrlicher Boiserie (Täfelwerk) von einem dortigen Chorbruder, die vier Evangelisten von Rhuckerbauer und das Monument des Prälaten M. Greysing. In der Mitte der Kirche ist der Kreuzaltar mit der Geschichte der Stiftung des Klosters in Holz eingelegt. Zu beiden Seiten desselben prangen die imposanten Marmorsteine zum Andenken der Prälaten Zypser und Capreolus. Von den Seitenaltären sind der Frauenaltar und das Bild des heiligen Norbert, von Bartholomäus Altomonte; der heilige Donat, und Johann von Nepomuck, von Rhuckerbauer. In der Sakristei werden nebst einem geschnitzten Kruzifixbilde eine Maria aus der Albrechts Dürerschen Zeit, werthvolle Paramente, Pastoralstäbe, Kelche, ein elfenbeinernes Ciborium mit herrlicher Schnitzarbeit ꝛc. aufbewahret. Auf dem Altare der Kapitelkapelle steht eine schöne Marien Statue von Holz. Im sogenannten grünen Zimmer befinden sich vier Albrecht Dürer. Im Porträtzimmer, und im kleinen Tafelzimmer findet man schöne Bildnisse der Prälaten und des Ordensstifters Norbert. Die an 8500 Bänden starke Bibliothek besitzt viele Manuscripte aus dem 15. Jahrhunderte, hierunter einen auf Pergament geschriebenen Livius mit herrlichen Gold- und Farbenverzierungen.

Jahre 1339 gestorben, und hinterließ zwei Söhne mit Namen Leopold und Friedrich, die er mit seiner ersten Gemalin Elisabeth, einer Tochter des Herzogs Stephan von Baiern erzeugt hatte. Albrecht übernahm nun die Vormundschaft über die beiden Prinzen, und als ein Jahr darauf auch ihr Oheim, der Herzog Heinrich von Niederbaiern gestorben war, so ergriff Albrecht die Gelegenheit dieses Land für seine Mündel in Anspruch zu nehmen, und dadurch auch seinem Hause einen Zuwachs an Macht zu verschaffen. Schon bereitete er sich vor, die Rechte seiner Mündel durch die Waffen zu sichern, als ihm aber Kaiser Ludwig zuvor kam, Niederbaiern in Besitz nahm, und auch in Oberösterreich eindrang, bei welcher Gelegenheit er das Schloß Falkenstein mit seinen Völkern besetzte. Herzog Albrecht belagerte nun die Veste Falkenstein mit zahlreicher Mannschaft, konnte aber gegen die klafterdicken Mauern nichts ausrichten, sondern nur durch Hunger die Belagerten zur Uebergabe nöthigen. Hierauf erfolgte ein Vergleich, wodurch dieser Zwist beendiget wurde, und Albrecht schenkte sodann das Schloß, welches er Castrum fortissimum (die feste Burg) nannte, den um das Haus Oesterreich hochverdienten Herren von Waldsee. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts besaßen die Brüder Hanns und Warmund, die Oberheimer genannt, die Burg Falkenstein. Diese waren Raubritter, und fielen besonders den Landleuten durch die Hinwegtreibung ihres Viehes beschwerlich, obgleich sie auch die Reisenden auf der Donau plünderten. Späterhin wurde dieses Raubnest unter Maximilian dem I. gebrochen und zerstöret, und ist seitdem nicht wieder aufgebauet worden.

In den Zeiten, wo noch der edle Calchrius als Menschenfreund auf dieser Veste wohnte, ereignete sich daselbst eine Begebenheit, die der Nachwelt aufbehalten zu werden verdient, obschon sie mehr romantischer Natur ist. Calchrius lebte nämlich mit seinem Nachbar und einstigen Waffenbruder, dem Heribert von Ranariedl in bester Freundschaft, und Beide besuchten sich oft wechselseitig, und erfreueten sich beim vollen Becher der mit Edelthaten vollbrachten Vergangenheit. Gewöhnlich hielt sich Heriberts Tochter, die sanfte Bertha bei Calchrius reizender Elsbeth auf, und die beiden in der Blüthe des Alters stehenden Mädchen wurden endlich unzertrennliche Gefährtinnen. Es war damals Sitte, daß die mit Söhnen begabten Ritter, dieselben im Jünglingsalter als Schildknappen an den Hof irgend eines erfahrenen und geachteten Ritters gaben, damit sie daselbst in den Waffen und ritterlichen Manieren geübt, und zu vollständigen Männern ausgebildet würden. Calchrius war nun in Oesterreichs Gauen weit und breit geehret, und hatte häufig mit den Bitten mächtiger Ritter zu kämpfen, die ihre Söhne in seiner Schule haben wollten. Bereits erzog er seit mehreren Jahren den jungen Heinrich von Walsee, der unter seiner Leitung trefflich gedieh, und an welchem Calchrius selbst seine innige Freude hatte. Aber auch die schöne Elsbeth fand den jungen und bescheidenen Ritter liebenswürdig, und ohne es selbst zu wissen, war sie ihm mit zärtlicher Liebe zugethan. Ihr stilles Glück blieb lange ungetrübt, und so verlebte sie in der einsamen Burg die schöne Zeit der ersten Liebe. Da ersuchte einst Heribert von Ranariedl den Ritter Calchrius, daß er doch auch seinen Sohn Hugo zur Bildung übernehmen wolle, dessen Wildheit ihm schon so vielen Kummer verursache. Obwohl Calchrius dieses beschwerliche Geschäft höchst ungerne übernahm, so bewogen ihn endlich doch des Ritters wiederholte Bitten und die alte Freundschaft zwischen Beiden dahin, daß er den jungen Hugo zur Erziehung übernahm. Dieser machte sich aber durch sein trotziges und herrisches Wesen bei dem Burggesinde bald verhaßt, und wenn er auch in Gegenwart des Calchrius sich Gewalt anthat, und Unterwürfigkeit und Gehorsam zeigte, so entschädigte er sich bei des Ritters Abwesenheit dafür desto ärger durch zügellose Wildheit, die er an seinen Untergebenen ausübte. Bald bemerkte er, daß er durch sein unanständiges Betragen auch in Elsbeths Augen seine Achtung verloren habe, und als er auch sah, wie diese allenthalben den sittlichen Heinrich ihm vorzog, und fast beständig in seiner Gesellschaft verweilte, während sie ihm selbst auswich, und jedes Gespräch mit ihm sorgfältig vermied, da erwachte in seinem bösen Herzen ein bitterer Haß gegen den glücklichen Heinrich, und Hugo sann deßhalb auf eine Gelegenheit, ihn, den er jetzt als seinen Nebenbuhler betrachtete, zu verderben. Da ereignete es sich nach einiger Zeit, daß einst Heinrich mit Elsbeth, dessen Leibknappe er war, nach dem Schloße Ranariedl ritt, dem Ritter Heribert daselbst einen Besuch abzustatten. Bereits neigte sich der Tag zur Dämmerung, als die Beiden ihren Rückweg antraten. Das Fräulein trennte sich jetzt unweit der Burg Falkenstein von ihrem Begleiter, um auf einem ihr wohlbekannten Seitenpfade die Burg früher als ihr Schützling zu erreichen. Aber auch dieser spornte mächtig sein Roß, um diese kindische Wette zu gewinnen, und kam nach Falkenstein

in demselben Augenblicke, als ein schreckliches Ungewitter, welches schon den ganzen schwülen Nachmittag hindurch drohend am Himmel gehangen war, plötzlich mit aller Wuth losbrach. Zu seiner nicht geringen Angst fand er das Fräulein noch nicht in der Burg angekommen, und da er jetzt in der Besorgniß stand, daß ihr ein Unglück zugestossen seyn könnte, so befahl er die Leuchte am Thurme anzuzünden, und eilte, als dieses geschehen war, zu Fuße in die Wildniß hinaus, und nach jener Gegend hin, in welche das Fräulein geritten war. Indessen tobte das Ungewitter mit erneuerter Wuth fort, während Heinrich in den Schluchten vergebens nach Elsbeth rief. Da verlosch plötzlich die Leuchte am Thurme, und dichte Finsterniß umhüllte jetzt den ängstlichen Sucher. Es war nämlich der schändliche Hugo, der den Feuerwächter von seinem Platze zu entfernen wußte, und sodann die Flammen mit Hohngelächter auslöschte; höchst erfreuet, die Gelegenheit zur Rache auf eine so schickliche Art gefunden zu haben, und leider wurde diese auch auf eine sehr traurige Weise erfüllet. Heinrich stürzte in der Dunkelheit bei einem Fehltritte in einen Abgrund hinab, und verlor durch die Heftigkeit des Falles, und der dadurch erhaltenen starken Kopfverletzung die Besinnung; ja er würde sicher hier das Ende seiner Tage erlebt haben, wenn nicht ein kleiner häßlicher Greis, den man in der Umgegend den Kobold *) nannte, und dem der Aberglaube überirrdische Kräfte zuschrieb, den unglücklichen Heinrich gerettet hätte.

Dieser Alte war es auch, der an Elsbeths längerem Ausbleiben die Schuld trug, sie aber auch bald nach Heinrichs Entfernung von dem Schloße wohlbehalten zu der ängstlich harrenden Mutter brachte **). Bereits war der Alte wieder auf dem Rückwege in seine Höhle begriffen, als die schützende Leuchte durch Hugos Boßheit verlosch, und erst nach einiger Zeit wieder angeflammt werden konnte, während aber der arge Unheilanstifter verschwunden war. Als der Alte auf dem Rückwege den schwer verletzten Heinrich dem Tode schon nahe im Abgrunde liegen fand, trug er ihn eben noch zu rechter Zeit in seine Höhle, ehe die vom häufigen Regenguße angelaufenen Wildbäche den erstarrt Dahinliegenden in ihren heran stürzenden mächtigen Fluthen begraben hätten, und pflegte ihn hier bei seiner nicht geringen Kenntniß von den heilenden Kräutern sorgfältig. Nach einer mehrtätigen Wartung war Heinrich so weit genesen, daß er die befreundete Burg in Begleitung seines edlen Pflegers wieder besuchen konnte. Es läßt sich denken, daß er, der als todt Beweinte und Beklagte mit unbeschreiblichem Jubel von dem trauernden Ritter und seiner würdigen Hausfrau, so wie von der über sein Unglück erkrankten Elsbeth aufgenommen wurde. Man wollte den Lebensretter nach Verdienst belohnen; dieser schlug aber jeden Antrag aus, und entfernte sich eilfertig in seine Felsenwohnung hinaus. Heinrichs Gesundheit und Kraft kehrte unter einer sorgfältigen Pflege bald wieder zurück, und auch Elsbeth blühete bald wie eine Rose zu neuem Leben auf. Ehe noch ein Jahr verging, während welcher Zeit Heinrich den Ritterschlag erhalten hatte, nannte er die reizende Elsbeth seine Gemalin, und verlebte mit ihr noch viele und glückliche Jahre auf der Burg Falkenstein, die ihm Calchrius bei seinem Eintritte in das Kloster Schlägel eigenthümlich überlassen hatte.

Hugo hingegen war nach seiner Frevelthat zu einer Räuberhorde übergegangen, welche in den undurchdringlichen Schlupfwinkeln dieser Wälder zu jener Zeit noch zahlreich hauseten, und führte mit ihnen mehrere Jahre hindurch ein wüstes und zügelloses Leben, bis ihn endlich die Hand des gerechten Vergelters erreichte, und er auf einem Raubzuge von den auflauernden Knechten eines benachbarten Ritters erschlagen wurde.

---

*) Ein Bergmännchen oder ein eingebildetes Gespenst.

**) Das Pferd der Elsbeth wurde bei dem Anblicke des Alten, der ihr in einem Hohlwege begegnete, scheu, und warf sie fortfliehend ab, so daß eine geraume Zeit verging, ehe der Alte dasselbe wieder auffangen, und sammt dem Fräulein wohlbehalten in die Burg geleiten konnte.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Das Weihnachtsgeschenk der Wiener-Bürger

an Herzog Leopold dem VII.

Jahr 1225.

Nie hat sich unter der ruhmvollen Regierung der Babenberger die Stadt Wien in einem größeren Wohlstande befunden, als unter dem Herzoge Leopold dem VII., beigenannt der Glorreiche. Er war ein Sohn des Herzog Leopold des VI., auch der Tugendhafte genannt, und der Helena, einer Tochter Geiza des II., Königs von Ungarn. Nachdem sein älterer Bruder Friedrich der Katholische auf einem Kreuzzuge gegen die Saracenen im Jahre 1198 in Palästina unvermält gestorben war, trat Leopold erst 22 Jahre alt die Regierung von Oesterreich und Steiermark an. Leopold regierte bis zu seinem zu St. Germano in Apulien (1230) erfolgten Tode 32 Jahre über diese beiden Länder mit so vieler Einsicht und Kraft, daß er dieselben zu einem früher nie gekannten Wohlstande empor hob, daher er auch den Beinamen des Glorreichen mit vollem Rechte verdient. Er war vermält mit Theodora, einer Tochter oder Anverwandten des griechischen Kaisers Alexius, mit welcher er in einer glücklichen Ehe 3 Söhne und 4 Töchter erzeugte, von welch' Ersteren aber nur Friedrich II. der Streitbare am Leben blieb, und ihm in der Regierung folgte, leider aber auch den ruhmvollen Mannsstamm der Babenberger beschloß, nachdem er 16 Jahre nach dem Tode seines Vaters in einer Schlacht wider König Bela den IV. von Ungarn blieb, ohne Kinder hinterlassen zu haben (1246).

Durch die ganze Zeit der staatsklugen und sorgfältigen Regierung Leopolds genoß Oesterreich und Steiermark eine beneidenswerthe Ruhe, und eines erfreulichen Wohlstandes, während seine Nachbarstaaten ringsherum in unaufhörlichen Fehden und blutigen Kämpfen verwickelt waren. Nicht als ob Leopold keinen kriegerischen Geist oder ritterliche Tapferkeit besessen hätte, im Gegentheile schmückte ihn dieses Erbgut der Babenberger in einem nicht geringeren Grade wie seine dadurch so ausgezeichneten Vorfahren, und er hat auch bei wiederholten Gelegenheiten bewiesen, daß er seinen erhabenen Ahnen in diesen Tugenden sogar noch voran gehe. Indessen betrachtete er aber den ihm angebornen Muth nie als die Hauptsache eines Regenten, sondern nur als ein treffliches Mittel, sich Achtung bei seinen Nachbaren zu verschaffen, und Ordnung, Ruhe und Sicherheit im eigenen Lande damit zu erhalten. Als durch die tolle Wuth des bairischen Otto von Wittelsbach Kaiser Philipp aus dem Hause Hohenstaufen ermordet wurde (zu Bamberg 22. Juni 1208), war es Leopold, der die Gemüther zu besänftigen, und die Stimmen zu vereinigen wußte. Es war nämlich nach dem Tode Philipps nur noch ein einziger Sprößling der Hohenstaufen, der nachmals so berühmt gewordene Kaiser Friedrich II. (seines rothen und langen Bartes wegen Barbarossa genannt) übrig, der aber noch sehr jung war, und kaum im harten Kampfe mit verschiedenen Prätendenten durch den großen Papst Innocenz dem III. auf dem Throne von Sicilien, den er von seinem Vater, dem Kaiser Heinrich dem III. ererbt hatte, erhalten werden konnte. Herzog Leopold verwendete sich zum Besten des jungen Friedrichs bei den deutschen Fürsten, und da nach Philipps Tode der Welfe Otto IV. Kaiser in Deutschland wurde, und durch seine Vermälung mit einer Tochter Philipps hoffen ließ, daß er den alten grimmigen Kampf zwischen den Welfen und Gibellinen oder Hohenstaufen dadurch beendigen werde, so trat Leopold sogleich zu seiner Partei über, durch welchen Schritt Otto von allen deutschen Fürsten als Kaiser einstimmig anerkannt wurde. Als aber Leopold bemerkte, daß Otto das in ihm gesetzte Zutrauen, nämlich der Beilegung des Streites zwischen den Welfen und Gibellinen nicht bewährte, sondern im Gegentheile

die Anhänger Friedrichs zu unterdrücken strebe, da wendete sich Leopold wieder von ihm ab, was dann zur Folge hatte, daß Otto auch von den meisten Reichsfürsten verlassen, und nach einer kaum 3jährigen Regierung abgesetzt wurde. Ein Beweis, wie mächtig der Einfluß Leopolds in den deutschen Angelegenheiten war.

Im Jahre 1217 unternahm Leopold einen Kreuzzug nach Palästina, eine Sache, die damals gleichsam Sitte war, und wovon sich ein Fürst nicht so leicht ausschließen konnte, obschon der Grund in der glühenden Begeisterung zu suchen ist, wodurch das fromme Abendland durchdrungen war, um die Stätte, wo unser Herr und Heiland gelitten hatte und gestorben ist, den Ungläubigen zu entreißen. Unter dem zahlreichen und wehrhaften Adel, der ihn auf diesem Zuge begleitete, hörte man damals schon die Namen Stubenberg, Auersberg und Liechtenstein. Leopold zog zuerst nach Spalatro, wo sich der ungarische König Andreas mit ihm vereinigte, und Beide schifften nun nach der Insel Cypern, dessen König gleichfalls mit ihm zog, worauf Leopold in Begleitung von zwei Königen das schon durch seinen Vater und Bruder ihm merkwürdig gewordene Ptolomais erreichte. Bei Bethsaide angelangt, griff er sogleich den Sultan Choraddin an, und verrichtete bei dieser Gelegenheit Wunder der Tapferkeit am Berge Tabor. Er wollte in einer Hauptschlacht den Trotz des Feindes völlig beugen; allein unter dem christlichen Heere ließ eine Zwietracht ein, und so wurden alle seine schönen Plane vereitelt. Zudem entfernte sich auch der Titularkönig von Jerusalem, worauf die Könige von Ungarn und Cypern gleichfalls zum Rückzuge aus Palästina gezwungen wurden. Leopold wollte aber diesen Feldzug nicht umsonst unternommen haben, und faßte daher den kühnen Entschluß die Festung Damiate in Aegypten zu erobern, um dadurch den christlichen Wallfahrern einen festen Punkt in Afrika zu verschaffen. Willig schloßen sich in dieser Absicht die Ritter des deutschen Ordens, welche das Edle und Große dieser Unternehmung erfüllte, seinen Truppen an, und nach einer 18 Monate währenden Belagerung fiel endlich das hartnäckig vertheidigte Damiate in seine Hände. Als Leopold seiner Pflicht genüge geleistet, und für den Ruhm seines Namens genug gethan hatte, überließ er die Festung — da es nie seine Absicht war solche für sich zu erobern — in den Händen der deutschen Ordensritter und reisete nach dem geliebten Oesterreich zurück, um den Rest seiner Tage ganz den Geschäften des Friedens zu weihen. Kaum in Wien angelangt, vollendete er die schon von seinem Vater angefangene Erweiterung der Stadt, und umgab dieselbe mit Ringmauern und Gräben. Es dürfte hier nicht überflüßig seyn den Umfang von Wien zu jener Zeit etwas näher zu beschreiben. Die neue Ringmauer nahm ihren Anfang am Dempfingerhof, und ging hinunter durch das goldene Kreuz, von da die Gasse hinüber in das Gäßchen am Steig genannt, auf die alte Burgermusterung am Hafnersteig, neben den goldenen Adler hinunter zu den Laurenzerinnen, zum alten Arsenal. Von da zum vorigen Stadtgetreidkasten, wo jetzt die Hauptmauth steht. Von da ging sie durch das jetzige Dominikanerkloster hinunter zu der Wollzeil, wo selbst inner des jetzigen Stubenthores ein Thor in diesen neuen Stadtmauern gestanden war; weiter hinauf zu den vormaligen Jakoberkloster, gegenwärtig Tabak-Gefällen-Administrationshaus, wo noch zu Fuhrmanns Zeiten, ein ziemliches Stück von dieser Mauer am Chor dieser Kirche zu sehen war. Von da zog sie sich hinauf bis an das Filzgassel. Ferner schloß sie die ganze Singerstraße ein, bis hinauf an den alten Roßmarkt (jetzt Stock am Eisenplatz), und weiters bis an den Freisingerhof (jetziger Trattnerhof), wo sie sich mit der alten Stadtmauer vereinigte. Dadurch wurde die Stadt mehr als noch ein Mal so groß wie sie früher vor ungefähr 80 Jahren war, und die Stephanskirche, die vorher außer der Stadt lag, wurde nun darin eingeschlossen. Nur die Schottenkirche und das Kloster blieben noch außerhalb den Stadtmauern. Eben so bauete Leopold für sich eine neue Burg mit 4 starken Thürmen an die Stelle des heutigen Schweizerhofes und neben an eine Kirche zu Ehren unserer lieben Frauen, und des Erzengels Michael mit einem Pfarrhofe.

Diesem Beispiele folgend baueten die Wiener-Bürger, so wie die von Leopold eingeführten Orden — der Dominikaner, der Tempelherren, und des heiligen Franziskus, welch' Letzteren Leopold auf einer Reise nach Italien persönlich kennen und hochschätzen gelernt hatte — von dem Herzoge großmüthig unterstützt und aufgemuntert, viele und stattliche Gebäude in Wien, wodurch diese Stadt bald ein ganz anderes freundliches Ansehen bekam, und äußerst lebhaft wurde.

Wenn schon Herzog Leopold einerseits für die Vergrößerung und Belebung der Stadt Wien mehr als alle seine Vorgänger in kurzer Zeit gethan hat, so gebühret ihm auch der Ruhm des ersten Gesetzgebers für dieselbe, und der Begründung des inneren Wohlstandes. Er gab nämlich ein Stadt-

recht heraus, welches älter als der gepriesene Schwabenspiegel ist, und worin Milde mit Gerechtigkeit gepaaret ersichtlich wird. Nach diesem Gesetze war der Stadtrichter die höchste Obrigkeit in Wien, 24 Ausschußmänner besorgten die ökonomischen Geschäfte, und entschieden in Polizei- und Handelsangelegenheiten. Für die Ordnung und Ruhe in der Stadt, so wie für richtiges Maß und Gewicht sorgten die 100 Genannten, d. i. angesehene Männer aus allen Gassen. Alle Gewerbe waren in Zünfte oder Gilden eingetheilt, und hatten ihre besonderen Einrichtungen und Vorschriften. Alle Lebensbedürfniße, ja selbst die Herbergen hatten ihre Satzungen. Wien war damals ein Stappelplatz, und führte einen ausgebreiteten Handel nach Ungarn, Deutschland und Italien; sie war gleichsam die letzte deutsche Stadt, und hatte schon in dieser Beziehung für Durchreisende, die in den damaligen Kreuzzügen sehr zahlreich waren, einen besonderen Werth, da sich diese vor ihrer Abreise mit allem Nöthigen versorgten, ehe sie ihre weite Reise durch Ungarn und Griechenland antraten. Dadurch blieb schon viel Geld in Wien zurück; damit aber der Handel der Wiener noch einen höheren Aufschwung erhielt, so verordnete Leopold, daß alle fremden Waaren, welche auf der Donau herab gebracht wurden, in Wien aufgehäuft, und blos an Wiener-Bürger verkauft werden mußten.

Eben so durfte sich ein fremder Kaufmann nicht länger als 2 Monate in Wien aufhalten, und war diese Zeit verstrichen, so mußte er die Stadt wieder verlassen. Durch diese Begünstigung wurde nun Wien eine der ersten Handelsstädte von Deutschland, und nur vielleicht von Regensburg allein übertroffen. Hier sah man im bunten Gemische Türken, Russen, Italiener, Niederländer und Deutsche aus allen Gegenden des Reiches. Die Wiener-Kaufleute standen mit Hagenau, Köln, Aachen, Mastricht, und durch Breslau mit Kiew und Nowogrod in Verbindung. Eben so hatten sie sich des Handels mit Venedig bemeistert, woher es kam, daß einige Wiener-Bürger zu einem ungeheueren Reichthume gelangten, und Viele ihr Geld gar nicht zählten, sondern mit Schüsseln schöpften und abwogen.

Die Chroniken haben uns die Namen einiger sehr reichen Wiener-Bürger aus der Zeit Leopold des VII. aufbewahret, und erwähnen vor Allen den Dietrich auf Zaismannsbrunn, den Kunz, Aff und Ulrich Permann als die Vorzüglichsten des Reichthums. Um aber auch die Manufaktur in Wien zu beleben, ließ Herzog Leopold Färber und Tuchmacher aus Flandern kommen, räumte ihnen die alte Burg am Hof ein, und verlieh ihnen große Vortheile. Er nannte sie scherzweise seine Hausgenossen. Eben so verschrieb er sich geschickte Münzmeister aus dem Auslande, und ließ durchgängig neue gehaltige und schöne Münzen prägen. Den Kaufleuten lieh er zur besseren Belebung ihres Handels 30,000 Mark Silbers (600,000 Gulden), eine ungeheuere Summe für den damaligen Geldwerth. Dabei ist bemerkenswerth, daß Niemand dem Herzoge eine Steuer bezahlte, nachdem er seine Einkünfte blos aus dem Mautherträgnisse, aus der Münze, aus den Gerichtserträgnissen, hauptsächlich aber aus seinen Domainen bezog. So blühete unter dem Schutze des weisen Leopold in einem 20jährigen ungetrübten Frieden der Wohlstand von Wien, und gedieh zu einer erstaunlichen Höhe, während in dem benachbarten Deutschland das Faustrecht wüthete, und der alte Zwist zwischen den Welfen und Gibellinen dieses unglückliche Reich zerfleischte.

Mit den Wienern ging Leopold wie mit seinen Kindern um, er sprach freundlich mit Jederman, fragte auch wohl Manchen um seinen Rath, und hielt sich öfters in den Werkstätten der Künstler und Handwerksleute auf. Jährlich gab er im Monate Mai und zu Anfang des Herbstes seinen Wienern Tanzfeste, und versäumte nie die Fröhlichen durch seine Gegenwart zu beglücken. Im Kreise seiner Familie war er ein Muster eines würdigen Hausvaters. Seine liebste Ergötzung war der Gesang, weßhalb er auf hohen Kirchenfesten auf dem Musikchore gewöhnlich vorsang. Bei ihm fanden sich auch viele Künstler und Liederdichter zahlreich ein, welche der edle Herzog reichlich beschenkte, und die dann bei ihrer Heimkehr den Ruf seiner Größe und Milde in ganz Europa verbreiteten. Die Herrlichkeit Wiens, der Wohlstand und das dadurch erzeugte Selbstgefühl seiner Bürger, die Pracht und der Ueberfluß, der allenthalben herrschte, geben uns ein fröhliches Bild der damaligen Stadt, und die Dichter besangen in Wahrheit, daß Wien unter diesem Herzoge sein goldenes Alter erlebt habe.

Der Gebrauch, am Weihnachtsabende Bäume zu beleuchten, und den Kindern Geschenke daran zu hängen, war zu jener Zeit weit allgemeiner als jetzt. An einem solchen Tage fiel es nun dem Herzoge ein durch die Stadt zu reiten, um das Treiben seiner guten Bürger zu betrachten. Die freundliche Erleuchtung der Gassen ergötzte ihn, und es erfreuete sein Herz, das lustige und bewegliche Leben hinter den Fenstern zu belauschen, wo er überall frohe Aeltern und freudige Kinder erblickte. In einem Au-

genblicke verbreitete es sich aber durch die ganze Stadt, daß der Herzog sich an den Freuden des Weihnachtsabends ergötze, und bald strömten von allen Seiten die Bürger zusammen, liefen ihm nach, und riefen ihm ein lautes Vivat zu. Alt und Jung drängte sich an seine Seite, ihm die Hand oder den Mantel zu küssen. Eben so schnell waren auch die Zünfte beisammen, und als er auf dem Heimwege begriffen war, warteten sie schon seiner in einer Gasse, und stellten sich, als er in ihre Nähe kam, in einen Zug vor und hinter ihm auf. Voraus gingen die Münzer mit Goldstoffen, ihre Weiber mit Bechern und Ringen von Gold und Silber, dann die Kaufleute mit kostbaren Gewändern und Seidenstoffen von allen Farben. Hinter dem Herzoge kamen die Fleischhauer, welche 30 schöne Rinder mit Bändern geschmückt an einem Seile führten, die Bäcker mit großen Körben voll mit Weisbrot angefüllt. Mit allen diesen Weihnachtsgeschenken begleiteten die fröhlichen Bürger den Herzog in seine Burg, und gaben durch die Schnelligkeit des Entschlusses und seiner herzlichen Ausführung die unzweideutigsten Beweise ihrer Liebe und Anhänglichkeit an den hochverdienten und in der Liebe seiner Bürger selbst beglückten Herzog.

Aber so glücklich Leopold mit seinen Unterthanen war, so unglücklich war er es mit seinen Kindern. Sein ältester Sohn Heinrich V., der Grausame genannt, verschwor sich gegen sein Leben, weil ihm der Vater zu lange lebte, und vertrieb seine Mutter aus Hainburg, starb jedoch reumüthig erst 20 Jahre alt; sein jüngster Sohn Leopold VIII. fiel sich zu Klosterneuburg von einem Baume herab zu Tode, da er kaum noch das 9. Jahr erreicht hatte; seine älteste Tochter Margaretha war zuerst an König Heinrich, einen Sohn Kaiser Friedrich des II. vermält, der sich zwei Mal wider seinen Vater verschwor, und zuletzt in einem fernen Kerker sterben mußte, welchen seine Gemalin Margaretha edelmüthig mit ihm theilte, und die dann an Przemisl Ottokar, König von Böhmen, zum zweiten Male vermält wurde, der sie aber in der Folge verstossen hatte. Seine jüngere Tochter Agnes starb in der Blüthe ihrer Jahre, eben als sie an den Herzog Bernhard von Anhalt vermält werden sollte. Seine beiden jüngsten Töchter Constanzia und Gertrud waren gleichfalls, jedoch nicht glücklich vermält, und wanderten nach dem Tode ihrer Männer in Oesterreich von einem Orte zum andern; und Friedrich II., beigenannt der Streitbare, blieb, wie schon erwähnt, in seinem schönsten Mannesalter in einer Schlacht wider die Ungarn, und beschloß, da er kinderlos war, den Mannsstamm der Babenberger *). Herzog Leopold VII. selbst starb in seinem 54. Jahre zu St. Germano in Apulien den 25. Juli 1230, und nahm den Ruhm eines Helden, eines weisen Gesetzgebers, eines hochangesehenen Staatsmannes und eines wahren Vaters des Vaterlandes mit in das Grab, reich an Tugenden, worin ihm wenige Fürsten gleich kommen.

Während der Regierung dieses glorreichen Herzogs Leopold soll der Sage nach in Wien ein Basilisk **) gefunden worden seyn, neben dem Heiligenkreuzerhofe, der schönen Laterne gegenüber, in dem Hause zum rothen Kreuze. Auf diesem Hause ist der Basilisk jetzt noch in Stein abgebildet zu sehen, ist aber schon sehr verwittert, jedoch die Gestalt noch immer sichtbar. Der eiserne Schweif ist schon längst abgebrochen, und so auch die Inschrift schon seit einem Jahrhunderte verschwunden. Mehrere Bücher enthalten aber diese Inschrift folgenden Inhalts: »Anno Domini MCCXII ward erweldt Kaiser Friedrich II. Unter seinem Regiment ist von einem Hahn entsprungen ein Basilisk, welcher abstehender Figur gleich; und ist der Brunn voll angeschüttet worden mit Erden, darinen selbiges Thier gefunden worden ist, ohne Zweifel, weil ob seiner giftigen Eigenschaft viel Menschen gestorben, und verdorben seynd. Renovirt Anno 1577 durch den Hausherrn Hanns Spannring Buchhandler.«

---

*) Es kam bei Neustadt zu einer Schlacht, in der Friedrich zwar siegte, aber sein Leben verlor; denn als er zu ungestüm dem fliehenden Feinde nacheilte, schoß ein Kumane einen Pfeil gegen ihn ab. Friedrichs Roß, an der Stirne getroffen bäumte sich, und stürzte. Während sich Friedrich unter der Last des Rosses hervor arbeitete, sprengte Graf Frangipan auf ihn zu, und stieß ihm die Lanze durch das Visir. So endete der 35jährige Herzog am 15. Juni 1246, welches gerade sein Geburtstag war.

**) Der Basilisk ist ein fabelhaftes Thier, welches der Sage nach aus einem Hahnei entspringt, und durch den bloßen Blick Menschen und Thiere tödtet.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Adelheid, die Gemalin Przemisl Ottokar des I.,

wird von ihrem Gemale verstossen.

Jahr 1198.

Der erste König von Böhmen, dessen königliche Würde auch erblich auf die nachfolgenden böhmischen Beherrscher überging, war Przemisl Ottokar I., welcher vom Jahre 1197 bis 1230 regierte, während die von dem Kaiser Friedrich dem I. dem Herzoge Wladislaw dem II. im Jahre 1158 verliehene königliche Würde bloß für seine Person galt, daher seine Nachfolger bis auf Ottokar dem I. sich nur Herzoge von Böhmen nannten.

Unter diesem Ottokar dem I. beginnt der entscheidende Wendepunkt in der Macht und dem Schicksale Böhmens. Er hatte beim Antritte seiner Regierung das Land in seiner tiefsten politischen Erniedrigung gefunden, von Parteien beherrscht, von äußeren und innern Feinden untergraben, ja fast ohnmächtig und der Auflösung nahe; aber nach einer 33jährigen klugen und kraftvollen Regierung hinterließ er es seinem Sohne Wenzel dem I. (als Herzog der III.) als eine unabhängige und in sich einige Macht.

Die Ursache, warum Böhmens Verfall zu jener Zeit so nahe bevorstand, war der häufige Wechsel der Regenten, und die Käuflichkeit des Thrones, wodurch die deutschen Kaiser, von denen die Bestätigung der Herzogswürde abhing, einen immer größeren Einfluß in Böhmen erlangten, und besonders noch der Umstand, daß in diesem Lande kein festes Erbgesetz bestand, sondern nach dem Tode eines Herzogs gewöhnlich der Aelteste aus dem przemisel'schen Hause folgte, (Seniorat) wodurch die zurück gesetzten Söhne des verstorbenen Regenten häufige Unruhen im Lande veranlaßten. Erst mit Ottokar dem I. beginnt das Recht der Erstgeburt, und dieses wurde bis zum Aussterben des Hauses Przemisl im Jahre 1306 *) zur ausnehmenden Wohlfahrt Böhmens beobachtet, so daß von nun an immer der älteste Sohn des verstorbenen Königs die Königswürde erhielt.

Um sich aber einen Begriff zu machen, wie es mit der Thronfolge Böhmens gegen Ende des 12. Jahrhunderts bis zu dem Regierungsantritte Ottokars ausgesehen habe, mag es genügen hier einige Beispiele des schnellen Wechsels der böhmischen Beherrscher anzuführen.

Wladislaw II., welcher, wie bereits erwähnt wurde, von Kaiser Friedrich dem I. für die vielen diesem Monarchen geleisteten wichtigen Dienste die persönliche Königswürde zuerst erhalten hatte, mußte nach einer preiswürdigen 35jährigen Regierung auf Veranlassung dieses nämlichen Kaisers mit seinen 3 Söhnen Friedrich, Przemisl (Prschemisl) und Wladislaw Böhmen verlassen, und seinen Thron dem Herzoge Sobieslaw dem II. übergeben, welcher im Jahre 1174 mit einem deutschen Heere nach Böhmen zog, und dieses Land in Besitz nahm. Kaum hatte aber Sobieslaw daselbst einige Jahre regieret, so zog er sich schon das Mißfallen des Kaisers zu, und dieser erkannte jetzt dem vertriebenen Friedrich, den ältesten Sohn Wladislaw des II. die böhmische Krone zu, der nun gleichfalls mit einem deutschen Heere unterstützt vor Prag erschien, und Sobieslaw vertrieb, worauf dieser sein Leben im Jahre 1180 im Elende endete. Aber auch Friedrich blieb nicht lange im Besitze des Thrones; denn da er die große Summe Geldes, die er dem Kaiser Friedrich dem I. für die Thronerhebung versprochen hatte, durch Auflagen herbei schaffen wollte, zog er sich den Haß der Nation zu, welche ihn vertrieb, und an seine Stelle den mährischen Fürsten Konrad zu ihrem Herzoge erwählte.

---

*) Wenzel V. (III.), König von Ungarn 1301, von Böhmen und Polen 1305, ermordet 1306, mit ihm erlischt das alte böhmische Herrscherhaus.

Damit war jedoch der Kaiser nicht zufrieden, und so mußte nach einigen Jahren auch Konrad den böhmischen Thron wieder mit seinem Markgrafthume vertauschen, worauf zwar Friedrich wieder zur Regierung gelangte, allein schon nahe daran stand, von dem Prager-Bischofe Heinrich Brzetislaw neuerdings verjagt zu werden, wenn ihn nicht früher der Tod aller dießfälligen Sorgen enthoben hätte.

Nun gelangte Konrad nach Erlegung einer Summe Geldes an den Kaiser zwar wieder zur böhmischen Herzogswürde, welche er einige Jahre früher hatte resigniren müssen; aber auch er besaß solche nur 2 Jahre mehr, nachdem ihn gleichfalls bald darauf der Tod übereilte (1191). Nun wählten die Böhmen den Prinzen Wenzel, einen Sohn des Herzogs Sobieslaw des I. zu ihrem Herzoge; aber schon nach 3 bis 4 Monaten waren sie auch seiner überdrüßig, und der bereits erwähnte Prager-Bischof Heinrich Brzetislaw, der sich mit allem Ernste in die Regierung mischte, wollte jetzt einen solchen Prinzen auf dem Throne wissen, der ihm diese Würde zu verdanken hätte, und mit dem er hernach nach Belieben schalten und walten könnte. In dieser Absicht reisete er zu dem Kaiser, und machte ihm den Vorschlag, daß er ihm 6000 Mark Silbers zahlen wolle, wenn er den Brüdern des verstorbenen Herzogs Friedrich, nämlich Przemisl und Wladislaw die Regierung über Böhmen und Mähren zusprechen würde. Der arme Wenzel, der dem Kaiser keine größere Summe bieten konnte, mußte sich also aller Ansprüche auf die Regierung begeben, und Przemisl nahm von Böhmen, so wie Wladislaw von Mähren Besitz. Wie es aber nun zur Bezahlung der versprochenen Geldsumme kam, konnten oder wollten weder Przemisl noch Wladislaw das Geld hergeben, worauf der Kaiser den Bischof Heinrich als Geisel bei sich behielt. Jetzt beredete dieser den Kaiser dahin, daß er ihn selbst zum Herzoge über Böhmen setzen wolle, und Friedrich gab ihm auch wirklich ein Heer nach Böhmen, mit welchem er noch in dem nämlichen Jahre den Przemisl aus Böhmen verjagte.

Böhmen hatte also jetzt einen Regenten, der zugleich Bischof war, und auch als Krieger große Tapferkeit besaß. Zuerst rückte er in Mähren ein, unterwarf sich das ganze Land, nahm den Beherrscher desselben, den Wladislaw, den er doch selbst als solchen eingesetzt hatte, gefangen, und warf ihn zu Prag in ein Gefängniß. Hierauf zog er nach Meißen, verwüstete das ganze Land, und verschonte selbst Kirchen und Klöster nicht, nachdem er solche in Brand legte, wofür er aber später öffentlich Buße that. Als er zuletzt den Kaiser nach Palästina begleiten wollte, fiel er in eine langwierige Krankheit, und erlag derselben im Jahre 1197, worauf Przemisl *), der später den Namen Ottokar I. annahm, endlich zum ruhigen Besitze des Thrones gelangte. Einen solchen Regenten-Wechsel mußte Böhmen in nicht vollen 20 Jahren erleiden, woraus sich leicht begreifen läßt, wie sehr dadurch dieses Land seinem Verfalle immer näher kam, wenn nicht zuletzt ein politisch-kluger Regent diesem Unwesen durch die Einführung einer gesicherten und auf festen Grundsätzen beruhenden Erbfolge ein Ende gemacht hätte, wie dieses bei Przemisl Ottokar dem I. der Fall war.

Nach dem Tode des Herzogs und zugleich Bischofs Heinrich Brzetislaw erhoben die Böhmen den von ihm in den Kerker geworfenen Wladislaw wieder auf den Thron, weil Przemisl damals seit seiner letzten Flucht noch immer im Auslande abwesend war, und dieser verwaltete bis zur Ankunft seines Bruders das Land mit vieler Weisheit, worauf er dann der obersten Gewalt in Böhmen zu Gunsten seines ältern Bruders Przemisl Ottokar freiwillig entsagte, und von diesem die Markgrafschaft Mähren als Lehen der böhmischen Krone erhielt.

Es war aber ein großer Vortheil für Ottokar, daß der Antritt seiner Regierung mit dem Tode Kaiser Heinrichs des VI., einem Sohne Friedrichs des I. zusammen fiel, und dieses aus der Ursache, weil Heinrich, der die Macht und Politik seines Vaters geerbt hatte, es gewiß nicht würde unterlassen haben, Böhmen durch zweispältige Fürstenwahlen zu schwächen, und somit in der Abhängigkeit vom deutschen Reiche zu erhalten. Da bei dem Tode Heinrich des VI. sein Sohn Friedrich noch ein Knabe war, so eilte Heinrichs Bruder Philipp, Herzog von Schwaben nach Deutschland, um das Kaiserthum seinem Hause zu erhalten, und er wurde auch im Jahre 1198 von einer großen Partei in Deutschland, die keine vormundschaftliche Regierung haben wollte, zum Kaiser ausgerufen. Zugleich machte aber auch Otto, der zweite Sohn Heinrichs des Löwen, Herzogs von

---

*) Wladislaw III., Herzog von Böhmen, entsagte im Jahre 1197.

Baiern, Ansprüche auf die Krone Deutschlands, und so entzündete sich darin ein verderblicher Bürgerkrieg, welcher 10 Jahre hindurch Deutschland von einem Ende zum andern kläglich verwüstete. Dieser Umstand war aber dem Ottokar sehr nützlich, weil er jetzt von Seite des deutschen Kaisers keinen Eingriff in die Rechte seines Landes zu befürchten hatte, und deßhalb alle Sorgfalt dahin verwenden konnte, die vielen diesem Staate geschlagenen Wunden durch eine kräftige Regierung allmählig zu heilen.

Während dieses löblichen Beginnens entbrannte bereits der Bürgerkrieg in Deutschland, und beide Thronbewerber Philipp und Otto bewarben sich um den Beistand Ottokars. Dieser wählte jetzt nach seiner Klugheit, und ergriff zuerst die Partei Philipps, welchem er mit einer ansehnlichen Kriegsmacht bis Mainz entgegen zog, wofür ihm dieser sich dankbar zeigend am 5. August 1198 die königliche Krone aufsetzen ließ, die von nun an erblich bei Böhmen verbleiben sollte.

Nach seiner Heimkehr im Spätherbste desselben Jahres unternahm aber Ottokar eine Sache, welche ein großer Flecken in seiner sonst so verdienstvollen Regierung bleiben wird, und nur dadurch etwas gemildert erscheint, daß er bei seiner gegenwärtigen günstigen Stellung dieselbe zum größeren Vortheile für sein Land auf's Beste benützen wollte. Ottokar hatte nämlich in seiner zarten Jugend ohne Vorwissen und Beistimmung der beiderseitigen Verwandten, so wie ohne Ehepakten sich mit Adelheid, einer Tochter des Markgrafen Otto von Meißen vermält, und in einer beinahe 20jährigen Ehe mit ihr mehrere Söhne und Töchter erzeugt. Adelheid war ihm jederzeit eine liebende Gattin, so wie ihren Kindern eine zärtliche Mutter gewesen, und hatte die Leiden seiner Verbannung willig und mit Sanftmuth ertragen. Als er König geworden war, wurde er ihrer überdrüßig, und ließ gegen sie den Scheidungsprozeß einleiten, der ganz natürlich nicht ohne Härte durchgeführt werden konnte. Um einen Vorwand zur Scheidung zu erhalten, wurde angegeben, daß beide Ehegatten im vierten Grade in Verwandtschaft stehen, und daher, weil keine päpstliche Dispensation deßhalb nachgesucht worden war, die Ehe als unerlaubt und ungültig anzusehen sey. Nachdem nun einige Förmlichkeiten erfüllt, und auch das Vorhandenseyn des vierten Grades der Verwandtschaft zwischen Ottokar und Adelheid von sieben Baronen beschworen worden war, sprach Bischof Daniel im Stifte Strahow in Beiseyn mehrerer Prälaten die Scheidung gerichtlich aus. Adelheid, die gleichfalls in diesem Kloster anwesend war, wollte, um sich zu vertheidigen in den Gerichtssaal eintreten; allein die bewaffneten Soldaten, welche vor der Thüre Wache hielten, rißen die gekränkte Frau mehrmalen zurück, und so mußte sie klagend und unter einem Strome von Thränen den Ort verlassen. Da sie jetzt das ihr wiederfahrene Unrecht nicht abändern konnte, so blieb ihr kein anderer Ausweg übrig, als an den Papst zu appelliren, damit doch wenigstens die Ehre ihrer Kinder gerettet werde; und wirklich wurde auch deßhalb der Prozeß bei dem päpstlichen Hofe anhängig gemacht; allein, die unglückliche Frau erlebte den Ausspruch, der erst nach 12 Jahren bekannt gemacht wurde, nicht mehr, nachdem sie der Schmerz der erlittenen Kränkung noch vor dieser Zeit in ihrer selbstgewählten Einsamkeit tödtete. Ottokar schritt nun nach der Scheidung sogleich zu einer neuen Ehe mit Konstanzia, der Schwester Emerichs und Andreas des II., Königs von Ungarn, die aber erst dann einwilligte sich mit ihm zu verbinden, als mehrere Prälaten in Ungarn sie über die kanonische Rechtmäßigkeit der voran gegangenen Scheidung beruhigt hatten.

Indessen war die Freundschaft mit Kaiser Philipp bei Ottokar nicht von langer Dauer. Theodorich, der Markgraf von Meißen, ein Bruder der verstossenen Adelheid, wollte den Schimpf, der seinem Hause durch die Ehescheidung angethan wurde, dadurch rächen, daß er Philipp mit Ottokar zu verfeinden suchte, was ihm auch gelang, nachdem Philipp in einer Versammlung den König Ottokar seiner Würde und Krone verlustig erklärte, und diese einem jungen Prinzen mit Namen Theobald, der gleichfalls aus przemisel'schen Geblüte war, antrug. Als aber das, vom Kaiser Philipp dem jungen Theobald zugesendete Heer, welches größtentheils aus Meißnern bestand, nach Böhmen vorrückte, jagte Ottokar dasselbe ohne viele Mühe aus dem Lande hinaus, und ergriff nun aus Rache die Partei des Gegenkaisers Otto, worauf er Philipp in der Stadt Erfurt belagerte; als aber dieser noch früher daraus entkam, so wendete er sich mit seiner Macht nach Meißen, und verwüstete dieses Land grausam. Für diese Freundschaftsdienste krönte ihn Otto noch im nämlichen Jahre zu Merseburg auf's Neue zum böhmischen Erbkönige, und beschenkte ihn überdieß mit Bautzen und der Oberlausitz. Aber auch diese neue Freundschaft mit Otto (woher Przemisl den Namen Ottoni carus, oder Ottokar, d. i. dem Otto freundlich gesinnt erhalten

haben soll) dauerte nur 2 Jahre, wo dann das Interesse ihn wieder auf die Seite seines ersten Freundes Philipp führte. Ein lebhaftes Bild des Mittelalters, wo gewöhnlich ein kurzer Zeitraum hinreichte die bestehenden Verhältnisse zu ändern, wenn irgend ein entsprechender Vortheil dadurch erzweckt werden konnte. Philipp nämlich, der wohl einsah, daß der Beitritt Ottokars zu seinem Gegner Otto ihm zu einem großen Nachtheile gereichen könnte, suchte sich wieder mit ihm auszusöhnen, und um dieses zu erreichen, verlobte er seine Tochter Kunigunde mit einem Sohne Ottokars, Namens Wenzel aus der zweiten Ehe, der damals erst 3 Jahre alt war. Ottokar ging also in der Stadt Eger (1205) wieder zu Philipps Partei über, wodurch Ottos Macht abermals die geringere ward.

Ottokar blieb jetzt bis zu Philipps Ermordung durch Otto von Wittelsbach (zu Bamberg am 21. Juni 1208) demselben getreu; nach dessen Tode aber verwendete er sein ganzes Ansehen dahin, daß der junge Friedrich, ein Sohn des Kaiser Heinrich des VI. zum deutschen Kaiser gekrönt wurde. Selbst Papst Innocenz III., der doch so wie seine Vorfahren dem hohenstaufischen Hause abgeneigt war, begünstigte jetzt Friedrichs Emporkommen, und dieß hauptsächlich aus dem Grunde, weil der anfangs ihm gefällige Otto, der nach Philipps Tode unangefochten das deutsche Reich beherrschte, sobald er seine Macht gestärkt fühlte, alle jene Versprechungen, die er dem Papste gemacht hatte, nicht in Erfüllung brachte. Als nun Friedrich im Jahre 1212 zu Kostnitz glücklich angekommen war, fielen ihm die meisten deutschen Fürsten, und auch der König Ottokar zu, und so geschah es, daß Friedrich schon im Jahre 1215 zu Aachen, nachdem Otto ein Jahr früher bei Bouvines geschlagen worden war, als römischer König gekrönt wurde. Otto, jetzt von den meisten Anhängern verlassen, starb auf der Harzburg am 19. Mai 1218, und mit seinem Tode endete der schreckliche Bürgerkrieg in Deutschland.

Friedrich war für Ottokars Verdienste nicht unerkenntlich, und überhäufte ihn mit seiner Gunst. Er bestätigte ihm und seinen Nachfolgern die königliche Würde, sprach Böhmen von allen Abgaben an die römischen Kaiser frei, gestattete die Rückforderung aller von Böhmen abgerissenen Theile, erklärte die Könige von der Verpflichtung befreiet, auf anderen Reichstagen als zu Bamberg, Nürnberg oder Merseburg zu erscheinen, und überließ es endlich den Königen, ob sie zum Römerzuge 300 Mark Silbers beisteuern, oder 300 Mann stellen wollten. Böhmen stieg hierauf zu einer vorher nie erreichten Höhe, und gewann nach und nach eine besondere innere Kraft, die Ottokar noch dadurch zu erhöhen suchte, daß er, um die Last der Abgaben, die das Volk bisher allein zu tragen hatte, auch mit einen Theil auf die Geistlichkeit hinüber wälzen wollte, die bisher keinerlei Steuern entrichtete. Dadurch wurde aber der Prager-Bischof Andreas so sehr erboßt, daß er nach Oesterreich entwich, und von da aus ganz Böhmen in den Kirchenbann legte, was bei dem Volke nicht ohne Wirkung blieb, so daß Ottokar genöthigt wurde den Papst Honorius zu ersuchen, daß er dieses Interdikt aufheben wolle. Wirklich schickte dieser im Jahre 1217 den Erzbischof von Mainz mit der Lossprechung nach Prag, aber Andreas wiederholte im folgenden Jahre seinen Bannfluch auf's Neue. Dieserwegen ließ jetzt Honorius den Bischof Andreas durch einen Legaten nach Rom berufen, um die Ursache seines heftigen Zornes zu erfahren; allein, als dieser sich zur Abreise entschlossen hatte, starb er unvermuthet.

Nun herrschte wieder vollkommene Ruhe in Böhmen, welche nur auf kurze Zeit der Markgraf Heinrich von Mähren, der sich mit dem Herzoge Leopold von Oesterreich verbunden hatte, zu stören versuchte. Aber das gefährliche Unternehmen mußte Heinrich bald mit dem Verluste seines Landes büßen, und Wenzel, ein Sohn Ottokars züchtigte gleichfalls den Herzog Leopold durch einen verheerenden Einfall in Oesterreich, woraus er mit reicher Beute beladen wieder zurück kehrte.

Einer der letzten politischen Akte Ottokars des I. war die Krönung seines Sohnes Wenzel des I. im Jahre 1228, welche durch den Erzbischof von Mainz mit Namen Siegfried am 6. Februar zu Prag vollzogen wurde, und wobei die alte Ceremonie der Installation auf dem böhmischen Fürstenstuhle zum ersten Male beseitigt wurde, und auch nie wieder mehr Statt fand. Endlich starb Ottokar I. um Böhmen hochverdient am 15. December 1230, nachdem er 33 Jahre ruhmvoll über Böhmen geherrscht, und die Macht dieses Landes durch seine Klugheit zu einer der angesehendsten in Europa empor gehoben hatte.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Herzog Franz von Lothringen und sein Bruder Karl

in den Händen der wallachischen Räuber.

Jahr 1737.

Kaiser Karl VI., der letzte männliche Sproße aus dem uralten und hochberühmten Stamme Habsburg, gelangte nach dem frühzeitigen Tode seines in jeder Beziehung als Regent und Mensch ausgezeichneten Bruders Joseph des I. im Jahre 1711 zur Regierung der österreichischen Erbländer, und wurde auch noch in dem nämlichen Jahre zu Frankfurt als römisch-deutscher Kaiser gekrönt.

Karl war ein friedeliebender Fürst, der besonders durch Industrie und Handel den Wohlstand seiner Länder zu heben suchte, und auch ein großer Freund von schönen und nützlichen Bauten. Nichts destoweniger war aber seine 29jährige Regierung gleichsam eine Kette von kostspieligen und blutigen Kriegen, in welche ihn hauptsächlich das dem Hause Habsburg seit Jahrhunderten feindselig gesinnte Frankreich stets wider seinen Willen zu verwickeln wußte. Den spanischen Erbfolgekrieg hatte er gleich bei seiner Thronbesteigung geerbt, einen Krieg, den lediglich Frankreichs hinterlistige Politik und sein Neid gegen die anwachsende Macht Oesterreichs entzündet hatte. Denn Karls des VI. Ansprüche auf den spanischen Thron waren erwiesen näher, als jene des französischen Königs Ludwig des XIV., weil der damalige kinderlose König von Spanien Karl II. aus dem Geschlechte der Habsburger stammte, und also nach seinem Tode dieses Königreich wieder an den Hauptstamm zurück fallen mußte. Allein durch Frankreichs feingesponnene Einflüsterungen ließ sich der schwache Karl II. dahin bewegen, daß er noch kurz vor seinem Tode ein Testament aufzusetzen befahl, in welchem er mit Uebergehung des rechtmäßigen Erben ganz Spanien dem Herzoge Philipp von Anjou, einem Enkel Ludwigs des XIV. vermachte, durch welche Ungerechtigkeit der eben erwähnte spanische Erbfolgekrieg entstand, der im Jahre 1700 begann, mit abwechselndem Kriegsglücke 13 Jahre hindurch geführt wurde, und zuletzt damit endete, daß in dem Frieden zu Utrecht Philipp zu dem Besitze von Spanien gelangte. Seit Oesterreichs Adler von diesem Lande gewichen waren, wich auch auffallend die Kraft und der Wohlstand dieses einst so mächtigen und blühenden Königreiches, und es gerieth unter der bourbonischen Herrschaft in einen immer tieferen politischen Verfall, und ist gleichsam zur Vergeltung seines einstigen an dem Hause Habsburg begangenen Unrechts gegenwärtig noch immer in einen blutigen Bürgerkrieg gleichfalls der Erbfolge wegen verwickelt.

Kaum war der spanische Erbfolgekrieg geendet, als Karl VI. sogleich in einen neuen Krieg mit den Türken verwickelt wurde, welche den Karlowitzer-Frieden gebrochen hatten. In diesem Frieden, der im Jahre 1698 zwischen Oesterreich und der Pforte geschlossen ward, kam die Republik Venedig in den Besitz der Landschaft Morea, oder des ehemaligen Peloponneses in Griechenland. Im Jahre 1714 erklärten aber die Türken ohne eine Ursache zu haben, der venetianischen Republik den Krieg, und eroberten in kurzer Zeit diesen Landstrich wieder. Dieser vom Waffenglücke gekrönte Treubruch der Pforte erregte aber in Wien große Besorgnisse für die Sicherheit der im Karlowitzer-Frieden von der Pforte an Oesterreich abgetretenen Provinzen, und als Venedig die Hilfe des Kaisers aufforderte, so schloß Karl VI. mit dieser Republik ein Bündniß zum gemeinschaftlichen Beistande im Falle eines Türken-

krieges. Kaiser Karl wollte jedoch den Ausbruch des Krieges vermeiden, und suchte mit der Pforte zu unterhandeln, diese erklärte ihm aber plötzlich im Juli 1716 selbst den Krieg, und rückte mit großer Macht in Ungarn ein. Doch kam der Pforte diese Aeußerung des Hochmuths theuer zu stehen; nachdem Prinz Eugen — dieser schon in dem Erbfolgekriege und noch früher in den Türkenkriegen unter Kaiser Leopold dem I. hochberühmte Held — schon am 5. August 1716 den Großvezier mit dem größten Theile seines Heeres bei Peterwardein in einer großen Schlacht bezwang, und das Banat nebst der Wallachei eroberte. Am 16. August 1717 brachte dieser Held vor Belgrad den ihm fünffach überlegenen Türken gleichfalls eine schreckliche Niederlage bei, und so verging nun den Türken jede fernere Lust zum Kriege, worauf dann am 21. Juli 1718 zu Passarowitz ein neuer Frieden mit dem Kaiser abgeschlossen wurde, in welchem das Banat mit Temesvár, ganz Servien mit Belgrad, die Wallachei bis an die Aluta, ein Theil von Kroatien und Bosnien, und die ehemaligen türkischen Besitzungen Slavonien dem Kaiser verblieben, die Pforte aber den Peloponnes erhielt.

Nun dachte Karl in Ruhe regieren zu können; allein noch in demselben Jahre verwickelte ihn der ränkevolle spanische Minister, der Kardinal Alberoni in einen Krieg mit Spanien, der jedoch durch die Vermittelung der Seemächte schon im Jahre 1720, und zwar mit der Absetzung Alberonis endete, seit welcher Zeit sich die bisher feindlich gegenüber stehenden Mächte Oesterreich und Spanien immer mehr näherten, so daß Kaiser Karl im Jahre 1725 Philipp als den rechtmäßigen König von Spanien anerkannte; Philipp hingegen auf Neapel, Sicilien, Mailand und die Niederlande verzichtete. Die Zeit des Friedens und der Ruhe benützte nun der Kaiser um seinen alten Lieblingsplan, den Handel und die Industrie Oesterreichs zu beleben, in's Werk zu setzen. Er bereisete in dieser Absicht das ganze Küstenland, legte allenthalben neue und schöne Straßen an, oder verbesserte die schon bestehenden. Er begründete auch zu Ostende eine Handlungsgesellschaft nach Indien, und unterstützte Kaufleute und Künstler großmüthig. Eben so lag ihm die gesicherte Nachfolge in seinem Hause am Herzen, denn da er der letzte männliche Nachkomme Habsburgs war, und bloß 2 Töchter hatte, so bemühete er sich durch die sogenannte pragmatische Sanktion, seiner ältesten Tochter Maria Theresia den ungekränkten Besitz seiner Länder nach seinem Tode zu verschaffen. Durch viele und mühesame Unterhandlungen mit den übrigen bedeutenden europäischen Mächten, und durch große Aufopferungen, wohin auch zu seinem größten Leidwesen die Auflösung der Handelsgesellschaft zu Ostende gehörte, brachte er es zuletzt wirklich dahin, daß die meisten Fürsten Europas ihm versprachen, die pragmatische Sanktion nach seinem Tode aufrecht zu erhalten, und seine Tochter Maria Theresia in dem ungekränkten Besitze der ihr überlassenen Länder zu beschützen.

Oesterreich genoß nun eine ungetrübte Ruhe bis zum Jahre 1733, wo die Thronfolge Polens nach dem Tode des polnischen Königs August des II. Europa auf's Neue zu beunruhigen anfing. Ludwig XV., König von Frankreich, wünschte nämlich seinem Schwiegervater, dem Stanislaus Leszinski den erledigten Thron zu verschaffen, während Karl VI. mit Rußland im Bunde den Sohn des verstorbenen Königs von Polen, gleichfalls August genannt, begünstigte. Dadurch bekam Frankreich die Gelegenheit, dem deutschen Kaiser den Krieg zu erklären, welcher für Karl, der nicht gerüstet war, und von Rußland nicht unterstützt werden konnte, unglücklich ausfiel, nachdem er nach dem Friedensschluße vom 11. December 1736 zwar das Vergnügen hatte, seinen beschützten Thronkandidaten August als König von Polen eingesetzt und anerkannt zu sehen, allein dafür die Königreiche Neapel und Sicilien an Spanien verlor, und bloß mit Parma und Piacenza entschädiget wurde. In diesem Frieden wurde auch bestimmt, daß der Herzog von Lothringen, dessen Besitzungen nach dem Friedensschluße an Frankreich gefallen waren, mit dem Großherzogthume Toskana entschädiget werden solle, wenn dessen letzter Beherrscher aus dem Hause Medici mit Namen Johann Gaston gestorben sey. Dieser Fall traf schon im folgenden Jahre ein, nachdem Gaston bereits am 9. Juli 1737 starb, worauf der vormalige Herzog von Lothringen Franz Stephan III. Toskana ruhig in Besitz nahm. Dieser Prinz war bereits seit dem 12. Februar 1736 mit Maria Theresia, der Erbtochter Kaiser Karl des VI. vermält, und auf solche Art die Vereinigung der beiden Häuser Habsburg und Lothringen, die ohnehin an dem Herzoge Ethico von Allemannien und Elsaß einen gemeinschaftlichen Stammvater hatten, glücklich zu Stande gekommen.

Oesterreich verlor, wie eben erwähnt worden ist, in diesem letzten Kriege schöne und einträgliche Länder, und sein Finanz- und Kriegswesen war in einen kläglichen Verfall gerathen. Eugen, der in Deutschland kommandirte, war bereits hoch an Jahren vorgerückt, und gleichsam nur noch ein Schatten

seiner ehemaligen Größe; und wenn er auch noch kraftvoll gewesen wäre, so hätte er doch mit seiner kleinen und schlecht disciplinirten Armee wenig ausrichten können. Auch starb der unvergleichliche Held, der Oesterreichs Waffenruhm unter 3 Monarchen über alle seine Nebenbuhler oder Verbündete weit erhoben hatte, im April 1736 als ein 73jähriger Greis, wodurch der Kaiser zugleich auch einen einsichtsvollen und treuen Rathgeber verlor. Hätte Karl den Rathschlägen des welterfahrenen Prinzen Eugen Folge geleistet, daß er nämlich den Zusagen der Fürsten in Bezug der pragmatischen Sanktion nicht Glauben beimessen, sondern die beste Gewährleistung in einer wohlgefüllten Staatskasse und in einem großen und geübten Heere suchen solle, so wäre seine Nachfolgerin gleich nach seinem Tode nicht so unvorbereitet überfallen, und in eine wirklich bedauernswerthe und drangvolle Lage versetzt worden; allein der rechtliche Kaiser konnte sich von der Ueberzeugung nicht trennen, daß unter dem Schutze urkundlicher Anerkennungen sein Hausgesetz ganz unangefochten in's Leben treten werde, und unterließ es den heilsamen Rath des sterbenden Eugen zu folgen.

Bald nach dem Tode Eugens brach ein neuer Krieg zwischen Oesterreich und der Pforte aus, der ebenfalls sehr ungünstig für Karl endete. Rußland bekriegte nämlich die Türken schon seit dem Jahre 1735, und so ließ sich endlich Karl, als Verbündeter mit Rußland dahin bewegen zu Gunsten dieses Reiches an dem Kampfe Theil zu nehmen, ähnlich dem Beitritte des Kaiser Josephs des II. an Rußland unter Katharina im Jahre 1787. Zum Anführer des österreichischen Heeres ernannte Kaiser Karl seinen Schwiegersohn, den Herzog Franz Stephan von Lothringen, und gab ihm den General Seckendorf an die Seite, während den Herzog auch sein Bruder Karl begleitete. Mit ihrem Heere schlugen sie nun im Sommer des Jahres 1737 im Banate zwischen den beiden Orten Karansebes und Illova, da wo die Temesch und Sebes zusammen fließen, ein festes Lager auf. Um sich die Zeit zu verkürzen, beschlossen eines Tages die beiden Herzoge in den benachbarten Wäldern zu jagen, wo sich besonders viele Wildschweine aufhielten. Bald stießen die beiden Prinzen auf einen gewaltigen Eber, dem sie so hitzig nachsetzten, daß sie ihr Jagdgefolge weit hinter sich zurück ließen, und endlich gar aus den Augen verloren. Zwar waren sie so glücklich das pfeilschnelle Thier zu erlegen; aber zu ihrem Erstaunen sahen sie sich jetzt ganz allein in dem ungeheueren Walde, ohne nur im Geringsten von ihrem Gefolge etwas zu hören oder zu erblicken; — ja selbst der Schall ihres Hüfthorns, so wie der Knall ihrer Doppelbüchsen blieben unbeantwortet. In dieser ängstlichen Verlegenheit suchten sie einen Rückweg aus dem Walde; allein sie verirrten sich bei ihren Bemühen nur immer noch tiefer im Dickicht, so daß sie sich schon entschließen mußten bei dem Herannahen der Nacht hier ihre Lagerstätte aufzuschlagen. Während sie aber um ein bequemes Ruheplätzchen aufzufinden, umher strichen, wurden sie plötzlich von einem noch größeren Erstaunen überrascht, nachdem zu ihrem nicht geringen Befremden aus einer Höhle ein riesiger mit Haaren und Bart stark verwachsener Mann hervor trat, aus dessen wüsten und sonnverbranten Gesichte deutlich die Art seines Erwerbes hervor leuchtete. Dieser schreckliche Mann war der Anführer einer Räuberbande, welche die Wallachen in ihrer Sprache Harambascha zu nennen pflegen, und die noch heut zu Tage in den Wäldern und Klüften, welche das Banat von der Wallachei trennen, sich aufhalten. Der Räuberanführer rief sogleich seinen Leuten, welche sich jetzt mit Verwunderung und Gier den beiden stattlich gekleideten Jägern entgegen stellten, die sich nun ohne Rettung schon verloren glaubten. Da faßte sich aber Herzog Franz, riß seinen Oberrock auf, und indem er auf den hellschimmernden Orden deutete, den er darunter trug, sprach er zu dem Anführer der Räuber: »Ich bin der General der kaiserlichen Armee, und des Kaisers Schwiegersohn; büthe Dich also, Dich an uns zu vergreifen; wenn Du uns aber wieder in das Lager unversehrt zurück bringst, so sollst Du und alle die Deinen nicht nur Verzeihung, sondern noch obendrein großen Lohn erhalten, was ich Dir bei meiner Fürstenehre verspreche.« Diese männlich und muthig gesprochenen Worte verfehlten auch wirklich ihre Absicht nicht, und der Harambascha, so wie seine Gesellen gelobten den Willen des Herzogs zu erfüllen, wenn ihnen die versprochene Belohnung zu Theil werde, und machten sich unter dem Kommando ihres Hauptmanns auch sogleich auf den Weg, um die beiden erlauchten Prinzen in das Lager zurück zu führen. Als sie aber schon im Fortgehen begriffen waren, sprang das häßliche Weib des Harambascha aus der Höhle hervor, und fiel wie eine Wüthende ihren Mann an, ihm vorwerfend, daß er einen so guten Fang um einen so leichten Kauf wieder loslasse. Sie suchte ihn zu bewegen, daß er die beiden Herzoge an den Pascha ausliefere, der ihm gewiß eine noch größere Belohnung geben würde; allein der Räuber schützte sein gegebenes Wort vor, und entfernte sich unaufhaltsam von dem wüthenden Weibe. Er führte die

beiden Prinzen einen Theil der Nacht und den ganzen folgenden Tag durch Schluchten und abseitige Wege, damit sie nicht etwa den Türken in die Hände fielen, wobei die Fürsten sich oft mit den Räubern unterhielten, mit ihnen aßen, und aus einem Holzpokale tranken, den sie zur Jagd mitgenommen hatten, und welchen der Harambascha sich sodann zum bleibenden Andenken dieser besonderen Begebenheit für sich erbat. Endlich am Morgen des dritten Tages sahen die Fürsten zu ihrer unaussprechlichen Freude von einer Felsenwand herab im Temeschthale die österreichischen Fahnen flattern, und im Lager bereits ein regsames Leben beginnen. Sie stiegen nun in Begleitung des Harambascha herab, während die anderen Begleiter am Felsenabhange warteten. Als man die beiden schmerzlich vermißten, und größtentheils schon für todt betrauerten und innig geliebten Herren erblickte, entstand ein stürmischer Jubelruf im ganzen Lager, der nicht enden wollte; ja von den Liebesbezeugungen der Soldaten wurde der Herzog Franz beinahe erdrückt. Nun belohnte Franz seinen Retter und dessen Mitgesellen kaiserlich, so wie er es versprochen hatte, und ließ auch seinen zurück gebliebenen Kameraden große Geschenke verabfolgen; gab aber dem dankbar abziehenden Harambascha noch die eindruckvolle Lehre mit auf den Weg, daß er so wie die Seinen nun ihr verächtliches Gewerbe aufgeben, und wieder ordentliche und nützliche Menschen werden sollten, was ihm der Räuberhauptmann auch versprach. Zum Andenken an die glückliche Befreiung ließ Herzog Franz auf dem nämlichen Felsen, von welchem er das kaiserliche Lager zum ersten Male wieder sah, eine Kapelle erbauen, welche Maria Theresia im Jahre 1771, als Franz, der später deutscher Kaiser geworden, bereits gestorben war, verschönern ließ, und mit einigen Ornamenten, die sie eigenhändig gestickt hatte, beschenkte. Diese Kapelle steht noch heut zu Tage rechts an der Straße bei dem Dorfe Szatina, wenn man von Karansebes nach Mehadia reiset.

Bald nach dieser merkwürdigen Begebenheit griff Herzog Franz die Festung Nissa an, und eroberte sie mit Sturm, während der Graf Khevenhüller Widdin fruchtlos belagerte. Wegen Mangelhaftigkeit im Verpflegswesen riß jedoch bald eine Hungersnoth, und in Folge dieser eine Lagerkrankheit im Heere ein, durch welchen Umstand, so wie durch Uneinigkeit unter den österreichischen Feldherren am Ende dieser ganze Feldzug mißglückte. General Seckendorf wurde als Staatsverräther*) nach der Festung Grätz in die Gefangenschaft abgeführt, wo er bis zum Tode Karl des VI. blieb. Maria Theresia setzte ihn aber wieder in Freiheit, und gab ihm alle seine Würden zurück. Aber auch sein Nachfolger, der Graf Königseck war im folgenden Feldzuge (1738) nicht glücklicher, und eben so wenig sein Stellvertreter, der Graf Olivier Wallis, welcher ein Jahr später bei Grotzka von dem Großvezier auf's Haupt geschlagen wurde, und in Folge dessen mit ihm in größter Eile einen Frieden abschloß, in welchem Oesterreich außer den Festungen Belgrad und Sabacz noch ganz Servien, die österreichische Wallachei, nebst der Insel und Festung Orsowa verlor.

Kaiser Karl, der bereits seit dem Anfange des Jahres 1739 kränkelte, wurde durch die Nachricht von diesem für sein Haus so unrühmlichen Friedensschlusse noch heftiger erschüttert, und starb endlich am 20. Oktober 1740 in einem Alter von 55 Jahren, indem er den Ruhm eines Fürsten von unübertrefflicher Herzensgüte mit in das Grab nahm.

---

*) Die mißglückten Operationen des Prinzen von Hildburgshausen und des Grafen von Wallis in Servien und der Wallachei, die Thatenlosigkeit, zu welcher Graf Friedrich Heinrich von Seckendorf durch die vielen Detachirungen und den üblen Zustand seines Heeres aus Vernachläßigung desselben genöthigt war, so wie die schnelle Uebergabe von Nissa an die Türken; Alles dieses gestaltete den Feldzug zu einem der traurigsten für die österreichischen Waffen, und zwang Seckendorf, sich hinter die Save zurück zu ziehen, was seine Feinde dahin benützten, ihn der Verrätherei anzuklagen.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Die Krönung

des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich,

als König von Ungarn.

Jahr 1830.

Es ist noch nicht bekannt, aus welcher asiatischen Provinz die Magyaren oder Ungarn vor ihrem Einfalle in Europa ausgezogen sind, und eben so wenig ist es den gelehrten Nachforschungen bisher gelungen, ihre Sprachverwandten aufzufinden. Man vermuthet, daß sie in der Gegend des kaspischen Meeres, dort wo sich die mächtige Wolga in dasselbe einmündet ihre ursprünglichen Wohnsitze gehabt haben; allein sie können eben so gut durch den Andrang irgend eines andern asiatischen Volkes aus der Tiefe dieses grösten aller Welttheile noch lange vorher zur Auswanderung aus einem weit entlegeneren Lande genöthiget worden seyn, und nur kurze Zeit ihre Wohnungen am besagten Meere aufgeschlagen gehabt haben. Der Leibesgestalt nach, wie man sie zum ersten Male in Europa erblickte, hatten sie ungemein viele Aehnlichkeit mit den Hunnen, einem tatarischen Volksstamme aus den unermeßlichen Steppen Hochasiens, die beiläufig 400 Jahre früher unter dem furchtbaren Attila den grösten Theil Europas raubend und verwüstend durchzogen, und die nach ihrer großen Niederlage in den katalaunischen Feldern durch die Gothen und Römer nach Ungarn, damals Panonien genannt, sich zurück gezogen hatten, und sodann in der Geschichte verschwinden. Ihre großen Köpfe, mit dem pechschwarzen Haare, ihre tief liegenden kleinen Augen, ihre breiten Backenknochen mit den eingefallenen erdfärbigen Wangen, ihre breite Brust, ihre kurzen und sichelförmigen, sehr schwachen Beine, ihre Gewohnheit fast beständig auf Pferden zu sitzen, ihre ganze Streitweise und Plünderungssucht, mit einem Worte, ihre ganzen Sitten bezeichneten sie als ächte Nachkömmlinge der tatarischen Horden, die noch heut zu Tage den eben beschriebenen Sitten- und Leibeskarakter haben. Durch die lange Zeit ihres Aufenthaltes in dem gesegneten Ungarn seit dem Ende des 9. Jahrhunderts, und ihre häufige Vermischung mit den Deutschen und Slaven und auch anderen körperlich edler gebildeten Nationen hat sich der eben nicht anziehende Urkarakter dieser Nation zu ihrem großen Vortheile umgestaltet, so daß man, einige noch anklebende Spuren abgerechnet, die heutigen Ungarn unter die schönst gebildeten Völker Europas rechnen kann, die Energie mit Muth vereinigen, aber gleich den Spaniern mit einem oft übertriebenen Nationalstolze erfüllt sind.

Das heutige Ungarn war in alter Zeit ein wahrer Tummelplatz der verschiedenartigsten Völker, die sich um dieses schöne und überaus fruchtbare Land, das gleichsam Europa im Kleinen vorstellt, heftig stritten. Die Geschichte nennt vor Allen die Dacier, Bastarner, Geten, Illyrier, Sarmaten, Jazygen, Vandalen, Bulgaren, Alanen, Avaren, Hunnen, Sueven, Quaden, Markomannen, Gepyden, Longobarden, Gothen u. a. m., deren eines das andere bald gänzlich, bald zum Theile verdrängte. Eben so ließen sich noch Slaven von verschiedenen Stämmen, und auch deutsche und italienische Ansiedler in diesem Reiche nach und nach nieder. Den Schluß der großen Völkerwanderung bildeten die Magyaren, die sich im Jahre 894 hier festsetzten, und bereits im Jahre 900 unter ihrem Führer oder Herzoge Arpad, einem Sohne des Almus, alle in dem Lande befindlichen Völker oder Stämme sich unterwarfen. Da nun die Slaven ihre Ueberwinder die Magyaren nach ihrer Sprache Ugri oder Ungri nannten, so nahmen daraus die Deutschen die Veranlassung, sowohl das Volk selbst, als auch ihr Land Ungarn zu benennen.

Es dürfte hier am Platze seyn, die Größe und Einwohnerzahl, so wie die physische Beschaffenheit dieses Landes in Kürze zu berühren. Ungarn hat mit Siebenbürgen und seinen anderen Nebenländern, nämlich Slavonien, Kroatien und Dalmatien einen Flächenumfang von 6900 Quadrat-Meilen, mit beinahe 13 Millionen Einwohnern, die in 65 königlichen Freistädten, 13 Festungen, 33 kleineren Städten, 846 Marktflecken, 14,160 Dörfern, und in 5030 Prädien oder adeligen Weilern wohnen.

Das Land ist fast ringsum von Bergen eingeschlossen, worunter die Karpathen im Norden die bedeutendsten sind. Zwischen den 2 grösten Flüßen des Landes, der Donau und der Theis, breitet sich eine der grösten und fruchtbarsten Ebenen von Europa aus, die einen Umfang von 1000 Quadrat-Meilen hat. Ueber 600 Flüße und Bäche durchkreuzen noch überdieß das Land nach allen Richtungen, und unter den Seen zeichnen sich der Platten- und der Neusiedlersee, wovon der Erstere 10, der Letzte 5 Meilen lang ist, vor anderen aus. Doch gibt es noch einige bedeutende Sümpfe im Lande. Im Allgemeinen hat Ungarn ein gemäßigtes und gesundes Klima, und einen außerordentlichen Reichthum an Naturprodukten, worunter vortreffliche Weine, Getreide aller Art, Vieh in unerschöpflicher Menge, darunter schöne Pferde, Ochsen und Schafe den ersten Platz einnehmen; ferner Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Salz und Edelsteine, kurz mit einem Worte Alles im Ueberfluße, was zum Bedarf und zur Annehmlichkeit des Lebens nothwendig ist.

Dieses große und herrliche Land besetzten nun die Ungarn, und es ist daher nothwendig auch einen kurzen Abriß ihrer Geschichte bis auf den heutigen Tag zu geben. Als Arpad, von welchem seine Nachfolger auch die Arpaden heißen, ganz Ungarn im Jahre 900 überwältiget hatte, vertheilte er anfangs die eroberten Ländereien unter 7 Stammhäupter und 108 Geschlechter, doch behielt er sich das Recht bevor, ausgezeichnete Kriegsthaten ohne Ansehen der Person mit Verleihung von Ländereien zu belohnen. Ungarn war unter ihm ein kriegerischer Staat, und ihr Kriegsglück bewirkte, daß selbst mehrere benachbarte Fürsten und Nationen, die von mächtigen Feinden bedrängt waren, bei ihnen Hilfe suchten. Sie unternahmen bald nach der Gründung ihres Staates kriegerische Züge bis an die Nordsee hin, bis in den Süden Frankreichs und Italiens, in das Herz von Deutschland, und wieder bis an das schwarze Meer. Aber ihre wiederholten und großen Niederlagen, die sie in Deutschland zuerst vom Kaiser Heinrich dem I. im Jahre 933 bei Sondersheim, dann von den Sachsen, Franken und Baiern, und endlich von Kaiser Otto dem I. bei Augsburg am Lechfelde im Jahre 955 erlitten hatten, bewog sie, von ihren Einfällen in Deutschland für immer abzulassen, und mit diesem Reiche in eine Verbindung zu treten, so daß schon zu jener Zeit viele deutsche Ansiedler nach Ungarn zogen, und daselbst den Ackerbau und die Künste des Friedens einführten. Nach Arpad folgten als Führer oder Herzoge Zoltan, Tackfony, Geiza und Stephan, der um das Jahr 1000 König von Ungarn wurde, und die christliche Religion in diesem Lande einführte. König Stephan, der später heilig gesprochen wurde, war einer der grösten Regenten Ungarns. Er theilte das Land in 72 Komitate (Gespannschaften) ein, erhob den Klerus und den Adel zu Hauptstützen des Landes, und gab dem Volke eine Verfassung, die in ihren Grundzügen noch heut zu Tage besteht. Nach seinem Tode (1038) begann die Zeit des Thronstreites, die 50 Jahre lang dauerte, unter den Königen Peter, Aba, Andreas dem I., Bela dem I., Salomon, Geiza dem I. und Ladislaus dem I. dem Heiligen, in welchem Ungarn besonders durch Peters und Abas Grausamkeiten, und Salomons hinterlistige Tücke ungemein von seinem Wohlstande herab sank; auch die Christenverfolgungen nahmen im ganzen Reiche überhand, und konnten nur erst durch den edlen Ladislaus wieder gestillet werden. Dieser hatte Ungarn noch überdieß durch Kroatien und Slavonien vergrößert, und durch treffliche Gesetze und deren Handhabung im Innern Ordnung und Ruhe wieder hergestellt. Von ihm bis zum Einfalle der Mongolen in Ungarn im Jahre 1240 unter Bela dem IV. zeichnen sich unter 11 ungarischen Königen bloß Geiza II. und Bela III. durch ihren Eifer aus, wodurch sie die Kultur und Wohlfahrt ihres im Vergleiche der Nachbarländer, etwa Polen ausgenommen, noch weit zurück stehenden Landes zu heben suchten.

Dagegen beging der schwache Andreas II. den großen Fehler, daß er dem Adel im Jahre 1222 die sogenannte goldene Bulle ertheilte, wodurch dessen ohnehin schon großen Vorrechte zum Nachtheile der Landbebauer und Bürger noch mehr erweitert, ja ihm sogar das Recht zugestanden wurde, königliche Befehle, die ihm nicht zusagten, eigenmächtig und gewaltthätig abzuschaffen. Bela IV. selbst war ein besserer Regent, verdarb aber durch seine Eroberungslust sein kaum sich erholendes Land wieder, und führte den Verfall des Staates herbei. Diesem beugte der undankbare Stephan V. so wenig wie der wüste Ladislav IV. der Kumane vor, und mit dem Tode Andreas des III., wo Empörung und Anarchie in ganz Ungarn herrschte, erlosch die männliche Linie des Arpadischen Stammes, nachdem er 407 Jahre über Ungarn geherrscht hatte.

Nun traten kräftige Regenten aus dem Hause Anjou auf, durch welche Ungarn den höchsten Gipfel seiner Macht erreichte. Der berühmteste darunter war Ludwig I. auch der Große genannt,

welcher im Jahre 1343 zur Herrschaft gelangte, und bis zu seinem im Jahre 1380 erfolgten Tode die Grenzen seines Reiches über Polen, Rothrußland, die Moldau und Serbien erweiterte, aber auch die Kultur seines Landes besonders durch deutsche Ansiedler hob, jedoch ähnlich seinen Vorfahren den Bauernstand mit noch größeren Abgaben belastete. Nach dem Tode seines Schwiegersohnes Sigmund (1437), der den Landbewohnern gnädiger war, und die Akademie in Ofen im Jahre 1389 errichtete, gelangte nach einer 7jährigen Zwischenzeit Ungarn an den polnischen Fürsten Wladislaw den I., der in der blutigen Schlacht bei Varna (1444) gegen die Türken fiel, worauf der unübertreffliche Held Hunyad, dieser Türkenbezwinger, Gubernator von Ungarn wurde, und der, wenn er von den christlichen Mächten seiner Zeit kräftig wäre unterstützt worden, unfehlbar damals diese schrecklichen und barbarischen Eindringlinge aus ganz Europa wieder vertrieben hätte.

Sein ihm würdiger Sohn Mathias Korvinus, der auf den schwachen Uladislaus folgte, stellte den innern und äußeren Frieden des Reiches wieder her, und erwarb sich durch seine Milde gegen die niederen Stände die Liebe der ganzen Nation. Desto übler aber sah es unter seinen Nachfolgern Wladislaw dem II. und Ludwig dem II. um die Wohlfahrt des Landes aus, indem die Adeligen unter ihnen ihr Haupt immer höher empor hoben, und durch unerhörte Unterdrückung des Bauernstandes, einen schrecklichen Aufruhr unter denselben erregten, der nur durch furchtbare Martern und die Hinrichtung von vielen Tausenden dieser Unglücklichen gestillet werden konnte.

Eine Folge der dadurch erzeugten Zerrüttung des Landes war die Niederlage, ja selbst der Tod Ludwigs bei Mohácz (1526), worauf ein großer Theil Ungarns durch 160 Jahre in eine türkische Provinz verwandelt wurde. Da Ludwig II. kinderlos starb, so fiel Ungarn durch Vermälung an das Haus Habsburg unter Ferdinand dem I., der lange Zeit mit dem unruhigen und stolzen Zápólya um den ruhigen Besitz dieses Landes kämpfen mußte, worauf Zápólya Siebenbürgen erhielt.

Noch lange war auch Siebenbürgen ein Zankapfel zwischen Oesterreich und den Nachfolgern des Zápólyas, bis es endlich unter Georg Rákóczy (1645) an Oesterreich fiel. Unter dem glorreichen und friedlichen Zepter des Hauses Habsburg erholte sich endlich Ungarn von seinen vielen erlittenen Schlägen und Drangsalen wieder. Leopold I. entriß den Türken ganz Ungarn, und Statt des früheren Wahlreiches wurde Ungarn den Nachkommen Habsburgs erblich überlassen.

Was besonders Maria Theresia, Kaiser Joseph II. und Franz I. für dieses Land gethan haben, das wird gewiß jeden biedern Ungar mit Liebe und Dankbarkeit für dieses allerdurchlauchtigste und beste Kaiserhaus erfüllen, wenn er bedenkt, in welchen traurigen, unruhevollen und unsicheren Verhältnissen sein Vaterland durch so viele Jahrhunderte schmachtete, ehe unter Habsburgs milden und staatsklugen Zepter Sicherheit, Ordnung und Ruhe demselben wieder geschenkt wurde.

Es dürfte hier nicht am unrechten Orte seyn, auch etwas Näheres von den Krönungsfeierlichkeiten zu erwähnen, die bei der Krönung eines ungarischen Königs Statt finden, und die bei der letzten Krönung unsers jetzigen allgeliebten Kaisers Ferdinand des I. als König V. von Ungarn am 28. April 1830 zu Presburg Statt gefunden haben. An dem besagten Tage wurde die in der Domkirche aufbewahrte ungarische Krone nebst den andern zur Krönung nothwendigen Reichskleinodien in Gegenwart der dazu Deputirten durch den Kronhüther aus der Truhe heraus genommen, und an die in der Sakristei vorbereiteten Plätze gelegt, bei welcher Gelegenheit der hohe Clerus sich mit dem Pontifical-Ornate bekleidete, während die ungarischen Reichsstände, den Palatin an der Spitze, sich in die königliche Residenz verfügten, um den durchlauchtigsten Kronprinzen zur Krönung abzuholen. Sofort begann um die achte Stunde der Krönungszug unter einer zahlreichen und glänzenden Begleitung, dem Läuten aller Glocken, dem Donner des Geschützes, und dem Jubelrufe einer zahllosen begeisterten Volksmenge. Bei der Kirche angekommen ging der Erzbischof von Erlau und Patriarch, Ladislaus von Pyrker dem neu zu krönenden Könige entgegen, und der päpstliche Nuntius, der Marchese Spinola begleitete ihn. Am Eingange der Kirche erwarteten der Reichs-Primas mit den übrigen Erzherzogen, den Bischöfen und der Geistlichkeit den neuen König, und der erstere reichte demselben ein Kreuz zum Küssen dar, worauf der neue König in die Kirche trat, und sich zuerst in die Sakristei, von da aber wieder in die Kirche auf einen vor dem Altare errichteten Thron verfügte. Nun begann der Zug der infulirten Geistlichkeit aus der Sakristei, dem sich die Träger der 10 Fahnen des Reiches anschlossen, und den der ungarische Herold, der Kronhüther und die Träger der Reichsinsignien, die auf kostbaren Polstern lagen, beschlossen. Während dieses in der That prachtvollen und imponirenden Zuges, ertönten unabläßig Pauken und Trompeten, die erst dann verstummten, als der durchlauchtigste zu krönende König sich

zum Hochaltare begab. Auf dem Wege vom Throne bis zum Hochaltare, wandte sich der neue König zu dem Throne des Kaisers, der im Kaisermantel und die Kaiserkrone auf dem Haupte auf einem anderen Throne saß, kniete auf der obersten Stufe desselben nieder, und empfing den Segen des Vaters — ein Moment, dessen Heiligkeit die Umstehenden mächtig ergriff, und allen Anwesenden Thränen entlockte. Hierauf setzte sich der neue König vor dem Altare auf einen Armsessel nieder, während der Erzbischof von Erlau mit lauter Stimme das: »Reverendissime pater etc.« vorlas, und der Nuntius durch die Admonition: »Cum hodie per manus nostras etc.« (da heute durch unsere Hände ꝛc.) antwortete, worauf der neue König sich auf der obersten Stufe des Altars nieder kniete, seine Hände auf ein ihm dargereichtes Evangelienbuch legte, und den Eid zur Erhaltung der Gerechtigkeit und des Friedens ablegte, mit den Worten schließend: »Sic me Deus adjuvet, et haec sancta Dei Evangelia!« (So möge mir Gott helfen, und diese heiligen Evangelien Gottes!). Nach dieser feierlichen Handlung, neigte der neue König sein Angesicht gegen die Erde, während der Primas die Litanei aller Heiligen betete. Nach deren Beendigung richtete sich der König wieder auf, und ging hinter den Hochaltar, um daselbst zur Salbung vorbereitet zu werden. Darnach begab er sich auf die oberste Stufe des Altars, wo er von dem Primas zwischen dem Hand- und Ellbogengelenke des rechten Armes, dann zwischen den Schultern, betend mit dem heiligen Oele gesalbt wurde. Als dieses geschehen war, zog der neue König die Sandalen des heiligen Stephans hinter dem Altare an, ging hierauf auf seinen Thron zurück, und empfing daselbst knieend den Krönungsmantel.

Nun schritt der neue König wieder zum Hochaltare, ließ sich mit dem Reichsschwerte umgürten, zog sodann dasselbe, und machte damit gegen das Volk die 3 herkömmlichen Kreuzzeichen, worauf das Geschütz neuerdings zu donnern anfing. Nachdem er das Schwert wieder eingesteckt hatte, kniete er oben am Altare nieder, und der Palatin mit dem Primas setzten ihm die Reichskrone auf, wobei der Letztere sammt den übrigen Erzbischöfen und Bischöfen die Hände darauf legten, der Primas aber darüber den Segen sprach, und sodann dem neuen Könige den Zepter und den Reichsapfel in die Hände gab, hingegen ihm aber das Schwert wieder abnahm, und dem königlichen Mundschenk reichte. Das Geläute aller Glocken, der Donner des Geschützes und der Gewehrsalven, so wie der Jubelruf der Volksmenge verkündeten, daß der neue König von Ungarn gekrönt worden sey. Jetzt wurde der ambrosianische Lobgesang angestimmt, und die heilige Messe begann unter Trompeten- und Paukenschall. Beim Evangelium, wo der König aufstand, und den Zepter und Reichsapfel wieder abgab, küßte derselbe das ihm dargereichte Evangelienbuch, und bei dem Offertorium die Patena, auf welche er ein großes Goldstück als Opfer legte. Beim Kanon wurde ihm die Reichskrone abgenommen, bei der Sumption empfing er am Hochaltare das heilige Abendmal, worauf er zu dem Throne zurück kehrte, wo ihm die Krone wieder aufgesetzt wurde. Nach Beendigung des Hochamtes, verfügte sich der neue König mit der Krone auf dem Haupte, den Zepter und Reichsapfel in den Händen, und mit dem Königsmantel angethan zu Fuße in die Franziskaner-Kirche, während der Graf Zichy, der einzige, welcher zu Pferde saß, Geld unter das jubelnde Volk auswarf. In dieser Kirche schlug der neue König, sobald er mit dem Schwerte umgürtet worden war, einige Personen nach altherkömmlicher Weise zu Rittern vom goldenen Sporn, und bestieg sodann auf dem Platze der Barmherzigen eine Tribune, wo er mit aufgehobenen Fingern die Freiheiten und Immunitäten des Landes zu bewahren beschwor, und wobei alle Dignitarien des Reiches ihre Häupter entblößten. Nach geendigter Eidesformel rief der Palatin drei Mal aus: »Vivat rex!« (Es lebe der König!), in welchem Ausruf auch das Volk jubelnd einstimmte, und der Donner des Geschützes neuerdings ertönte. Darauf begab sich der König nebst den Reichsbaronen und den Bischöfen zu Pferd durch die Stadt auf den an der Donau gelegenen Königshügel, wo er das Schwert gegen die vier Weltgegenden schwang. Von da wurde der König in seinen Palast begleitet, wo eine glänzende Tafel diese schöne und rührende Feierlichkeit beschloß, bei welcher die Reichsbaronen Dienste thaten. Die Reichsstände wurden zweimal königlich im ständischen Redoutensaale bewirthet, wo die erschienenen Majestäten, der Kaiser, die Kaiserin und der neu gekrönte König, so auch die Glieder des regierenden Hauses mit dem größten Enthusiasmus empfangen, und für Allerhöchst- und Höchst Ihr Wohl Toaste geleert wurden. Unter das Volk wurde ein gebratener Ochs vertheilt, und der Wein floß für dasselbe aus den auf dem öffentlichen Platze befindlichen Fässern. Es fiel dabei kein Unglücksfall vor, und es wurde auch die Ordnung nicht im geringsten gestört, obschon nach der ungarischen Verfassung keine besondern Sicherheitsmaßregeln ergriffen worden waren.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Die Gründung des gräflich Schafgot'schen Hauses.

Jahr 1189.

Das hochberühmte, aber bei seinem Ausgange so unglückliche Haus Hohenstaufen, welches mit geringer Unterbrechung dem deutschen Reiche durch 116 Jahre eine Reihe vortrefflicher Regenten gab, leitet seinen Ursprung aus einem alten schwäbischen Rittergeschlechte ab, und entlehnte seinen Namen von dem Berge Hohenstaufen, der zwischen den Oertern Gmünd und Göppingen im Königreiche Würtemberg liegt. Noch heut zu Tage sieht man auf diesem Berge die wenigen Ruinen des Stammsitzes, der in dem schwäbischen Bauernkriege (1525) zerstöret wurde.

Den Grund zur Größe dieses Hauses legte Friedrich von Hohenstaufen in der Schlacht bei Merseburg (1030), die Kaiser Heinrich IV. wider den Gegenkaiser, dem Herzoge Rudolph von Schwaben lieferte, und worin sich Friedrich durch Tapferkeit und Einsicht so vortheilhaft auszeichnete, daß ihm Rudolph nach errungenem Siege das Herzogthum Schwaben verlieh, und selbst seine Tochter Agnes zur Gemalin gab. Aus dieser Ehe sproßten 2 Söhne, Friedrich und Konrad genannt, wovon ihm der Erste nach seinem Tode in dem Herzogthume Schwaben folgte, während Konrad von Kaiser Heinrich dem V., dem Sohne und Nachfolger Heinrichs des IV. das von ihm neu errichtete Herzogthum Franken erhielt (1057). Somit besaß das vor Kurzem noch unbedeutende Haus Hohenstaufen bereits 2 Herzogthümer, und gewann in Deutschland ein so großes Ansehen und einen so mächtigen Einfluß, daß nach dem Tode Kaiser Lothars (1137) Herzog Konrad zum römischen Könige unter dem Namen Konrad III. erwählt wurde (1138).

Der berühmteste aber unter den Hohenstaufen war Kaiser Friedrich I., wegen seines langen und röthlichen Bartes Barbarossa genannt, dessen Regentschaft von dem Jahre 1152 bis zum Jahre 1190 fällt. Er hatte die Macht und das Ansehen der kaiserlichen Würde in Deutschland und Italien auf eine Weise hergestellt und erhoben, dessen sich vor ihm nur wenige deutsche Kaiser rühmen konnten, und seinen Namen von dem Ende Italiens bis an das baltische Meer ausgebreitet. Die meisten Kämpfe hatte Friedrich theils mit Italien zu bestehen, wohin er im Verlaufe seiner Regierung sechs Römerzüge unternahm, um die der deutschen Oberhoheit widerstrebenden lombardischen Freistaaten zur Ordnung zu treiben, und theils wider die Päpste. Noch kurz vor seinem Tode wollte Papst Urban über ihn den Bann ergehen lassen, weil Friedrich sich das Recht der Pfründenvertheilung in seinen Ländern nicht nehmen lassen wollte; allein Urbans Tod (1187) und die betrübende Nachricht von dem Falle Jerusalems wendeten dieses drohende Ungewitter von Deutschland ab, und Friedrich beschloß, obschon hoch bejahrt, zur Wiedereroberung dieser den Christen so heiligen und ehrwürdigen Stadt, selbst einen Kreuzzug nach Palästina zu unternehmen.

Es waren nämlich bereits 88 Jahre verflossen, seit Jerusalem in den Händen der Christen war, als ihnen Saladin dieselbe wieder entriß, und dadurch unter allen Bekennern der christlichen Religion eine große Besorgniß verursachte. Dieser Saladin, der Sohn eines kurdischen Emirs oder Edelmanns, hatte sich bereits unter dem berühmten Nurradin, der häufig in der Geschichte der Kreuzzüge vorkömmt, durch seine Tapferkeit und sein einnehmendes Wesen empor geschwungen. Nurradin, damals Beherrscher vieler arabischen Stämme, schickte ihn im Jahre 1163 unter dem Kommando seines Oheims Schirkuh mit einem Heere nach Aegypten, um dieses Land zu erobern. Schon damals war Saladin die Seele der ganzen Unternehmung, und nur durch seine Tapferkeit und Klugheit wurde Aegypten in kurzer Zeit unterjocht. Als sein Oheim gestorben war, folgte ihm Saladin in seiner Würde als Oberbefehlshaber der kurdischen Truppen, und entwickelte dabei neuerdings sein Talent als Herrscher in einem ausgezeichneten Maße. Er war jetzt in der That schon Gebieter dieses Reiches, obgleich er bloß die Rolle eines Statthalters Nurradins spielte; nachdem aber Nurradin

im Jahre 1173 gestorben war, so machte Keiner mehr dem Saladin den Thron Aegyptens streitig. Es ist bemerkenswerth, daß selbst christliche Schriftsteller seiner Zeit, ja selbst seine Feinde ihm den Ruhm der Tapferkeit, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und seines Edelmuthes einstimmig ertheilen, und ihn noch überdieß als Freund und Beförderer der Wissenschaften beloben. Die Zwistigkeiten, welche nach Nurradins Tode in dessen Hause ausgebrochen waren, wußte Saladin sehr klug dahin zu benützen, daß er alle Länder desselben nach und nach an sich brachte, wodurch sich bald seine Herrschaft von Kairo bis Aleppo erstreckte, und noch den schmalen Küstenstrich des Reiches von Jerusalem umschloß. Nie hätten die morgenländischen Christen einen gefährlicheren Nachbar und Feind erhalten können, als es Saladin war, dazu kam aber noch, daß die vielen inneren Zwistigkeiten der christlichen Ritter in Jerusalem ihm die Eroberung dieser Stadt noch erleichterten. Gleich nach seiner Thronbesteigung begann er den Kampf mit den Kreuzfahrern, welcher aber dießmal noch durch einen Waffenstillstand geschlichtet wurde (1184), der bis zum Jahre 1187 dauerte, wo aber dann die schlechte That eines Kreuzritters, nämlich des Rainalds von Chatillon, der Saladins Mutter, welcher ein freier Durchzug durch das christliche Gebiet gestattet worden war, beraubte, und ihre Begleiter tödtete. Saladin wurde durch diese Handlung zur Rache gereizt, und da er keine Genugthuung von Guido, dem letzten Könige von Jerusalem erlangen konnte, so erneuerten sich die gegenseitigen Feindseligkeiten. Saladin lieferte am 4. Juli 1187 bei Hittin oder Tiberias den Christen eine große Schlacht, in welcher Letztere völlig geschlagen wurden, und selbst König Guido, so wie sein Bruder, dann der Großmeister der Tempelherren und unzählige andere Edle kamen dabei in Gefangenschaft. Großmüthig jedoch reichte Saladin dem Könige Guido, den er in sein Zelt kommen ließ, den Becher der Gastfreundschaft, und nur der Verräther Rainald erlitt die wohlverdiente Todesstrafe.

Bald nach diesem Siege fielen die Städte Sidon, Joppe, Berytus, Akkon und zuletzt auch Jerusalem in die Hände des Siegers, in welch letzte Stadt Saladin am 3. Oktober 1187 seinen Einzug hielt. Man begann nun zuerst damit, daß man von den Kirchen die Kreuze herab stürzte, und aus dem Tempel Salomons allen werthvollen Schmuck raubte. Indessen geschah von Feindeshand weder ein Mord noch sonst eine Gewaltthat, ja man gab sogar den Bürgern von Jerusalem eine 40tägige Frist, sich durch ein Lösegeld von der Gefangenschaft loszukaufen. Da dieses bei 2000 Christen zu leisten nicht im Stande waren, so gab sie Saladin ohne Lösegeld frei, und beschenkte noch überdieß viele Arme und Elende mit 200,000 Goldstücken, die bei dem Abzuge der Christen gezwungen gewesen wären zurück zu bleiben. Nebst diesen gab er auch noch allen Kriegsgefangenen die Freiheit, abzuziehen; — eine für einen Ungläubigen in der That milde und großmüthige Behandlung.

Auf die Nachricht von der Einnahme Jerusalems durch Saladin schrieb Papst Cölestin III. einen neuen Kreuzzug zur Wiedereroberung der heiligen Stadt aus, und Kaiser Friedrich beschloß die lange Reihe seiner Thaten zur Ehre Gottes zu beschließen. Er ließ in dieser Absicht von Regensburg aus an alle Fürsten und Edlen Deutschlands einen Aufruf zur Ausrüstung eines Kreuzzuges ergehen, und in kurzer Zeit sah er in der Stadt und in der Umgegend bei 50,000 Reiter versammelt, und eine eben so große Anzahl von Fußgängern.

Unter den Fürsten, welche sich zu diesem Zuge einfanden, waren die ausgezeichnetsten, der Herzog Friedrich von Schwaben, des Kaisers zweiter Sohn, die Herzoge Berthold von Meran und Ottokar von Steiermark, der Markgraf Hermann von Baden, Graf Adolph von Holstein, Graf Rupert von Nassau, die Bischöfe von Würzburg, Osnabrück, Meißen, Passau und andere. Der Aufbruch geschah am St. Georgentage, des Jahres 1189, an welchem Tage das gewaltige Heer sich durch Oesterreich nach Ungarn bewegte, mit dessen Könige Bela dem III. schon vorher ein Vertrag wegen des friedlichen Durchzuges abgeschlossen worden war. Dieses ist der dritte große Kreuzzug, welchen die Christen gegen die Muhamedaner machten, und derselbe endete schon im Jahre 1190, leider aber zum großen Nachtheile der Kreuzfahrer. Die ersten Hindernisse nämlich hatte das christliche Heer bei seinem Eintritte in das Gebiet des griechischen Kaisers mit Namen Isak Angelus zu überwinden, welcher seinem früheren Versprechen treulos, statt die Pilger mit Lebensmitteln und Wegweisern zu versehen, ihnen die Päße durch Verhaue verlegte, die einzeln wandernden oder nachzügelnden Soldaten umbringen, und selbst ganze Haufen derselben durch die Bulgaren mit vergifteten Pfeilen angreifen ließ. Ja es kam so weit, daß man zu Konstantinopel öffentlich wider die Kreuzfahrer predigte, und ihre Vertilgung als ein löbliches Werk verkündete. Die Ursache dieses sonderbaren und feindseligen Verfahrens eines christlichen Fürsten gegen seine Glaubensverwandten war aber diese, daß Isak

im Wahne stand, als seyen die Kreuzfahrer zur Eroberung seines eigenen Landes ausgezogen. Indessen brachte ihn die Eroberung und Einäscherung mehrerer seiner Städte und die Annäherung des Kreuzheeres bald auf andere Gedanken, und er schloß nun im Februar 1190 einen neuen Vertrag mit Friedrich, in welchem er ihm den freien Durchzug und die Zufuhr von Lebensmitteln gestattete. Dagegen gelobte Friedrich allenthalben gute Mannszucht, und hielt sein Versprechen auch gewissenhaft.

Nach der Ankunft in Konstantinopel setzte das Heer binnen 6 Tagen über den Hellespont, und befand sich nunmehr auf asiatischem Boden. Aber hier vermehrten sich noch die Hindernisse und Schwierigkeiten, mit welchen das Heer schon früher zu kämpfen gehabt hatte, auf eine außerordentliche Weise, und dieß besonders durch die Treulosigkeit des Beherrschers von Ikonium. Vorzüglich kostete der Zug über die Gebirge vielen Tausenden wegen Mangel an Nahrung das Leben, und die meisten Pferde wurden entweder geschlachtet, oder fielen in Folge der ungeheueren und beschwerlichen Märsche. Ueberdieß brachen noch aus allen Schluchten und Schlupfwinkeln türkische Reiter hervor, die den Zug bald von dieser bald von jener Seite anfielen, wodurch unzählige Christen das Leben verloren. Indessen kamen die unverdrossenen Deutschen dennoch nach Ikonium, wo sie aber die feindliche Armee, welche der christlichen an Anzahl weit überlegen war, bereits versammelt fanden, und die auch den Kaiser kampfbegierig erwartete. Es erfolgte nun ein mehrtägiges und zugleich verzweiflungsvolles Treffen, so daß schon Viele aus dem christlichen Heere verzagten, und bei dem immer mehr zunehmenden Ungestüme der Feinde endlich zurück weichen wollten. Da rief der Kaiser: »Was zögert ihr, was jammert ihr, die ihr aus der Heimat gezogen seyd, mit eurem Blute das Himmelreich zu erkaufen? Christus gebietet, Christus siegt!« und so sprechend warf er sein Roß im Kreise herum, daß er Raum gewann, und rannte vor Allen weit der Erste wie ein Löwe wider die Heiden. Diese wichen anfangs zurück; bald aber war Friedrich von einer Menge Ungläubiger umringt, und nahe daran der Uebermacht zu erliegen. Da drang durch den dichtesten Haufen der Feinde ein christlicher Kämpfer hervor, und hieb so gewaltig herum, und tödtete oder verwundete eine solche Menge, daß die erschrockenen Saracenen vor ihm wie Spreu auseinander flogen, wodurch der schwer bedrängte Kaiser Luft bekam. Diesen plötzlichen Vortheil benützend folgte das Kreuzheer neubelebt dem Kaiser vor die Mauern von Ikonium, welche im ersten Anlaufe erstürmt wurden, und wodurch auch der Sieg sich auf die Seite der Christen entscheidend wendete (18. Mai 1189).

Unermeßlich war die Beute, welche die Kreuzfahrer in dieser Stadt fanden, so daß bei ihrem Abzuge nicht ein Mal Alles fortgebracht werden konnte. Als der erste ruhige Augenblick nach diesem Sturme eingetreten war, und die deutschen Fürsten und Edlen sich um den siegreichen Kaiser fröhlich versammelten, forschte Friedrich, wer denn der muthige Kämpfer gewesen sey, der ihn aus dem Bedrängnisse der Feinde errettet, und an der glücklichen Eroberung Ikoniums so vielen Antheil habe. Da trat aus dem Kreise der herum stehenden Knappen ein junger Knecht hervor, mit Staub und Blut bedeckt, und als ihn Alle verwundert betrachteten, fragte ihn der Kaiser um seinen Namen und seine Herkunft. Der Knecht erwiederte, daß er Schaf-Gotsch heiße, auf dem Berge Kienast in Schlesien ein paar Hütten habe, und bisher von dem Erwerbe seiner Hände lebte; als aber der Ruf des Kaisers auch dahin gelangte, so verließ er seinen Pflug, nahm das Schwert, und folgte dem Zuge in's heilige Land. Der Kaiser hörte den wackeren Kämpfer mit Vergnügen zu, und reichte ihm voll Huld seine Hand. Schaf-Gotsch aber verneigte sich, und bat, daß er noch vorher seine blutige Hand abwischen dürfe, ehe er sie dem Kaiser zum Gegendrucke hinreiche, und als er dieses gethan hatte, waren 5 blutige Streifen an seinem blanken Eisen zurück geblieben. Sogleich befahl ihm jetzt der Kaiser nieder zu knien, und schlug ihn im Angesichte der versammelten Edlen eigenhändig zum Ritter, und zwar mit dem Bedeuten, daß er zum Andenken an diese Begebenheit und seiner im Kampfe bewiesenen Tapferkeit die 5 blutigen Streifen am Panzer in das Herzschild seines Wappens aufnehme, und von jener Zeit an beginnt der Adel des Hauses Schaf-Gotsch. Nach seiner Rückkehr bauete Schaf-Gotsch an die Stelle seiner Hütten ein stattliches Schloß, welches von dem Berge das Schloß Kienast genannt wurde, und auch das Stammschloß dieser Familie ist. Kaiser Friedrich selbst fand bald nach diesem Siege seinen Tod in den Wellen des Flußes Kalykadnus in Cilicien bei der Stadt Seleucia, nachdem er, da die Brücke über diesen Fluß schmal war, und der Uebergang des Heeres nur langsam von Statten ging, ungeachtet der Abmahnungen seiner Freunde, in das Wasser stieg, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Kaum hatte

er aber das Wasser berührt, so traf ihn schon der Schlag, und so brachte man den allzukühnen Greis leblos an's Land (1190). Ueber alle Beschreibung war die Bestürzung und Trauer seines Heeres, welches seine Eingeweide und sein Gehirn in Antiochia begrub, den übrigen Körper aber in Tyrus beisetzte. Auch sein Sohn Friedrich starb vor Acre an einem hitzigen Fieber (1191), und von dem ganzen schönen Heere kamen nur 5000 Mann in ihre Heimat zurück. So unglücklich endete dieser dritte Kreuzzug für das deutsche Heer.

Das Geschlecht der Schafgotsche hat auch in Oesterreich sich mannigfache Verdienste erworben, besonders der Graf Anton Gotthard Schafgotsche, welcher k. k. Obersthofmarschall, geheimer Rath, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des Leopoldsordens, und Großadler der französischen Ehrenlegion war. Er war der Sohn des Johann Gotthard Grafen von Schafgotsche, welcher der letzte k. k. Gouverneur in Schlesien war, ehe dieses Land an Preußen übergeben wurde. Anton Schafgotsche studirte zu Prag und Leyden, und wurde zuerst in den Reichsgeschäften verwendet, worauf er im Jahre 1745 nach Wien kam, und sich die besondere Zuneigung des damaligen Kronprinzen, nachmals Kaiser Joseph des II. erwarb. Er war auch einer der 4 Kammerherren, welche bis zum letzten Athemzuge dieses unvergeßlichen österreichischen Regenten an seinem Sterbebette verweilten, und diente überhaupt durch eine Reihe von 63 Jahren mit aller Treue und Ergebenheit dem durchlauchtigsten Kaiserhause.

Während dieser langen Dienstzeit wurde er zu wiederholten Malen mit ehrenvollen Sendungen beauftragt, wie im Jahre 1764 nach Berlin, und später als Begleiter von 3 kaiserlichen Prinzessinnen, die an auswärtige Höfe vermält wurden. Auch war er der Obersthofmeister der Erzherzogin Josepha, einer Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia. Im Jahre 1790 trat er in derselben Eigenschaft in die Dienste der zweiten Gemalin des höchst seligen Kaisers Franz. Obersthofmarschall war er seit dem Jahre 1796, und hatte mehrere Orden erhalten, deren Verleihung ihm zum Beweise der Würdigung seiner Verdienste dienen konnten, nämlich vom Kaiser Joseph dem II. das goldene Vließ, vom Kaiser Franz das Großkreuz des neu errichteten Leopolds-Ordens, und vom Kaiser Napoleon im Jahre 1810 bei Gelegenheit der Vermälung desselben mit Maria Louise den Großadler der französischen Ehrenlegion. Er starb im Jahre 1811 im 90. Jahre seines Alters an der Entkräftung.

Ein eben so großes Verdienst aber in wissenschaftlicher Beziehung erwarb sich Franz Ernst, Graf Schafgotsche, welcher sich mit besonderem Eifer auf die Mathematik und Astronomie verlegte, und der mit den meisten Gelehrten Deutschlands in einem beständigen wissenschaftlichen Verkehre stand. Er war im Jahre 1760 zu Prag geboren, und starb auch daselbst im Jahre 1809. Von ihm sind im Drucke erschienen: eine Abhandlung über die Berechnung der Ephemerieden; eine Abhandlung über die Auflösung verschiedener Gleichungen in allen Graden; und eine Berechnung des Vorüberganges des Merkurs vor der Sonnenscheibe am 12. November 1782.

Das Stammschloß Kienast, welches im Jahre 1674 von dem Blitze zerstöret wurde, und seitdem in Ruinen liegt, ist häufig durch Sage und Gesang berühmt geworden. Nach der Volkssage nämlich lebte einst in diesem Schloße ein Fräulein von wunderbarer Schönheit, die aus Männerhaß, oder wie Andere der Meinung sind, auf Geheiß ihres Vaters, nur demjenigen Ritter die Werbung um ihre Hand gestattete, welcher auf der schmalen Burgmauer das Schloß zu umreiten Muth hätte. Viele Ritter, durch die Macht ihrer Schönheit angezogen, unternahmen wirklich dieses gefährliche Wagestück, endeten aber alle auf eine klägliche Weise, nachdem sie alle mit ihren Roßen in den tiefen Burggraben hinab stürzten, und sich zu Tode fielen. Endlich meldete sich ein Herzog von Sachsen, welcher sein Pferd früher abgerichtet hatte, auf schmalen und schwindelnden Stegen sicher zu gehen, um ihre Hand, und umritt die Burgmauer glücklich. Als ihm nun das Fräulein liebeglühend entgegen kam, erklärte er, daß bereits eine Andere sein Herz besitze, und verließ das Fräulein, welches sich sodann aus Scham und gekränkter Liebe selbst von der Unglücksmauer in den Burggraben hinab stürzte, und so das Schicksal ihrer früheren Bewerber aus gerechter Strafe des Himmels theilte.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Herzog Albrecht III., beigenannt mit dem Zopfe,

empfängt aus den Händen seiner Gemalin seinen erstgebornen Sohn.

Jahr 1377.

Seit dem Ende des eilften Jahrhunderts, und im kleineren Maßstabe schon in viel früherer Zeit bis zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, waren Kreuzzüge das Mittel, wodurch man das Christenthum in jenen Ländern, deren Bewohner entweder dem Heidenthume, oder einer andern Religionslehre als jener der christlichen ergeben waren, auszubreiten suchte, eine Verfahrungsart, die freilich von den mildern Sitten unserer jetzigen Zeit weit abweicht, wo man die Waffen der Ueberzeugung an jene der Gewalt treten ließ, und damit auf einem sanften Wege dasjenige bewirkt, wozu früher das Blut vieler Tausenden erfordert wurde.

Die Kreuzzüge nach dem Morgenlande, die im Jahre 1049 der Einsiedler Peter von Amiens hervorrief, und die beinahe 200 Jahre dauerten, bis mit dem Falle von Acre oder Ptolomais der letzte Felsen brach, auf welchem sich das Christenthum in Palästina fußte, sind bekannt. Nun wandte sich aber die mit dem Kreuzschwerte bewaffnete Hand nach anderen Gegenden, und zwar wider die Araber in Spanien und Portugal, und nach dem Nordosten von Europa, gegen die Liven, Esthen, Letten, Kurländer und Preußen.

An die Stelle der alten Kreuzfahrer traten jetzt die deutschen Ordensbrüder, deren Hauptzweck dahin ging, die in Europa abgöttischen Heiden zu bekehren. Herzog Konrad von Massovien räumte ihnen im Jahre 1230 einen Landstrich an der Weichsel ein, und dieses in der Absicht, um sich ihrer Hilfe wider die ihn von allen Seiten umdrängenden slavischen Horden zu bedienen. Diese Ordensbrüder erbaueten nun im Jahre 1231 die Stadt Thorn, und ein Jahr später Kulm, worauf sie in kurzer Zeit zu einem bedeutenden Einfluße und einer gefürchteten Macht in jenen Gegenden gelangten. Indessen hatte ihnen daselbst in ihrem Bekehrungsgeschäfte der Bischof Adalbert von Prag bereits vorgearbeitet, nachdem dieser schon im Jahre 997 von Prag aus eine Reise nach Polen unternahm, wo er aber für seinen allzu großen Eifer, die christliche Religion in Preußen einzuführen, das Leben verlor, seitdem man ihn auch als einen Heiligen verehrt. Gleich nach ihm unternahm der Erzbischof Bruno von Querfurt eine ähnliche Mission in dieses Land, erlitt aber dasselbe Schicksal seines verdienstvollen Vorgängers. Da nun die Bahn zur Bekehrung dieser Völker einigermassen gebrochen war, so erschienen jetzt von Zeit zu Zeit neue und eifrige Missionäre in den preußischen Landen, und setzten ihre Bekehrungsversuche daselbst mit größerem oder geringerem Glücke fort, bis zuletzt der deutsche Orden diese Sache als eine Obliegenheit übernahm, und durch das Schwert die bezwungenen Völker zur Annahme des Christenthums nöthigte.

Drei und fünfzig Jahre lang, nämlich bis zum Jahre 1283 hatte nun der Orden mit Unterstützung der herbei strömenden Kreuzritter einen Vertilgungskrieg gegen die preußischen Volksstämme geführt, und bereits eilf derselben zur Unterthänigkeit gebracht, ohne jedoch die gesammte Nation in seine Botmäßigkeit bringen zu können. Fast mit jedem Jahre erneuerten sich die blutigen Kämpfe, und wenn das Morden wirklich auf einige Zeit nachzulassen schien, so war dieses mehr eine Folge der Erschöpfung, als des zum Frieden geneigten Sinnes. So sehr verheerend aber eines Theiles die Folgen dieser Kriege für Preußen und seine Bewohner waren, so gewann dennoch der Orden immer mehr an Macht, und bald beherrschte er die beiden Ufer der Weichsel nebst Ostpommern. Nach und nach wurde auch die deutsche Sprache bei den Ueberwundenen einheimisch, und bald erhoben sich auch Städte, wo früher nur Wildnisse anzutreffen waren; worauf dann die deutschen Ordensbrüder dem Hanseatischen-Bunde beitraten. Im Jahre 1343 griffen sie auch die Litthauer an, und kämpften mit diesem heidnischen und streitbaren Volke einen durch 85 Jahre währenden Kampf, der mehr als 200,000 Kriegern, und darunter

15,000 Kreuzrittern das Leben kostete. Indessen gewann aber der Orden zuletzt dennoch die Oberhand; allein Ueberfluß an Gold und Ländereien erzeugte bei ihm Uebermuth und Ueppigkeit, wodurch ganz natürlich der Untergang seiner Zwingherrschaft vorbereitet wurde.

Unter den Hochmeistern, welche den Kampf gegen die Litthauer leiteten, und an der Bezwingung dieses Landes das meiste Verdienst hatten, zeichnen sich besonders Winrich von Kinprod und Hermann von Salza aus. Winrich war der gröste und glücklichste Gebieter, der je den deutschen Rittern vorgestanden, denn unter ihm blühete Wissenschaft und Kunst, genährt durch mehrere aus Italien berufene gelehrte Männer. Zudem war er selbst sehr weise und tapfer, und der deutsche Adel hielt es daher für eine große Ehre unter dem Befehle dieses edlen und geehrten Meisters zu stehen. Es entstand damals das Sprichwort: »Bist du klug, so täusche die Brüder in Preußen!«

Immer zahlreichere Scharen von Kriegern strömten dem Norden zu, denn es war eine allgemeine Meinung, daß man durch einen Zug gegen die Heiden des Nordens sich für seine Seligkeit eben so vieles Verdienst erwerben könne, wie dieses früher gegen die Muhammedaner oder Saracenen der Fall war; ja es gehörte damals gleichsam zum guten Tone, gegen die Preußen gezogen zu seyn. Selbst Damen geboten den Rittern diese Reise, um ihren Muth, so wie ihre Ergebenheit zu prüfen. Man strebte nach der Ehre von dem Großmeister zum Ritter geschlagen zu werden, und Viele löseten auch ein frommes Gelübde weit leichter in jenen Gegenden, als wenn sie einen Zug über das Meer angetreten hätten, der länger und gefahrvoller war. Wie also zur Zeit der Kreuzzüge nach Palästina vereinigte sich auch hier Religionseifer, verbunden mit Ruhmsucht. Auch Eitelkeit und Trieb nach Abenteuer hatten dabei keinen geringen Antheil genommen. Wer nur immer von hohen oder niederen Adel ausziehen konnte, schloß sich dem Zuge gegen die unglücklichen Preußen an, um ihnen vollends den Todesstoß beizubringen, und Winrichs siegreiche Scharen zu vermehren.

Betrachtet man nun die Hauptbeweggründe, welche jene Züge in das Preußenland hervor brachten, so stellt sich die Sittengeschichte jener Zeit lebhaft dem Auge vor. Eigentlich war es also die Sucht sich hervor zu thun, welches den Ritter bewog, die Heimat, wo seine Gegenwart oft viel nöthiger gewesen wäre, zu verlassen, und Abenteuern im fernen Norden entgegen zu ziehen. Ein auffallendes Kennzeichen des deutschen Ritterthums, welches zu jener Zeit noch in einem bedeutenden Flor stand. Zugleich wurden diese Kreuzfahrten mit großer Pracht unternommen, und dadurch vieles Geld den Ordensbrüdern zugeschleppt. Nichts desto weniger hatten diese Unternehmungen auch auf einer andern Seite wieder ihr Gutes, und dieß sowohl für das öffentliche Leben, als auch für die Wissenschaft; hauptsächlich aber beförderten sie den Wachsthum des Ordensreiches, so daß man mit Recht sagen kann, es wäre heut zu Tage kein Königreich Preußen, wenn nicht die Ritter aus halb Europa den Ordensbrüdern beigestanden, und ihnen zur Eroberung ihrer Besitzungen geholfen hätten.

Außer dem Herzoge Friedrich dem Streitbaren, waren noch zwei österreichische Herzoge, die einen Kreuzzug nach den heidnischen Ländern unternahmen, nämlich Leopold der Biedere im Jahre 1370, und sein Bruder Albrecht mit dem Zopfe, im Jahre 1377. Albrecht zog in Begleitung von 62 Rittern, die so, wie er stattlich ausgerüstet waren, im Frühjahre (1377) von Wien gegen Preußen, und wurde bei seiner Ankunft in Marienburg, wo damals der Hochmeister seinen Sitz hatte, von demselben mit außerordentlicher Freude empfangen. Ihm zu Ehren veranstaltete man, ehe noch der Kreuzzug gegen die Litthauer anging, eine Reihe von glänzenden Festen, und Albrecht genoß die höchste Ehre, die der Orden einem fremden Fürsten nur erweisen konnte, nämlich den Vorsitz bei dem Gastmale am sogenannten Ehrentische. Nach Beendigung der Lustbarkeiten brach der Hochmeister in Begleitung des Herzogs mit seinen Brüdern nach Litthauen auf, und diese fielen jetzt in das Gebiet der Kaltenen und Weduken, zweier litthauischen Stämme ein, wobei aber nichts Bedeutendes ausgerichtet wurde. Verheerung des Landes, Mißhandlung der Gefangenen und Grausamkeiten aller Art, sind die einzigen Spuren, welche von dieser abenteuerlichen Unternehmung in den Chroniken aufgezeichnet erscheinen, wobei aber Herzog Albrecht, dessen sanftes Gemüth in der Geschichte bekannt ist, keinen persönlichen Antheil genommen hat.

Nachdem der Heereszug für dieß Mal geendet war, kehrte Albrecht durch Sumpf und Waldesdickicht mit dem Hochmeister nach Marienburg wieder zurück, und verweilte daselbst noch einige Tage, wo er dann, als er die ausgezeichneten fremden Ritter, welche die Fahrt mitgemacht hatten, mit silbernen Pokalen, die mit Goldstücken angefüllt waren, beschenkt hatte, seine Heimreise mit Ruhm bedeckt antrat. Als er in die Nähe von Wien gekommen war, und ihm ein Bote mit der Freuden-

Nachricht entgegen kam, daß ihm seine Gemalin während seiner Abwesenheit einen Sohn geboren habe, eilte Albrecht auf den Flügeln der Liebe und Sehnsucht seiner Residenzstadt zu, und begab sich sogleich in das Gemach seiner Gemalin, die bereits von seiner Ankunft benachrichtigt war. Hier empfing er nun den jungen Prinzen aus den Händen der entzückten Herzogin, und schloß diesen freudetrunken in seine Arme. Dieser erstgeborene Prinz war Albrecht IV. auch das Weltwunder genannt.

Seine Gemalin war die Tochter des Burggrafen Friedrich des VII. von Nürnberg, mit Namen Beatrix, mit welcher er sich im Jahre 1375 vermält hatte, nachdem seine erste Gemalin Elisabeth, eine Tochter Kaiser Karl des IV., bereits frühzeitig gestorben war, ohne ihm einen Erben hinterlassen zu haben.

Beatrix besaß eine majestätische Gestalt, und vorzüglich schöne, lange und blonde Haare, welche sie in zwei Flechten auf den Rücken herab wallen ließ. Diese Zöpfe schnitt sie sich bei einer Gelegenheit, wo Albrecht dieselben ihrer Schönheit wegen sehr belobte, ab, und machte ihrem Gemale damit ein unerwartetes und theueres Geschenk. Albrecht ließ nun diese Zöpfe künstlich in seine eigenen Haare flechten, und trug sie von nun an beständig über seinem Harnisch, weßhalb er auch den Beinamen »Albrecht mit dem Zopfe« erhalten hat. Ja er stiftete sogar zum Andenken an dieses Liebeswerk seiner Gemalin einen eigenen Orden »die Zopfengesellschaft« genannt, der in seinen Statuten einige Aehnlichkeit mit jenem des englischen Ordens »vom blauen Hosenbande« hat; der später entstand, und eben auch von einer Fürstin seinen Ursprung herleitet.

Bald nach seiner Ankunft fing Albrecht das Schloß Laxenburg zu bauen an, welches dann sein Lieblingsaufenthalt wurde, und worin er zuletzt auch starb. Zur Ausschmückung desselben ließ er aus dem Schloße auf dem Leopoldsberge, und aus dem Fürstenhofe zu Klosterneuburg, welche beide Gebäude bereits von ihren Bewohnern verlassen waren, die marmornen Statuen und andere Zierrathen und Seltenheiten dahin bringen. Ueberhaupt war unter seiner Regierung der Zeitpunkt eingetreten, wo die Ritter keine Felsenburgen mehr auf hohen Hügeln oder Bergen baueten, um sich und ihre Angehörigen von einem plötzlichen Ueberfalle räuberischer Horden zu sichern; sondern man verließ nach und nach die Höhen, und fing an sich in den Ebenen anzusiedeln, und bei dem Baue der Schlösser mehr architektonische Schönheit und Bequemlichkeit anzuwenden. Nur ist zu bedauern, daß dieser schöne Anfang einer milderen Civilisation bald durch die Einfälle der Türken in Steiermark und Oesterreich wieder vernichtet wurde, wobei auch so manche Kostbarkeit des Mittelalters als ein Erzeugniß der schönen Künste und der fortschreitenden Wissenschaft verloren gegangen ist, was besonders in dem daran sehr reichen Laxenburgerschloße der traurige Fall war.

Albrecht beging während seiner Regierung einen großen Fehler darin, daß er in seinen Erblanden im Jahre 1379 eine Theilung vornahm, und zwar auf die ungestüme Veranlassung seines kriegerischen Bruders Leopold des III. Um aber dieses an sich und in seinen Folgen höchst wichtige, dem Hause Oesterreich überaus schädliche Ereigniß gehörig aufzufassen, ist es nöthig, in die älteren Zeiten zurück zu kehren. Als Kaiser Rudolph I. das Land Oesterreich seinem Hause erwarb, gab er das Hausgesetz der Untheilbarkeit der Länder, nach welchem immer der älteste Sohn dieselben verwalten, die jüngeren Brüder und Schwestern aber mit einer Appanage abgefunden werden sollten. Bei seinem Sohne Albrecht dem I. war dieses wirklich der Fall, und dessen 5 Söhne lebten in einer so seltenen und rührenden brüderlichen Eintracht beisammen, daß sie eine gemeinschaftliche Regierung führten, und ihrem ältesten Bruder, Friedrich dem Schönen in seinem Kampfe um die deutsche Kaiserkrone mit allen ihren Kräften beistanden. Nachdem aber Leopold und Heinrich gestorben waren, so versuchte der jüngste unter den Brüdern, Otto der Fröhliche genannt, zuerst das Hausgesetz umzustossen, drang auf eine Theilung der Länder, und rief, um seinen Zweck kräftig durchzusetzen, die Ungarn zu Hilfe, wodurch ein Bürgerkrieg entstand, und Friedrich der Schöne genöthigt wurde, ihm die Verwaltung der obern Lande zu überlassen, um die Rube in Oesterreich wieder herzustellen. Auf solche Art wurde zwar für dieß Mal der Streit geschlichtet; allein es war dadurch ein böses Beispiel gegeben, welches in der Folge bittere Früchte trug. Albrecht II., der Weise, und Rudolph IV., der Stifter, erneuerten zwar das erwähnte Hausgesetz; aber nach dem frühen Tode Herzog Rudolphs des IV., waren nur noch seine beiden Brüder Albrecht III. (später mit dem Zopfe), und Leopold der Biedere oder Fromme am Leben, wovon der Erste 16, der Letzte erst 14 Jahre zählte. Kaum war nun Rudolph ein Jahr todt, als schon der ehrgeizige, kriegslustige und machtliebende Herzog Leopold von seinem sanften und nachgiebigen älteren Bruder mit

Ungestüm einen Theil der Länder selbst zu beherrschen verlangte, und es wirklich auch dahin brachte, daß der friedliebende Albrecht ihm in einem Vertrage, welcher im Jahre 1366 abgeschlossen wurde, die vorderen österreichischen Lande in Elsaß, Schwaben und in der Schweiz abtrat, während Albrecht Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain für sich behielt, und Tirol gemeinschaftlich verwaltet wurde. Nach 5 Jahren kam Leopold abermals nach Oesterreich, und da er bereits Söhne hatte, Albrecht aber kinderlos war, so forderte er von ihm für sich und seine Kinder mehr Land, um dieselben standesmäßig ausstatten zu können. Zwar weigerte sich anfangs Albrecht dessen aus allen Kräften; aber Leopold wurde immer zudringlicher, und da auch bereits Parteien in Oesterreich entstanden waren, wodurch dieses Land heftig beunruhiget wurde, so gab Albrecht neuerdings nach, und überließ seinem Bruder Steiermark, die Neustadt und die Grafschaft Pütten. Zugleich wurde auch festgesetzt, daß alle Aemter, wenige ausgenommen, von den Herzogen gemeinschaftlich besetzt, und die Einkünfte aller Länder unter sie getheilt werden sollten. Dieser Vertrag wurde am 25. Juli 1373 abgeschlossen, und sollte 2 Jahre dauern. Als nun diese Zeit verstrichen war, und Leopold befürchtete, daß Albrecht ihm einige früher zugestandene Vortheile entreißen möchte, verband er sich mit dem Herzoge von Baiern, Stephan genannt, der sich anheischig machte, im Falle eines Krieges seinem Bruder Albrecht nicht beizustehen. Allein Albrecht war überhaupt jeder Fehde abgeneigt, und konnte sich um so weniger entschließen wider seinen Bruder feindselig zu handeln, daher hob er die Sorge desselben durch einen neuen Vertrag auf, und ließ die frühere Ländereintheilung mit einigen unbedeutenden Veränderungen bestehen. Leopold war aber nach einiger Zeit wieder unruhig, und forderte neuerdings von dem gefälligen Albrecht eine Ländervermehrung, worauf dieser, um endlich Ruhe zu haben, das Land dergestalt vertheilte, daß er für sich bloß Oesterreich allein behielt, während er alle anderen habsburgischen Besitzungen seinem Bruder feierlich übergab. Die Urkunde hierüber wurde zu Wien am 3. Juli 1379 ausgefertigt, und somit die heillose Zerstückelung der Habe Habsburgs sanctionirt. Bei der Nachricht von diesem Vorfalle sagte Kaiser Karl IV. folgende treffende Worte: »Lange haben wir getrachtet, das Haus Oesterreich zu demüthigen, und haben den Weg nicht gefunden, nun zeigt es uns denselben selbst.«

Im Uebrigen verdient die Regierung Albrechts alles Lob. Er stellte die innere Ruhe des Landes vollkommen her, vertrieb und bestrafte die Banditen, und wehrte dem Uebermuthe der Herren, die häufig seine Milde mißbrauchten oder seinem Ansehen Hohn sprachen. Als Freund der Wissenschaften und Künste vollendete er die Gebäude und Stiftungen, die sein Bruder Rudolph angefangen hatte, woher er den Namen des Stifters erhielt. Kurz vor seinem Tode hatte er noch einen Krieg mit den Böhmen zu bestehen, weil der damalige König dieses Landes, Namens Wenzel der Faule, viele seiner Unterthanen durch sein eigenmächtiges und tyrannisches Verfahren empört hatte, welche nun den König gefangen nahmen, und ihn zuletzt nach Oesterreich auf das Schloß Wildberg, das den Starhembergern gehörte, brachten. Jodokus, der Markgraf von Mähren verwaltete während der Abwesenheit des Königs die Regierungsgeschäfte, und Johann von Luxemburg, Wenzels jüngerer Bruder, sammelte ein Heer, um seinen Bruder damit zu befreien; drang in Oesterreich ein, und rettete wirklich seinen Bruder. Als Wenzel nach Prag zurück gekehret war, brach ein Bürgerkrieg in Böhmen aus, und viele angesehene böhmische Großen, die seine Rache zu fürchten hatten, flüchteten sich nach Oesterreich, und baten um Albrechts Unterstützung, die er ihnen auch gewährte, indem er selbst mit einem Heere in Böhmen eindrang, wo er aber von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde, und nach Laxenburg zurück gebracht zu werden verlangte, was auch eiligst geschah. Hier starb er am 29. August 1395 im 46. Jahre seines Alters am Durchfall, und wurde zu Wien in der Stephanskirche, wo auch sein Bruder Rudolph ruht, begraben. Seiner Milde wegen beteten ihn seine Unterthanen beinahe an, und bei seinem Sarge wurden viele Thränen vergossen, weil Alle an ihm einen hingeschiedenen Freund und Vater beweinten.

Der ländergierige Leopold war bereits im Jahre 1386 in der Sempacherschlacht gestorben, und Albrecht verwaltete nach seinem Tode ganz Oesterreich wieder einige Zeit allein; aber die Söhne Leopolds: Wilhelm, Leopold, Ernst und Friedrich waren indessen zu Männern heran gewachsen, und entrissen ihm die Güter ihres Vaters. Wilhelm regierte nämlich Steiermark, Kärnthen und Krain; Leopold Tirol und die österreichischen Vorlande; Ernst und Friedrich hingegen als damals noch minderjährig, hatten keinen Antheil an der Regierung. Albrecht III. hinterließ nur einen einzigen Sohn, Albrecht den IV., welcher ihm in der Regierung Oesterreichs folgte.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Die Ermordung
Königs Wenzel des III. von Böhmen
zu Olmütz.
Jahr 1306.

Das in der Geschichte Böhmens so berühmte Geschlecht der Przemisliden, welches der Sage nach von einem Landmanne Przemisl genannt, den die böhmische Fürstin Libussa im Jahre 722 heirathete, seinen Ursprung ableitet, erlosch im Jahre 1306 mit König Wenzel dem III. Es hatte dem Lande durch 584 Jahre drei und zwanzig Herzoge und sieben Könige gegeben, unter welchen außer dem Stifter noch die Herzoge Boleslaw I., Wenzel der Heilige, Brzetislaw I. und Wratislaw II., welcher im Jahre 1086 zuerst König von Böhmen wurde; dann die Könige Wladislaw II., Ottokar I. und Ottokar II. die ausgezeichnetsten waren.

König Wenzel III. war der Sohn Königs Wenzel des II., und der Guta, einer Tochter Kaiser Rudolphs von Habsburg. Nachdem sein Vater am 21. Juni 1305 an einem Zehrfieber gestorben war, bestieg er noch sehr jung — er zählte erst 16 Jahre — den Thron, und nannte sich jetzt zum ersten Male »von Gottes Gnaden König von Böhmen, Ungarn und Polen,« denn in der That waren beide letzteren Länder während der Regierung seines Vaters an Böhmen gekommen, und zwar Polen durch Heirath *), Ungarn aber durch Vergleich **). In dieser Beziehung mußte

*) Nachdem die Gemalin Wenzels des II. Namens Guta, eine Tochter Rudolphs von Habsburg und Schwester Kaiser Albrechts des I. im Jahre 1300 mit Tode abgegangen war, trugen ihm die Polen die Prinzessin Elisabeth, die Tochter des jüngst verstorbenen Königs von Großpolen mit Namen Przemisl II., die einzige Tochter und Erbin dieses großen Reiches zur Gemalin an, und baten ihn persönlich nach Polen zu kommen. Wenzel nahm ihren Antrag an, und erschien mit einem stattlichen Heere in Gnesen, der Hauptstadt dieses Landes, wo er zum Könige von Großpolen gekrönt wurde, und einige seiner Mitbuhler demüthigte. Indessen war König Wenzel bereits Herzog von Krakau und Sandomir, ebenfalls durch freie Wahl der dortigen Herzoge, die sich in seinen Schutz begaben und sich als seine Vasallen bekannten; nun erhielt er auch noch die Provinzen Gnesen, Kalisch, Pommern u. a. m., welche das eigentliche Königreich ausmachten, und durch welchen Länderzuwachs er sein Glück fast auf eine so große Höhe brachte, wie es sein Vater Ottokar II. in der Blüthe seiner Herrschaft besaß. Wer hätte das wohl vor 20 Jahren denken können, wo Kaiser Rudolphs Tapferkeit den böhmischen Staat fast seinem Untergange entgegen geführt hatte? — Wenzel setzte in die neu erworbenen Provinzen zwei vornehme Böhmen als Reichsverweser ein, nämlich den Heinrich von Lippa und Ud-alrich von Bozkowetz, an dessen Stelle nachmals der Herzog Nikolaus von Troppau kam; seine noch sehr junge Braut aber führte er nach Prag, und heirathete sie erst nach 3 Jahren, wo sie bereits ihr 17. Jahr erreicht hatte.

**) Kaum war König Wenzel von seiner Krönung zu Gnesen in seiner Hauptstadt Prag angelangt, so kamen Botschafter aus Ungarn, die ihm gleichfalls die Krone dieses Königreiches anboten. Wenzel wollte sich aber mit so vielen Kronen nicht belasten, daher ersuchte er die Gesandten, daß sie seinen damals 13jährigen Sohn Wenzel den III. zu ihrem Könige erwählen möchten. Die Ungarn waren mit diesem Vorschlage gleichfalls zufrieden, nahmen den jungen Prinzen mit sich nach Stuhlweißenburg, und krönten ihn daselbst (1301). Hier wurde eigentlich der Grund zu dem sittlichen Verderbnisse des jungen Königs gelegt, weil ihm die Ungarn verschiedene Edelleute, die mit ihm von fast gleichem Alter und übel erzogen waren, zu Gesellschaftern gaben. Diese gewöhnten ihn an Trunkenheit und Schwelgerei, und verleiteten ihn zu anderen unanständigen Zeitvertreibnissen. Es ist wirklich vom Könige Wenzel dem II. tadelnswerth, daß er seine väterliche Aufsicht über seinen einzigen Erben und Nachfolger so wenig beherzigte, so wie auch, daß er den innigen Verband der zwei Reiche Polens und Ungarns mit seinem Reiche so wenig zu seiner Regierungssorge machte, und dadurch den günstigen Augenblick, der oft in Jahrtausenden nicht wieder so glücklich erscheint, verabsäumte, sich zu einer der ersten Macht in Europa empor zu schwingen.

Wenzel III. zu den mächtigsten Fürsten seiner Zeit gezählt werden, und Kaiser Albrecht, der zugleich Oesterreich beherrschte, und sich selbst Hoffnung auf den Besitz von Böhmen und Ungarn gemacht hatte, sah mit nicht geringer Besorgniß die Macht seines ihm gefährlichen Nachbars, mit dessen Vater er bereits einen wiewohl unglücklichen Krieg geführt hatte, immer höher steigen.

In der That gab der junge König bei seiner Thronbesteigung auch die beste Hoffnung für eine lange und glückliche Regierung; wenigstens schien dieß sein gesunder, kräftiger und schöner Körper zu verbürgen. Auch ein gutes Herz und ausgezeichnete Geistesgaben zierten den jungen Fürsten. Er sprach vier Sprachen, nämlich böhmisch, deutsch, ungarisch und latein mit gleicher Fertigkeit, und war im Besitze einer eleganten Beredsamkeit; seine sittliche Bildung war aber tadelhaft. Er hatte sich die wohlwollenden Ermahnungen seines sterbenden Vaters anfangs zwar zu Herzen genommen, und dessen Beispiel, in Allem zu folgen sich bestrebt; jedoch verschwanden diese schönen Hoffnungen, welche das Land in ihren jungen Fürsten setzte, in sehr kurzer Zeit, und mit ihm sollte auch das uralte Haus der Przemisliden, sein Ende erreichen, obgleich unter dem Volke eine Sage herum ging, die diesem Geschlechte eine ewige Dauer versprach.

König Wenzel ließ die letzten Anordnungen seines Vaters unangetastet; die höchsten Aemter des Staates blieben wie zuvor besetzt, und auch in politischer Hinsicht sollte Nichts geändert werden. Mit Kaiser Albrecht schloß er am 5. August 1305 zu Prag einen Frieden, welcher später zu Nürnberg ratificirt wurde, und worin die über seinen Vater und dessen Nachfolger ausgesprochene Reichsacht aufgehoben wurde. Merkwürdig aber ist der Leichtsinn, womit Wenzel III., obgleich ihn keine Nothwendigkeit dazu antrieb, die von seinem Vater ererbten Länder in kurzer Zeit vergeudete. So trat er z. B. in diesem Friedensschlusse an den Grafen Johann von Habsburg, dem Vetter Albrechts, der in der Geschichte unter dem Namen Parricida (Vatersbrudermörder) erscheint, auf Kosten der polnischen Krone das Meißnerland ab; den Markgrafen von Brandenburg gab er Pomerellen zum Pfande; eben so überließ er den Egerbezirk mit allen jenen Schlössern, welche die böhmischen Könige mit barem Gelde an sich gekauft hatten, dem Kaiser Albrecht, und damit noch nicht zufrieden, schenkte er dem Herzoge Otto von Baiern freiwillig ganz Ungarn, und überlieferte ihm die ungarischen Reichsinsignien. Die Uebergabe derselben geschah zu Brünn, ohne Zweifel in Gegenwart mehrerer Abgeordneten derjenigen Partei aus Ungarn, die noch immer an Wenzel hing, und jetzt an Otto gewiesen wurde. Wenzel verlangte dafür weiter nichts als die Auflösung des Ehegelübdes mit der ungarischen Prinzessin Elisabeth, mit welcher er noch als Kind im Jahre 1298 getraut worden war, was auch angenommen wurde.

Nachdem alle diese für Böhmens Macht so nachtheiligen Beschlüsse im Verlaufe von wenigen Monaten zum Erstaunen aller damals lebenden Landesherren Statt gefunden hatten, steigerte Wenzel dasselbe dadurch noch höher, als er plötzlich (5. Oktober 1305) sich mit der Prinzessin Viola, einer Tochter des Herzogs Messek von Teschen, eine der ersten Schönheiten jener Zeit vermälte. Es fiel nun allgemein auf, wie ein so reicher und mächtiger Monarch sich mit der Tochter eines so armen Fürstenhauses, wie jenes von Teschen war, verbinden konnte, und man war daher allenthalben der Meinung, daß Wenzels ungetreue Räthe solches dem jungen und arglosen Könige eingeredet haben, damit er nicht durch eine entsprechende Verbindung im Stande gesetzt werde seine Macht einst gegen sie geltend zu machen. Wahrscheinlicher aber ist es, daß selbst die böhmischen Barone die Neigung des jungen Königs zu der reizenden Prinzessin aus dem Grunde begünstigten, weil ihnen dieses das beste Mittel schien denselben von den Irrwegen zurück zu führen, auf die ihn sein Leichtsinn und seine böse Gesellschaft geleitet hatten. Leider hafteten also die guten Entschlüsse, die Wenzel bei dem Tode seines Vaters gefaßt hatte, nicht tief und lange in seiner Seele, denn er fühlte sich bald am liebsten in der Gesellschaft seiner Altersgenossen, und zog solche Söhne der Landesbarone an sich, mit denen er allerlei Muthwillen treiben konnte. Würfelspiele, Trinkgelage, zuchtlose Gelüste und selbst nächtliches Herumschwärmen von der liederlichsten Art in den Straßen der Stadt Prag wurden immer mehr sein Zeitvertreib, und drobeten den einst hoffnungsvollen Prinzen zum verächtlichsten Wüstling umzustalten. Oft wenn er nach langem Zechen, in später Nacht vom Weine erhitzt und seiner Sinne kaum mehr mächtig war, preßten ihm seine lockeren Gesellschafter das Versprechen ansehnlicher Güterschenkungen ab, und ließen sich von seinem Kanzler Peter sogleich die Schenkungsurkunden darüber ausstellen. Weigerte sich dieser den unvernünftigen und verfassungswidrigen Befehlen seines trunkenen Königs Folge zu leisten, so reizten jene seinen Zorn gegen den Kanzler so lange, bis dieser um seiner eigenen

Ruhe und Sicherheit wegen endlich nachgab, und die abverlangten Bestätigungen unter Brief und Siegel aushändigte. Freilich ärgerte sich dann oft der junge König, wenn er zu nüchterner Ueberlegung kam, und verwünschte seinen Leichtsinn; belobte sogar den Widerstand seines Kanzlers, oder seiner übrigen Räthe; allein die Rückfälle des Uebels kamen immer häufiger, und selbst nach seiner Vermälung waren Violas Reize und ihre Beredsamkeit nicht mächtig genug, ihn von seinen Ausschweifungen abzuhalten.

Gegen Ende des Jahres 1305 erschien der Herzog Heinrich von Kärnthen am Hofe zu Prag, um sich um die älteste Schwester Wenzels mit Namen Anna zu bewerben, und wirklich fand auch die Vermälung zwischen Beiden am 13. Februar 1306 zu Prag mit einer großen Pracht, wie es zu jener Zeit üblich war, Statt.

Von daher leitete nach dem Tode des Königs, der Herzog Heinrich von Kärnthen seine Ansprüche auf Böhmen, und gerieth deßhalb mit dem Kaiser Albrecht in Streit, welcher seinem ältesten Sohne Rudolph diese Krone zu verschaffen bemüht war, und solche auch erwarb. Allein Rudolph trug diese Krone kaum ein Jahr, als ihn schon der Tod hinweg raffte, und nun erst gelangte Heinrich auf den Thron von Böhmen durch die Wahl der Großen. Bald machte aber seine unersättliche Geldgierde, die er auf alle nur mögliche selbst unerlaubte Weise zu befriedigen bemüht war, ihn bei der Nation verhaßt, und so mußte er im Jahre 1310 mit seiner Gemalin Prag verlassen, und in sein Herzogthum zurück ziehen, worauf Johann von Luxemburg den böhmischen Thron bestieg. Seitdem hat Böhmen keinen einheimischen Fürsten mehr zum Regenten gehabt, Podiebrad ausgenommen, dessen Familie aber ebenfalls eingewandert war. Eine andere Schwester Wenzels Namens Elisabeth lebte in einem Frauenkloster zu St. Georg, und die dritte Namens Margaretha war eine Verlobte des Herzogs Boleslaw von Breslau, und von demselben, obgleich sie erst 10 Jahre alt war, nach Schlesien abgeführet worden.

Die immerwährend sich erneuernden Feste und Lustbarkeiten, welche die Brautwerbung Heinrichs von Kärnthen zur Folge hatte, waren eben nicht passend gewesen, den ohnehin zur Ausschweifung so geneigten Sinn des jungen Königs zum ernsteren Nachdenken umzubilden. Da erschien nun der Sterbetag seines Vaters (der 21. Juni), und König Wenzel beschloß seine Andacht an dessen Grabe im Kloster Königssaal zu begehen. Dieses Kloster hatte sein Vater im Jahre 1290 erbauet, und mit reichen Einkünften versehen *). Oft verweilte er daselbst in stiller Abgeschiedenheit, ja er hatte sogar einst den Gedanken gefaßt, selbst Mönch zu werden, und sein Leben in diesem Kloster zu beschließen, was er aber bald wieder aufgab. Als Wenzel daselbst angekommen war, und am Grabe seines erlauchten Vaters mit sichtbarer Rührung betete, faßte der dortige Abt Konrad, einst der vertrauteste Freund Königs Wenzel des II. den Entschluß, die ernste Stimmung des jungen Königs zu benützen, und ihm das Unwürdige seines bisherigen Benehmens lebhaft und eindringlich vor Augen zu stellen. Er machte ihn aufmerksam, wie sehr er sich von dem Beispiele seines guten Vaters, und von dem Geiste seiner hohen Ahnen entfernt habe, und mit welcher Schmach er seinen Ruf bei seinen Zeitgenossen, so wie sein Andenken bei der Nachwelt beflecke; wie sehr die Macht und das Ansehen des Staates bereits durch ihn gesunken sey, und wie das Volk nicht immer geneigt bleiben werde diese Entartung, die er so unverholen zur Schau trage, seiner bloßen Unerfahrenheit und Jugend beizumessen. Wenzel fühlte das Gewicht dieser freien Rede, und nahm sie dem hochgeachteten Freunde seines Vaters nicht übel, ja es schien, als ob dieselbe einen bleibenden Eindruck auf sein Gemüth hinterlassen habe, denn er erschien jetzt oft ernst und nachdenkend, und vermied die früheren Ausschweifungen immer mehr; ein Beweis, daß seine bessere Natur noch nicht alle Kraft verloren gehabt hatte, und daß man hoffen durfte, daß sein besseres Selbst einst noch über seine bösen Leidenschaften siegen werde.

Wirklich ereignete sich auch bald eine Gelegenheit, die den König aus seiner langen und wüsten Unthätigkeit heraus riß. Der Herzog von Siradien, nämlich Lokietek (der Ellenlange) ge-

---

*) Man sagt zum Gedächtnisse des hingerichteten Zawis von Rosenberg. Er gab es den Cisterziensern von Zbraslaw, und nannte es Aula regia oder deutsch Königssaal, und bestimmte es zu seiner einstigen Ruhestätte.

nannt, machte in Polen immer größere Fortschritte, und es schien den Anschein zu haben, als wolle ihm die ganze polnische Nation zufallen.

Da der Besitz dieses Landes noch jung war, und die polnischen Großen überdieß den jungen und leichtsinnigen König Wenzel verachteten, so glaubten sie jetzt die schicklichste Gelegenheit gefunden zu haben, sich von der Oberhoheit Böhmens loszureißen, und ihr altes trübes Spiel der Wahlherrschaft wieder zu erneuern. Als nun die böhmischen Statthalter in Polen, der Herzog Nikolaus von Troppau, der das Gebiet von Krakau verwaltete, und Heinrich von Lippa, der in Großpolen regierte, dem Könige Wenzel die Nachricht von den Fortschritten Lokieteks und den Gesinnungen der polnischen Großen hinterbrachten, und zugleich erklärten, daß sie, wenn ihnen von Böhmen aus keine Hilfe an Mannschaft geschickt würde, sie unvermögend wären, dem Strome zu widerstehen; da erwachte König Wenzel wie aus einem langen Schlummer, berief sogleich einen Landtag zusammen, trug in einer persönlich abgehaltenen Rede die Lage der Dinge in Polen vor, und forderte seine Barone auf, ein Aufgebot in Böhmen ergehen zu lassen, und zur Befreiung Polens ein Heer in Eile zusammen zu bringen. Die Barone fanden sich dazu auch bereitwillig, obschon sie Polen noch nicht als einen wirklichen Bestandtheil von Böhmen ansahen, und darum auch nicht verpflichtet gewesen wären, zur Beruhigung dieses Landes ihre Vasallen ausziehen zu lassen. Der Sammelplatz des Heeres wurde in Olmütz angesagt, und dahin begab sich auch Wenzel zu Anfang des Monats August 1306. Er hatte nämlich beschlossen diesen Feldzug in Person mitzumachen, und sich darin die ersten Sporen zu verdienen. Alles Volk freuete sich den jungen König in ihrer Mitte zu sehen, und ferne von den gewöhnlichen Zeit und Gesundheit raubenden Belustigungen, die Uebungen eines Kriegers vorzunehmen. Wenzel hatte seine Wohnung in dem Hause eines Olmützer-Domdechants aufgeschlagen. Es war am 4. August 1306, wo die starke Mittagshitze ihn einlud, sich ein wenig niederzulegen, und so entkleidete er sich bis auf das Hemd und den Schlafrock, trat aus seinem Zimmer heraus, und ging auf einen offenen Gang, um sich abzukühlen; da sprang plötzlich ein Meuchelmörder, der sich in diesem Hause verborgen gehalten hatte, auf ihn los, und ehe noch der König um Hilfe rufen, oder sich zur Gegenwehre stellen konnte, mordete ihn dieser mit 3 Dolchstichen, so, daß der König lautlos zu Boden sank. Gleich nach dem Falle des Königs kam ein Mann in denselben Gang, der ein großes Geschrei erhob, worauf der Bösewicht, den blutenden Dolch noch in der Hand haltend, entfloh. Als er aber in den Hof kam, wo die Leibwache des Königs versammelt war, fiel diese in der ersten Wuth auf den Mörder zu, und hieb ihn auf der Stelle in Stücke zusammen. Später wurde ermittelt, daß der Frevler ein Thüringer von Geburt war, und Konrad von Potenstein sich nannte. Es ist zu bedauern, daß die schnelle Hinrichtung dieses Mannes jedes Licht über die eigentliche Veranlassung dieser entsetzlichen That gleich anfangs erstickte, und man hat selbst in der Folge ungeachtet aller angewandten Mühe weder den eigentlichen Grund, noch die Veranlassung oder den Hergang zu diesem verruchten Meuchelmord ermitteln können; ja man zweifelte zuletzt sogar, ob der hingerichtete Thüringer wirklich der eigentliche Mörder gewesen sey.

Dieses verhängnißvolle Ereigniß traf das Volk von Böhmen und Mähren ganz unerwartet, ähnlich einem Blitzstrahle aus heiterem Himmel, der Haus und Habe des sicheren Landmannes augenblicklich verzehrt. Man äußerte allenthalben Klagen, und machte sich gegenseitig Vorwürfe, daß man das Leben des jungen Königs nicht besser bewacht habe, ja man erschöpfte sich in Vermuthungen aller Art, die aber zu keinem Resultate führten. Nun fühlte jeder Patriot, daß Böhmen am Rande des Abgrundes stehe, und man gewahrte mit Entsetzen, daß das Geschlecht der Przemisl, an welches sich so viele dankbare und freudige Erinnerungen knüpften, das seit fast 900 Jahren dem Volke Lenker und Führer gegeben hatte, und das dem Staate mit hohem Ruhme vorgestanden war, jetzt durch die verruchte Hand eines Mörders für immer zu seyn, aufgehört habe.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK



Die letzte Tochter

des steirischen Ritters Wülfing von Gösting

stürzt sich während einem Zweikampfe über den Felsenabhang.

Im 13. Jahrhunderte.

Es ist merkwürdig, daß das Herzogthum Steiermark, eine der schönsten Provinzen des großen österreichischen Kaiserstaates seinen Namen von einem Schlosse in Oberösterreich führt, welches die Grafen von Traungau daselbst erbaueten, und Styre nannten. Diese erbten nämlich im Jahre 1055 nach dem Aussterben der Grafen von Pütten von denselben große Besitzungen in dem heutigen Steiermark, und von dieser Zeit an hieß die ehemalige Mark Pütten von dem Schlosse Styre oder Steier, wo die Grafen von Traungau residirten, die Steiermark. Durch fortgesetztes Glück in Erbschaften erwarb dieses gräfliche Geschlecht in einem Zeitraume von 100 Jahren fast alle die Besitzungen, welche das heutige Steiermark bilden, und verlegte seinen früheren Wohnsitz nach Gradez, einem Bergschlosse an der Mur, wo schon Karl der Große bairische Kolonisten angesiedelt hatte, welche in der Folge eine ansehnliche Stadt bildeten, nämlich das heutige Grätz. Im Jahre 1180 erhielten die Grafen von Traungau den Herzogstitel, und von jetzt an nannten sie sich Herzoge von Steier.

Eben so auffallend ist es, daß der Name des benachbarten Landes Steier erst zu den Zeiten des babenbergischen Herzogs Leopold des VI., beigenannt der Tugendhafte, welcher vom Jahre 1177 bis zum Jahre 1194 regierte, vorkömmt, während schon 300 Jahre früher von den Herzogen von Kärnthen die Rede war, und noch jetzt eine Hauptstraße Wiens, die nach dem benachbarten Steiermark führt, die Kärnthnerstraße heißt, da sie doch viel zweckmäßiger die Steirerstraße genannt werden könnte. Allein dieser Umstand verschwindet, wenn man erfährt, daß Steiermark im Mittelalter zu dem großen Herzogthume Karentanien, das heutige Kärnthen gehörte, welches damals Kärnthen, ganz Steiermark, Krain, und einen Theil der Küsten des adriatischen Meeres in sich begriff. Ja es erstreckte sich bis nach Niederösterreich herein, und zwar bis an die Piesting, die vom Fuße des Schneeberges quer über das Land bei Solenau vorüber in die Donau sich ergießt, so daß das heutige Theresienfeld und Wiener-Neustadt noch in den alten Grenzen Kärnthens liegen.

Was die älteste bekannte Geschichte Steiermarks betrifft, so theilte dieses Land das Schicksal seiner Nachbarländer; es wurde nämlich von den gewaltigen Römern schon vor Kaiser Augustus Zeiten unterjocht, die nach und nach alle Länder dießseits der Donau nach dem ganzen Laufe dieses Stromes eroberten; doch hatte es keinen eigenen Namen, denn der östliche Theil des heutigen Steiermarks wurde zu Panonien (Ungarn) gerechnet, der westliche aber zu Norikum, wovon auch das heutige Oesterreich einen Bestandtheil ausmachte. Hochberühmt war schon zu jener Zeit das norische Eisen, woraus die Römer ihre furchtbaren Waffen und auch ihre Geräthschaften schmiedeten, und noch heut zu Tage findet man in den unerschöpflichen Eisengruben zu Eisenerz und Vordernberg Spuren

der einstigen Bearbeitung derselben. Auch die Viehzucht stand schon damals hier in einem großen Flor, und bald entwickelte sich in diesem Lande auch der Gewerbsfleiß besonders in den Städten Celeja (das heutige Cilly), und in Petovio (das heutige Pettau). In diesen beiden Städten wurden auch bald bischöfliche Sitze errichtet, weil die christliche Religion frühzeitig Eingang in Steiermark fand. Zur Zeit der großen Völkerwanderung besetzten oder durchzogen wenigstens dieses Land die Westgothen, Hunnen, Ostgothen, Rugier, Heruler, Longobarden, Franken und Avaren nach einander. Im sechsten Jahrhunderte setzten sich in den südlichen Bezirken die Slaven und Avaren fest, die aber nachmals von den Deutschen verdrängt wurden, bis endlich der gewaltige Kaiser Karl der Große das Avarenreich in 2 Feldzügen gänzlich vernichtete, und Steiermark unter mehrere Grafen vertheilte. Nach dem Tode Karl des Großen begannen unter der schwachen Regierung seiner Nachfolger häufige Unruhen in diesem Lande, welche durch die endlosen Zwiste der Provinzvorsteher herbei geführt wurden. Neuen Schrecken brachten überdieß noch die wiederholten räuberischen Einfälle der Bulgaren, der grausamen Westmährer und Magyaren oder Ungarn über dieses Land, und erst der Sieg Kaiser Otto des Großen über die Letzteren am Lechfelde im Jahre 955 befreiete Steiermark von diesen mordlustigen Horden. Jetzt wurden mehrere Mark- oder Grenzgrafen zum Schutze dieses Landes aufgestellt, und jenen Landstrich, der am linken Ennsufer gelegen ist, bekamen die Herzoge von Baiern.

Unter den verschiedenen Großen, welche in Steiermark Besitzungen hatten, machten sich bald die Grafen von Traungau berühmt, und es ist bereits erwähnt worden, daß sie durch Erbschaften nach und nach die ganze heutige Steiermark bekamen. Sie stammten von Aribo, dem Enkel des Markgrafen in dem Nordgau, mit Namen Ernst ab, der zuerst im Jahre 876 als Graf im Traungau erscheint. In diesem Geschlechte kömmt der Name Ottokar sehr häufig vor, so daß man Traungauer oder Steiergrafen auch die Ottokare nennt. So hieß schon Aribo's erster Sohn Ottokar, welcher im Enns- und Murthale begütert war, und sich zugleich Graf von Leoben nannte. Ein zweiter Ottokar erscheint als Graf im Traun- und auch im Chiemgau, und dieser soll um das Jahr 979 das Schloß Styre oder Steier an der Mündung des Flußes Steier in die Enns erbauet haben. Ein Ottokar IV., der bereits Markgraf von Styre hieß, hatte im Jahre 1056 seinen Sohn Leopold zum Nachfolger in diesem Amte, und dieser erhielt die Grafschaften Rein, Grätz, Marburg, Aflenz, Mürzthal und Eppenstein, sämmtlich in Steiermark gelegen, als Erbschaft, wodurch die bisher im Lande zerstreut gelegenen Besitzungen in ein Ganzes verbunden wurden. Ottokar V., ein Sohn Leopolds, der sich gleichfalls Markgraf von Steiermark nannte, erbte Portenau, den jetzigen cilleyer Kreis, und die Grafschaft Pütten. Sein Sohn, Ottokar VI., erhielt im Jahre 1180 die herzogliche Würde, und ernannte, da er ohne männliche Erben blieb, mittelst eines Erbvertrages (1186) den Herzog Leopold den VI. von Oesterreich zu seinem Nachfolger, der Steiermark nach dem Tode Ottokars (1192) mit seinen Ländern vereinigte. Die Urkunde selbst wurde bei der Stadt Enns und zwar auf dem St. Georgsberge in dem schon erwähnten Jahre ausgefertiget und unterzeichnet. Hier hatten sich die steirischen Landstände versammelt, und diese luden durch eine eigene Gesandtschaft den Herzog Leopold feierlich auf den Landtag ein. Hier erklärte nun Ottokar, sobald Leopold angelangt war, in voller Versammlung öffentlich, daß er entschlossen sey, wenn er ohne Erben sterben sollte, sein ganzes Herzogthum Steiermark an Leopold zu vermachen. Als Ursache zu diesem allerdings wichtigen Schritte gab er an, daß er schon mehrere Jahre krank und aussätzig sey, und nur noch wenige Zeit zum Leben übrig habe. Er setzte ferners bei, daß sein Uebel bereits unheilbar geworden, und er von Menschenhänden keine Hilfe mehr zu erwarten habe. Da er bisher ohne Kinder sey, so habe er auch nicht die geringste Hoffnung mehr, welche zu erhalten, weßhalb er sich also einen Erben, den ihm die Natur versagte, durch ein Testament ernennen wolle. Dieses thue er aber nicht aus Rücksicht auf seinen eigenen Nutzen, sondern aus Liebe zu seinen getreuen Ständen, damit diese auf solche Art nach seinem Tode weder durch Kriege geplagt, noch das Land durch verheerende Unruhen mitgenommen würde. Uebrigens verleiten ihn zu diesem Entschlusse noch die Bande des Blutes, welche ihn und den Herzog Leopold vereinigen, und die vortrefflichen Eigenschaften, die diesen Fürsten zieren, wobei er noch bemerken muß, daß kein anderer Fürst seine Lieben und Getreuen von fremder Herrsch- und Habsucht besser schützen, und keiner die Freiheiten des Landes besser bewahren und aufrecht erhalten könne, als eben dieser Leopold. Nun überreichte er dem Herzoge ein Exemplar des Testamentes, und beide Fürsten setzten ihre Namensunterschrift darunter. Nachdem dieses geschehen war, versicherte Herzog Leopold die steiermärkischen Landstände seiner

steten Gewogenheit, und erklärte, daß er die Urkunde als ein Zeichen der vorzüglichen Freundschaft, die zwischen ihm und Ottokar von jeher bestanden hat, somit annehme. Auch versprach er den Anwesenden bei seiner Fürstenehre, daß er, falls Ottokar wirklich kinderlos sterben sollte, er alle ihre von diesem ihnen ertheilten Freiheiten und Privilegien schützen und bestens bewahren werde, worauf nun alle Anwesenden über das glückliche Ende dieses Geschäftes sehr vergnügt auseinander gingen. Wirklich blieb Ottokars Ehe kinderlos, und er, der schon im 22. Jahre ein siecher Greis war, starb im Jahre 1192, worauf Leopold nicht säumte ganz Steiermark in Besitz zu nehmen, und sich in Grätz huldigen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß die Grenzfeste gegen die Ungarn, nämlich das Schloß Pütten, welches von den Ottokaren, die hier nie residirten, vernachläßiget worden war, fast gänzlich verfallen sey. Er erbauete also eine neue Grenzfestung, und nannte diese wegen ihrer Nähe an der Stadt Wien, »Wiener-, oder Wienerisch-Neustadt.« Auf solche Art kam nun das ganze Herzogthum Steiermark an das Haus Babenberg, und vermehrte dessen Macht nicht wenig. Ueberhaupt kann hier bemerkt werden, daß das Haus Oesterreich seine gegenwärtige Größe nicht durch Eroberungen oder durch blutige und menschenraubende Kriege erhalten habe, sondern, daß es auf einem friedlichen Wege, wie z. B. durch Kauf- und Pfandbriefe, durch Vermälungen und Erbschaften zu dieser imposanten Macht angewachsen ist. Eine in jeder Beziehung preiswürdige Erwerbschaft, welcher auch die erworbenen Völker gerne und liebend huldigen, und somit die innere Kraft eines Staates aus moralischer Ueberzeugung begründen, während die mit Gewalt an sich gerissenen Länder in den Herzen der Unterthanen, denselben immer ein widriges Gefühl zurück lassen, und die geheime Ehrliebe einer Nation verletzen. Zwar hat auch Oesterreich seit der Zeit seiner Selbstständigkeit viele und blutige Kriege geführt; allein, dazu war die Nothwendigkeit vorhanden, um die Integrität seiner Staaten wider fremden Einfall zu bewahren, und die rechtlich erlangte Macht seines Hauses aufrecht zu erhalten, während es aber zu keiner Zeit einen Eroberungskrieg geführt hat.

Fast eben so friedlich, wie Oesterreichs Regierung von jeher, war auch die Herrschaft der Ottokare in Steiermark; denn auch sie hatten ohne Kampf, bloß durch Erbschaften nach und nach ganz Steiermark an sich gebracht. Da aber die Meisten eine gewisse Nachsicht gegen den Adel des Landes bewiesen, so befehdeten sich die Edlen häufig unter einander ungestraft, wie es gleichsam die Sitte jener kriegerischen Zeit hervor brachte. Auch bestand der gröste Theil des steiermärkischen Adels aus deutschen Rittern, besonders aus den adeligen bairischen Geschlechtern, welche schon zur Zeit Kaiser Karl des Großen mit dem berühmten bairischen Herzoge Thassilo dem II. eingewandert waren, und sich in dem Lande Burgen erbaueten. Dieses beweisen die Namen vieler noch jetzt, zwar nur noch in Ruinen bestehenden Schlösser, wie auch die Namen einiger Ortschaften, als z. B. Bairischgrätz, Baierdorf u. s. m. Herzog Thassilo hatte eigentlich von Karl den Auftrag erhalten, mit einer Anzahl Krieger nach Steiermark zu ziehen, um dieses Land wider die räuberischen Einfälle der Avaren zu schützen, welchen Befehl derselbe auch wirklich bestens ausrichtete, und zugleich mehrere Niederlassungen darin gründete, worunter sich das bereits erwähnte Gradez befand. Unter den edlen Geschlechtern, die er mit sich in dieses Land brachte, befanden sich unter andern auch die Herren von Pfannberg, Pekkau und Gösting.

Das Geschlecht der Göstinge hatte seine Stammburg nächst Ingolstadt in Baiern, Kesting genannt. Dieses Geschlecht ließ sich nun auf einem bewaldeten Berge, ungefähr eine Stunde von Grätz entfernt, nicht weit entlegen der heutigen Weinzetlbrücke, die über die Mur führt *), nieder, und

---

*) Von dem Dörfchen Weinzetl erhielt die unter Altgösting befindliche Brücke, welche die Heerstraße aus Obersteier nach Untersteier verbindet, ihren Namen. Der hier brausende Murfall ist ein Werk der Menschenhände, um das Wasser zur reichlichen Einströmung in den Mühlgang zu schwellen. Ein ähnliches, doch der Schifffahrt weniger gefährliches Werk, besteht auch weiter unten, für den Mühlgang des linken Ufers. Merkwürdig ist es, daß nach alten Urkunden dieser Fluß einst nicht nur viel häufiger, sondern sogar stromaufwärts befahren wurde, ja selbst in einem Mauthpatente vom Jahre 1757 wird noch von aufwärts fahrenden Schiffen Erwähnung gemacht, wovon heut zu Tage wohl nicht mehr zu denken wäre, denn würde auch das große Hinderniß der künstlichen Schwellungen gehoben, so hat doch der Fluß selbst durch Ausschwemmung seines Bettes, in der Gegend von Grätz einen zu schnellen Lauf angenommen.

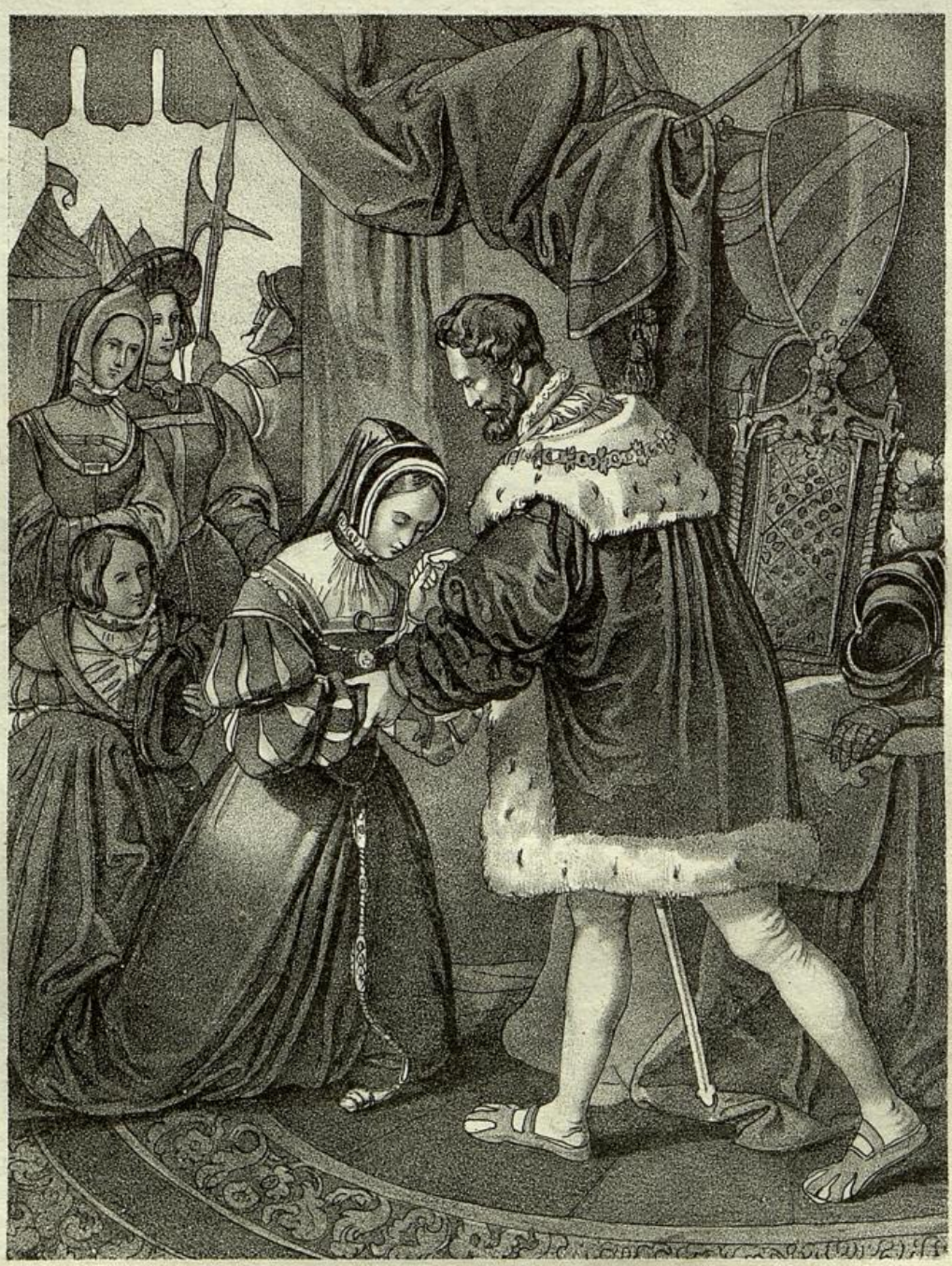
bauete daselbst das Schloß oder die Veste Gösting. Gegenwärtig liegt freilich dieselbe in Ruinen, so wie die meisten Burgen, welche jener Zeit ihren Ursprung verdanken, nachdem die Geschlechter, die solche bewohnten, entweder schon längst ausgestorben sind, oder mit Vernachläßigung der auf hohen Bergen oder Felsen erbaueten Stammsitze sich in die bequemeren Niederungen herab gezogen haben. Indessen sind aber Göstings Ruinen noch immer ansehnlich und ehrfurchtgebietend, und fallen jenen, die von Wien nach Grätz reisen, schon weit her in die Augen. Viele wollen zwar behaupten, daß auf demselben Platze ursprünglich eine römische Villa stand, und daß die Göstinger dieselbe bloß zum weiteren Ausbaue ihrer Burg benützt haben; doch ist diese Sage nicht begründet, und selbst von dem Geschlechte sind nur wenige Namen auf die Nachwelt übergegangen. So erscheint im Jahre 1146 ein Swiker von Gösting, welcher im Gefolge Ottokars des V. von Steiermark mit ihm einen Zug in das Morgenland unternahm, und sich als tapferer Kämpfer unter den Rittern besonders hervorthat; dann ein Mogar von Gösting, der unter eben diesen Fürsten die Fehden und Streithändel des Vogtes Eppo mit dem herzoglichen Kämmerer Wülfing um einige Besitzungen in den windischen Büheln (kleinen Bergen) für die gerechte Sache ausfocht; einen Herwaden und Erich von Gösting, die ihre Jünglingsjahre an dem Hofe des österreichischen Herzogs Leopold des III. in ritterlicher Uebung zubrachten, und sich im Jahre 1214 mit demselben nach Steier begaben.

Der letzte dieses Geschlechtes von Gösting war Wülfing. Dieser hatte keinen männlichen Erben, sondern nur 2 Töchter, Namens Anna und Katharina. Die erstere vermälte er an Otto von Thal, dem Sohne seines Waffenbruders und Freundes Friedrich von Thal, der ein tapferer Ritter war, und Otto erzeugte mit ihr 2 Söhne mit Namen Konradin und Walther; allein Katharina starb frühzeitig, und nun beruhte Wülfings letzte Hoffnung noch auf Anna, einem äußerst blühenden und reizenden Mädchen, welche weit herum unter dem Namen der schönen Anna bekannt war. Sie war kaum 17 Jahre alt, als sich ein vornehmer Ritter, dessen Name aber in der Geschichte verschwiegen wird, um ihre Hand bewarb, und von Wülfing seines Reichthums und Ansehens wegen auch bereitwillig angenommen wurde. Aber Annens Herz war bereits nicht mehr frei, denn ein junger stattlicher aber armer Ritter aus Deutschland, hatte ihr Herz errungen, und selbst sie hing mit inniger und zärtlicher Liebe an ihm. Da ihr Werber zuletzt seinen Nebenbuhler überraschte, entbrannte er in Eifersucht, und forderte denselben zum Zweikampfe heraus. Dieser fand auch wirklich am St. Margarethenstage Statt, und zwar unterhalb eines Felsenabhanges der Burg auf einem freien grünen Platze. Das Fräulein sah mit bangen Herzen diesem Kampfe zu, der über das Glück ihres Lebens entscheiden sollte; da spaltete ein mächtiger Hieb des Gegners den Kopf ihres Lieblings, der jetzt sterbend zu Boden sank. Anna stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und ehe man es noch hindern konnte, stürzte sie voll Verzweiflung von dem Felsenabhange in die schauerliche Tiefe hinab, wo man ihre zerschmetterten Gebeine an den Ufern der Mur auffand, und dieselben zur geweihten Ruhestätte in die Burgkapelle brachte. Auf Wülfings Vaterherz wirkte diese Schreckensscene so erschütternd, daß er vom Schlage gerührt todt zur Erde fiel, und mit ihm endete also das edle Geschlecht der Göstinge (1260).

Die Landleute errichteten hierauf zum Andenken an diese schaudervolle Begebenheit an der Spitze jenes Felsens, von welchem Anna herab sprang, ein Kreuz, welches das Annenkreuz hieß, und über 400 Jahre lang stand. Gegenwärtig nennt man aber diesen Felsen den »Jungfernsprung.«

Nach Wülfings Tode kam Gösting an den damaligen Landesfürsten Ottokar, König von Böhmen, und wechselte später öfters seine Besitzer. Im 14. Jahrhunderte besaß es laut Urkunden eine Familie Grewleich. Im Jahre 1532 vertheidigten es die wackern Ritter Großwein von Weyer, als ihr Eigenthum gegen die Türken, die von Grätz hinauf streiften, aber mit Doppelhaken und Büchsenschießen so reichlich bedient wurden, daß sie sich unverrichteter Sache zurück ziehen mußten. Graf von Schrottenbach, ein späterer Besitzer dieser Burg, der wegen seinem Uebertritt zum Lutherthume in die Ungnade des Kaisers Ferdinand fiel, verließ das Land, und Gösting wurde jetzt dem Fürstenthume Eggenberg einverleibt, von welchem es kurz vor Erlöschung dieses Hauses durch Kauf an die Grafen von Attems kam, deren Eigenthum es noch gegenwärtig ist.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK



Der Schmalkaldische Religionskrieg.

Jahr 1547.

Luther, der Gründer der nach ihm benannten Religion, war am 18. Februar 1546 in Eisleben, der ehemaligen Hauptstadt der Grafschaft Mannsfeld, wo er auch geboren wurde, gestorben, nachdem er durch 29 Jahre rastlos an der Ausbreitung seiner Lehre gearbeitet hatte. Im Verlaufe dieser Zeit, nämlich seit seinem Streite wider den Ablaß im Jahre 1517 und der öffentlichen Verbrennung der päpstlichen Bannbulle zu Wittenberg im Jahre 1520 bis zu seinem Tode, hatte sich die von ihm begonnene Reformation über den größten Theil des nördlichen Deutschlands ausgebreitet, und war auch über das Meer nach Dänemark, Schweden und Norwegen vorgedrungen, deren Beherrscher die neue Lehre zur Staatsreligion erhoben. Es läßt sich aber leicht einsehen, daß so große Veränderungen in einer Lehre, die bereits ein ehrwürdiges Alter von 1500 Jahren für sich hatte, und womit die Sitten und Handlungsweise der europäischen Völker bisher im innigsten Zusammenhange standen, nicht ohne mannigfaltige Kämpfe gegen die Anhänger der alten Lehre werde zu Stande gebracht worden seyn, und daß bei der raschen Verbreitung der Reformation, die der katholischen Kirche treu gebliebenen Fürsten wegen dem Abfalle ihrer Unterthanen in Glaubenssachen, und der damit auch verknüpften politischen Sinnesänderungen derselben in nicht geringe Besorgniß gerathen seyn mußten, welche sie bewogen haben wird, eine ihnen so gefährliche Neuerung schon im Keime zu ersticken.

Damals saß der größte Regent Europas seiner Zeit, Kaiser Karl V. auf dem deutschen Throne, welcher von dem Papste und den geistlichen Kurfürsten dringend angegangen wurde die Ausbreitung der neuen Lehre durch seine Macht zu hindern, und den Reformator zum Widerrufe derselben zu zwingen, oder im Weigerungsfalle den Widerspänstigen nach Rechten zu züchtigen. Da Luther im Gegensatze zu seinem unglücklichen Vorgänger Johann Huß, dessen Schicksal ihn vorsichtig machte, sich der geistlichen Gewalt sehr geschickt zu entziehen wußte, und an den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen noch überdieß einen mächtigen Beschützer und Gönner fand, so lag nun sein Schicksal in der Hand des Kaisers, und wirklich ließ dieser ihn, als er auf dem Reichstage zu Worms (1521) seine Lehre nicht widerrief, so wie alle seine Anhänger und Beschützer als Ketzer in die Reichsacht erklären. Nun ist aber bekannt, daß Friedrich der Weise seinen Schützling, um ihn vor jeder Nachstellung sicher zu stellen, heimlich auf die abgelegene Veste Wartburg in Sicherheit bringen ließ, wo Luther die Bibel in das Deutsche übersetzte, und sein großes Reformationswerk durch Schriften vorbereitete.

Indessen war Papst Leo X., unter welchem Luther zuerst gegen den Ablaß eiferte, gestorben (1. December 1521), und nach seines Nachfolgers Hadrians kurzem Papstthume, wurde Klemens VII. mit der Tiare geschmückt. Dieser ließ durch seinen Kardinal-Legaten Campeggio auf einem Reichstage, welchen die deutschen Fürsten im Jahre 1524 zu Nürnberg hielten, dieselben auffordern, daß sie gegen Luther und seine Anhänger das Wormseredikt in Ausübung bringen, und die Ketzer demnach bestrafen sollten; aber er erhielt zuletzt den Bescheid, daß sie in dieser Sache nur thun wollten, so viel ihnen möglich wäre; ein Beweis, daß schon damals mancher Reichsfürst der neuen Lehre heimlich huldigte, und man weder Luther noch seine Anhänger ernstlich zu verfolgen gedachte. Diese Lauigkeit der Reichsfürsten, in einer dem päpstlichen Stuhle so nahe betreffenden An-

gelegenheit bewog nun den Legaten, der für die Aufrechthaltung der katholischen Religion äußerst besorgt und bedacht war, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich — einen Bruder des Kaisers, dem dieser nachmals ganz Oesterreich überließ, und der auf diesem Reichstage die Stelle des Kaisers vertrat — dahin zu vermögen, daß er mit den Herzogen Wilhelm und Ludwig von Baiern und den meisten süddeutschen Bischöfen am 6. Juli 1524 zu Regensburg ein besonderes Bündniß schloß, dessen Zweck die Aufrechthaltung der katholischen Kirche und Lehre war. Dieses Bündniß erschreckte aber die Evangelischen (so nannte man bereits die Anhänger Luthers), und da sie mit Recht ein gewaltsames Einschreiten der verbündeten Fürsten wider sie in der Zukunft befürchteten, so schlossen sie, nämlich die evangelischen Fürsten, auf Anrathen Philipps des Großmüthigen, Landgrafens von Hessen, den feurigsten Anhänger der Reformation im Mai 1526 zu Torgau ein Gegenbündniß, in welchem sie sich im Angriffsfalle wechselseitigen Beistand versprachen. Die vorzüglichsten Mitglieder dieses Bundes waren außer dem eben genannten Stifter noch der Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte (sein Bruder Friedrich der Weise war am 5. Mai 1525 gestorben), dann die Herzoge von Braunschweig, Lüneburg und Meklenburg, ferner der Fürst Wolfgang zu Anhalt, dann 2 Grafen von Mannsfeld, und endlich die damals freie Reichsstadt Magdeburg. Diese sind also die beiden ersten Bündnisse der Parteien beim Beginne des Religionskampfes. Bald aber wurden die Folgen dieser Bündnisse in Deutschland sichtbar, denn in den katholischen Ländern begann man alsbald die anders Glaubenden zu bedrücken; ja in Köln und Baiern waren sogar mehrere protestantisch gesinnte Prediger bereits dem Feuertode übergeben worden. Schon wollte der heftige Landgraf Philipp auf die Nachricht, daß auch der Kaiser in Verbindung mit Ferdinand und den andern katholischen Bundesgliedern die Absicht habe, das Lutherthum auszurotten, gewaltsam losschlagen, als er noch mühsam genug von dem Kurfürsten von Sachsen von einer zu raschen That abgehalten wurde.

So standen bereits die Sachen, als sich die Stände im Monate März 1529 zu Speier mit unverhohlenem Grolle gegen einander zu einem Reichstage versammelten. Hier brachten es die Katholischen durch die Mehrheit ihrer Stimmen zu dem Beschlusse, daß diejenigen Stände, in deren Ländern die neue Lehre bereits eingeführt sey, bis zu einem künftigen Koncilium alle weiteren Neuerungen verhüthen, die übrigen aber bei dem Wormseredikte verharren sollten. Da dieses aber nichts anderes hieß, als daß jede fernere Ausbreitung der reformirten Lehre gesetzwidrig sey, so fanden sich die evangelischen Stände bewogen, am 19. April 1529 eine Protestation gegen jenen Beschluß einzureichen, von welchem sie seitdem den Namen Protestanten erhalten haben. Diese nun, um ihrer Einrede einen minder gehäßigen Karakter zu geben, schickten sogleich an den Kaiser Karl, der sich damals zu Piacenza in Italien aufhielt, eine Gesandtschaft, welche sich wegen des Vorgefallenen bei ihm entschuldigen sollte, die aber von ihm nur mit Geringachtung aufgenommen, und zuletzt mit einer förmlichen Strafandrohung entlassen wurde, falls ihre Herren von der Protestation nicht abstehen würden. Darauf lud der Kaiser die Fürsten zu einem Reichstage nach Augsburg ein, der am 8. April 1530 seinen Anfang nehmen sollte, und als er am 15. desselben Monats selbst in dieser Stadt anlangte, so wurden sogleich in den ersten Sitzungen die Religions-Angelegenheiten zur Sprache gebracht, worauf die protestantischen Stände am 15. Juni ein von Melanchthon abgefaßtes Bekenntniß ihrer Lehre, dem Kaiser überreichten, das nachmals unter dem Namen der Augsburgischen Confession so berühmt geworden ist. Vergebens suchte Karl durch eine Gegenschrift jene in der Confession der katholischen Lehre anstößigen Punkte zu entkräften, vergebens drohte er zuletzt den Widerstrebenden mit der Acht; aber die evangelischen Stände beharreten fest bei diesem Bekenntnisse, und entfernten sich nach und nach von dem Reichstage, und so lösete sich derselbe, von dem man sich so große Hoffnungen wegen der Wiedervereinigung der Glaubensparteien gemacht hatte, nach einer 5 monatlichen Dauer fruchtlos wieder auf, und der Bruch der Parteien war jetzt entschieden.

Es leuchtete den protestantischen Fürsten nun wohl deutlich ein, daß der Kaiser, dessen Ansehen sie durch ihren Widerspruch verletzten, und der der katholischen Lehre eifrig anhing, die ihm angethane Beleidigung nicht ungeahndet lassen werde. Um nun für diesen Fall nicht unvorbereitet zu seyn, lud der Kurfürst von Sachsen die lutherisch gesinnten Bundesfreunde zu einer Unterredung nach Schmalkalden, einer Herrschaft in der kurhessischen Provinz Fulda ein, um gemeinschaftlich die Mittel zu berathen, wie der drohenden Gefahr auszuweichen, oder zu begegnen sey; und so wurde daselbst im März 1531 von 9 protestantischen Fürsten und Grafen und 11 Reichs-

städten auf 9 Jahre ein Bund zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer politischen Selbstständigkeit gegen Kaiser Karl dem V. und die katholischen Stände geschlossen, und dem Kurfürsten Johann von Sachsen, so wie dem Landgrafen Philipp von Hessen die Besorgung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten als Bundeshäupter anvertrauet. Dieses ist der in der Geschichte Deutschlands so berühmt gewordene Schmalkaldische Bund, wovon der durch ihn erzeugte Kampf der Schmalkaldische Krieg genannt wurde.

So sehr aber auch dieses Bündniß den Unwillen des Kaisers auf's Neue reizen mußte, so zwangen ihn doch die Zeitumstände für dießmal dem Gange der Sache ruhig zuzusehen, und die Bestrafung der Widerspänstigen auf eine gelegnere Zeit zu verschieben. Sein Bruder Ferdinand wurde nämlich durch die aus Ungarn immer näher heran stürmenden Türken mächtig bedroht, und da dem Kaiser an der Rettung seines Bruders Alles gelegen war, und er zu diesem Behufe eine starke Reichshilfe benöthigte, so schloß er auf dem Reichstage zu Nürnberg am 23. Juli 1532 mit den Protestanten einen Religionsfrieden des Inhaltes, daß bis zu einem, binnen Jahresfrist zu eröffnenden Koncilium ein allgemeiner Friede zwischen dem Kaiser und den Ständen seyn, und Keiner dem Andern des Glaubens wegen beleidigen oder bekriegen solle; worauf ihm dann die gebetene Reichshilfe in einem vorzüglich großem Maßstabe, und mit einer in Deutschland bisher ungekannten Schnelligkeit zu Theil wurde, wodurch er also in Stand gesetzt ward seinem Bruder Ferdinand die Türken vertreiben zu helfen.

Während seiner Abwesenheit eroberte aber der schon oft erwähnte Landgraf Philipp von Hessen mit französischen Hilfsvölkern ganz Würtemberg, welches damals dem Könige Ferdinand gehörte, und setzte den daraus vertriebenen Herzog Ulrich, der mittlerweile die protestantische Religion angenommen hatte, in dem Herzogthume wieder ein, welcher sogleich das ganze Land reformirte, und dem schmalkaldischen Bunde beitrat, wodurch derselbe einen mächtigen Zuwachs erhielt (1534). Da nun bald darauf auch Pommern und Nassau, Brandenburg und Dänemark, und fast alle oberdeutschen Städte in Schwaben, Franken, Westphalen am Rhein, und in Niedersachsen sich dem Bunde anschlossen, so bot er eine Macht dar, gegen die sich weder die von den katholischen Fürsten geschlossene Liga, noch der durch die Türken und die wiederholten Kriege mit Frankreich beschäftigte Kaiser stark genug fühlte. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß Karl die Vertreibung des Herzogs Heinrich des Jüngern von Braunschweig, des eifrigsten Anhängers der Liga durch Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, und die Besitznahme seines Landes durch sie ungestraft dahingehen ließ, obgleich er unter der Hand alle Mittel der List aufbot, die Protestanten durch Unterhandlungen friedlich dahin zu halten, und durch heimliche Versprechungen unter einander zu entzweien, was ihm auch theilweise gelang. Nachdem aber Karl durch den mit dem Könige Franz dem I. zu Crepy geschlossenen Frieden freieren Spielraum erhielt, und noch überdieß starke Truppenwerbungen in Deutschland, Italien und Spanien anstellte, da merkten die Unirten bald, daß des Kaisers Rüstung ihnen gelte, und versammelten daher sogleich ein Heer von 80,000 Mann, welches sie einem entschlossenen und umsichtigen Führer mit Namen Sebastian Schärtlin anvertraueten, während der Kurfürst von Sachsen, und der Landgraf von Hessen den Oberbefehl der übrigen Bundestruppen übernahmen.

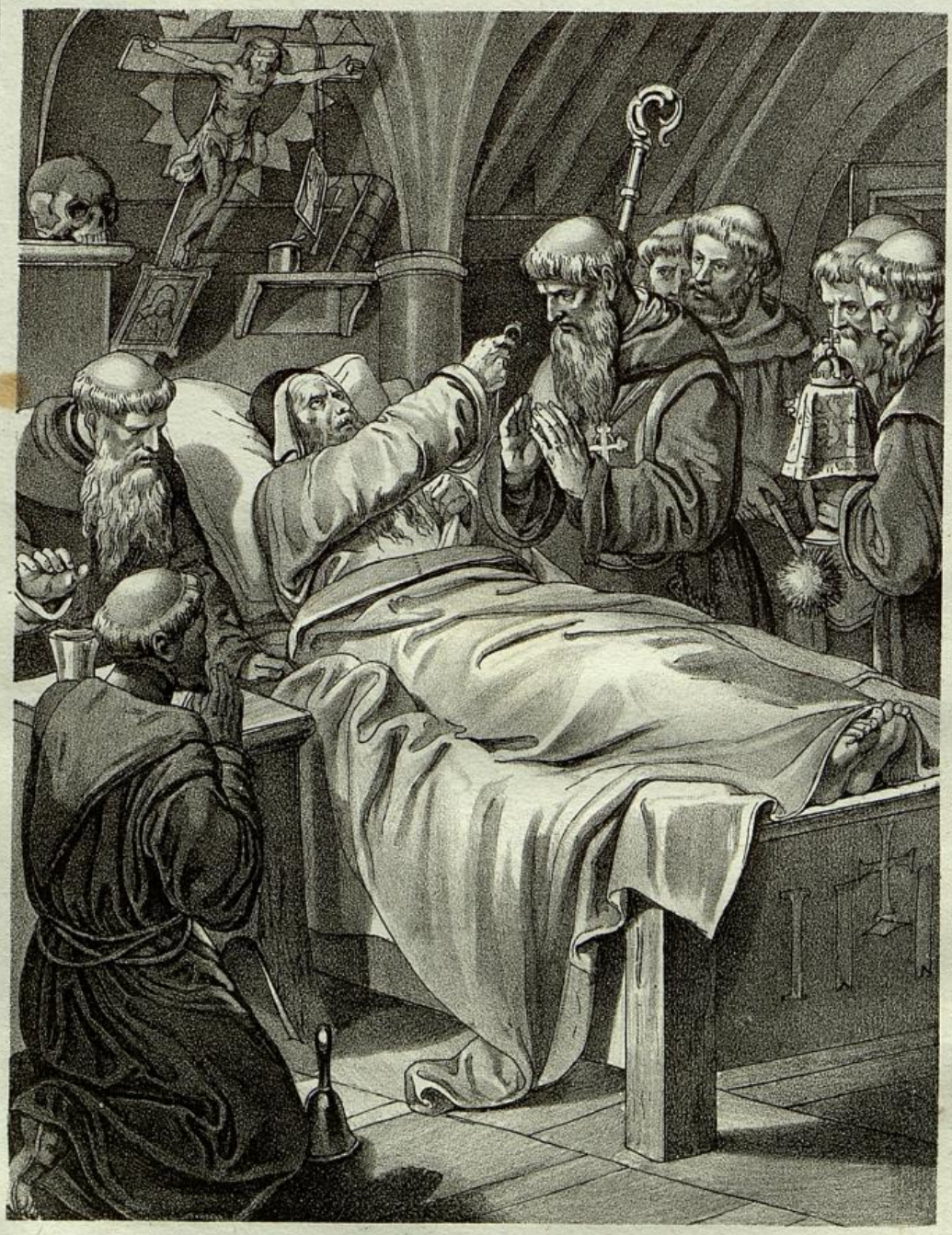
Der Kaiser war noch in Regensburg, wohin er nach dem Friedensschlusse mit Frankreich gezogen war, als schon die Protestanten von allen Seiten her ihre Truppen gegen ihn in Bewegung setzten, und da Karl damals nur 8000 Mann um sich hatte, so wäre es den Verbündeten bei Einigkeit und Schnelle ein Leichtes gewesen ihn hier zu erdrücken. Schärtlin wollte auch dieses, und rückte nach Regensburg vor, um die dem Kaiser zu Hilfe eilenden Truppen zu zerstreuen; allein ein Befehl der Bundesfürsten hieß ihn von diesem Vorhaben abstehen, um nicht den Herzog von Baiern dadurch zu beleidigen. Als hierauf Schärtlin die Tiroler-Pässe besetzte, um die aus Italien anlangenden Truppenverstärkungen in ihrem Marsche aufzuhalten und zu vernichten, zwang ihn ein ähnlich lautender Bundesbefehl gleichfalls zum Abzuge aus Tirol. So kam es, daß sich in kurzer Zeit 18,000 Mann spanischer und italischer Truppen mit dem Heere des Kaisers vereinigten, wodurch sich dieser stark genug fand, Regensburg zu verlassen, und bei Ingolstadt ein festes Lager zu beziehen. Hier wollten ihn die Bundesfürsten zwar angreifen; allein, als die Nachricht bei ihnen anlangte, daß die kaiserlichen Hilfsvölker aus den Niederlanden bei Mainz bereits den Rhein überschritten hätten, so veränderten sie ihren Plan, und zogen von dem Kaiser ablassend, mit ihrer ganzen Macht denselben entgegen,

um sie auf ihrem Marsche unvermuthet zu überfallen. Aber der Anführer der Niederländer, ein Graf von Bären der die Absicht des Feindes noch zeitlich genug erfahren hatte, wich dem ihm entgegen rückenden Bundesheere geschickt aus, und gelangte in Eilmärschen am 15. September zu Karl nach Ingolstadt, ohne einen Protestanten gesehen zu haben, und vermehrte durch seine Ankunft das Heer des Kaisers bis auf 50,000 Mann. Nun zogen sich die Verbündeten in guter Ordnung, jedoch nicht ohne Furcht von Karl angegriffen zu werden, von ihrem Lager bei Giengen nach ihren Ländern zurück; Karl aber unternahm sogleich die Bestrafung der oberländischen Städte, welche sich auch, wohin er nur kam, schon beim ersten Aufrufe ergaben, und durch schwere Geldstrafen ihren Abfall von dem Kaiser büßen mußten, und so waren binnen zwei Monaten (November und December 1546) sämmtliche oberländischen Städte wieder in der Gewalt des Kaisers. Nun ließ Karl sein Heer in Nürnberg der wohlverdienten Ruhe pflegen, und brach erst im Frühjahre 1547 in aller Stille gegen Meißen auf, wo der Kurfürst von Sachsen mit seinem Heere stand. In 10 großen Tagmärschen hatte er den sich völlig sicher wähnenden Kurfürsten bei Meißen erreicht, der jetzt, da er Ernst sah, die Brücke, welche über die Elbe führte, abbrach, und sich längs den Ufern nach dem Städtchen Mühlberg zog, wo er Abends Halt machte. Karl war aber dem feindlichen Heere nachgezogen, und lagerte sich demselben gerade gegenüber, in der Absicht, den Kurfürsten am folgenden Tage anzugreifen, ehe es ihm noch gelingen sollte, das feste Wittenberg zu erreichen; und so, mit einem Schlage den Krieg zu beendigen. Am andern Morgen gelangte durch eine Furt, die ein Bauer den Kaiserlichen gezeigt hatte, die Reiterei über den hier 300 Schritte breiten Strom, und durch einen dichten Nebel begünstiget, folgte auch ihr bald das Fußvolk auf einer Schiffbrücke nach, die man von den jenseits zusammen gebrachten Schiffen in Eile über den Strom geschlagen hatte. Als sich der Nebel verzog, erstaunten die Sachsen nicht wenig den Feind im vollen Anmarsche am dießseitigen Ufer zu erblicken, und traten eiligst den Rückzug über die Lochauer-Heide an. Aber hier brachte Alba und Moritz, die Anführer der kaiserlichen Reiterei wider ihren Willen zum Stehen, und sogleich hieb diese fürchterlich unter die erschrockenen Massen ein. Bald erschien auch das kaiserliche Fußvolk, und vollendete jetzt die Verwirrung. Mit dem Rufe: »Hispania, Hispania!« stürzte Alles vereinigt auf die Sachsen los, die sich jetzt in völlig wilder Flucht auflöseten, auf welcher unendlich mehr zu Grunde gingen, als wenn sie fechtend gefallen wären. So weit die Heide reichte, von Roßdorf bis Falkenburg und Baierdorf war alles weit und breit mit Leichen bedeckt, und die sich ergaben, waren so verschüchtert, daß oft ein einziger kaiserlicher Reiter bei 15 Gefangene um sich her hatte. Der Kurfürst wollte gleichfalls entfliehen, allein er wurde eingeholt, im Gesichte verwundet, und mit Blut bedeckt zu Karl als Gefangener gebracht, der ihn zwar anfangs hart empfing, dann aber dennoch ein fürstliches Gefängniß anweisen ließ.

Nach diesem Siege (14. April 1547) zog Karl mit seinem fürstlichen Gefangenen nach Wittenberg, und hier stattete am 23. Mai die unglückliche Kurfürstin mit ihren Kindern und Frauen einen Besuch im kaiserlichen Lager ab, um ihren Gemal zu sehen. Als sie mit ihrer Begleitung in dem Zelte des Kaisers erschien, wollte sie vor ihm einen Fußfall machen; aber Karl hob sie auf, begegnete ihr mit ausgezeichneter Milde, tröstete sie wegen ihres Unglücks, und bewilligte ihr jede Bitte, die dem Vertrage nicht zuwider war, worauf er dem Kurfürsten erlaubte 8 Tage bei den Seinen im Schloße zubringen zu dürfen.

Durch die Mühldorfer-Schlacht war der Schmalkaldische Krieg geendigt, die Union aufgelöst, und Karl der Meister von ganz Deutschland. Der gefangene Kurfürst mußte ihm aber nach Innsbruck folgen, und hier erst erhielt er in dem Passauer-Vertrage (1552) seine Freiheit und sein Land wieder.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Boleslaw II., König von Polen,

stirbt als Mönch im Kloster Ossiach.

Jahr 1089.

Kasimir I., Herzog von Polen, war am 28. November 1058 in der Stadt Posen mit Tode abgegangen. Er war ein milder und frommer Fürst, welches seine 2 Klosterstiftungen beweisen, wovon eines mit Namen Tyniec bei Krakau steht, das andere Leubus genannt sich in Niederschlesien befindet, und von welchen Beide die Regel des heiligen Benedikt beobachten. Allein so fromm und friedfertig seine Gesinnung war, einen eben so aufbrausenden und kriegerischen Karakter hatte sein ältester Sohn Boleslaw, der nach dem Tode seines Vaters unter dem Namen Boleslaw II. den Thron von Polen bestieg. Die ganze Zeit seiner Regierung bildet einen ununterbrochenen Kampf mit seinen Nachbarstaaten, den er meistens selbst hervor rief, um seinen unersättlichen Ehrgeiz, der sein ganzes Wesen erfüllt hatte, zu befriedigen. Es ist also ganz natürlich, daß sein ohnehin rauhes Gemüth durch den beständigen Anblick des Menschenblutes in den ununterbrochenen Fehden nur noch mehr verwildern mußte, und dieß besonders in einer Epoche, wo der Segen der Aufklärung und der Humanität noch keine Wurzel bei den Völkern des Abendlandes geschlagen hatte, und ein kriegerischer und beutelustiger Adel seiner Neigung ungestraft freien Zügel lassen durfte. Auch dürfte es kaum ein Land in Europa geben, wo das Feudalrecht mit allen seinen üblen Folgen ärger gehauset hat, wie damals in Polen, wo der Adel Alles, das Volk hingegen Nichts galt, und noch keine weisen Gesetze einen wohlthätigen Damm zwischen den Uebermuth der einen, und dem oft revolutionären Geiste der andern Partei gesetzt hatten. Zwar galt das in jenen Tagen von den meisten Staaten Europas, und so war nur die christliche Religion allein eine wohlthätige Schiedsrichterin zwischen Unterdrücker und Unterdrückten, die durch ihren heilsamen Schrecken, der besonders die widerspänstigen Großen traf, dieselben meistens zur Unterwürfigkeit und Ruhe brachte, wodurch unsägliches Elend und Unglück gemildert, oder völlig ausgeglichen wurde. In dieser Beziehung betrachtet, erscheint der Bannstrahl der Päpste in jener rohen Zeit in einem ganz anderen Lichte, als ihn einige in der Weltgeschichte Unerfahrene betrachten wollen, nämlich als eine Anmassung derselben in die Angelegenheiten der Fürsten. Im Gegentheile war er in diesem Zeitraume ein heilsames Schreckmittel, den endlosen Verwirrungen und Zwiespalten unter den christlichen Fürsten, worunter doch nur immer ihre Unterthanen am Meisten zu leiden hatten, ein Ziel zu setzen, und um da, wo jede weltliche Macht und Waffe unzureichend war, durch den geistlichen Schild endlich Ruhe und Frieden zu schaffen.

Boleslaw hatte alle Laster, die aus dem Ehrgeize entspringen, worunter die Ruhmsucht, die ihre Befriedigung leider nur durch das Blut und den Untergang von Tausenden erhält, das Vorzüglichste ist. Außerdem war er der Wollust ergeben, und im höchsten Grade verschwenderisch, doch dabei tapfer, so daß ihn sein Zeitalter den Kühnen nannte, und mit einer besonderen Beredsamkeit begabt. Er konnte zu Zeiten sogar leutselig seyn, aber durchaus keinen Widerspruch ertragen, und seine ein Mal gereizte Rache stillte sich nur in dem Blute des Gegners. Seine erste That nach seiner Thronbesteigung war ein Einfall in Pommern, wo er die Veste Grodock erobern wollte; doch lief dieser Versuch unglücklich ab, nachdem er vor diesem Orte eine Niederlage erlitt, und mit großem Verluste nach Polen zurück kehren mußte; ja die dadurch kühn gemachten Pommern vergalten seinen Einfall durch einen ähnlichen in Polen, und plünderten das Land weit und breit, bis ihnen Boleslaw mit einem neuen Heere entgegen rückte, und sie wieder aus dem Lande hinaus schlug. Bemerkenswerth bei dieser Gelegenheit ist der Umstand, daß, als die Polen den Feind, der jenseit eines Flußes stand, angreifen wollten, und durch den Fluß schwammen, Viele durch die Schwere ihrer Rüstungen untersanken, die Uebrigen aber, die ihre Rüstungen ablegten, griffen die Pommern ohne

diesem Schutzmittel an, und schlugen solche in die Flucht, woher es dann kam, daß sie sich von nun an bei ihren Gefechten keiner Rüstung mehr bedienten, sondern solche als eine unnütze Last betrachtend gänzlich verschmähten.

Im Jahre 1059 flüchtete sich der Herzog Bela von Ungarn, der an Boleslaws Base vermält war, zu ihm, um Schutz wider seinen Bruder Andreas, den König von Ungarn zu erhalten, weil dieser ihn im Verdacht hatte, als strebe er ihm heimlich nach der Krone, oder sey doch wenigstens gesonnen, nach seinem Tode seinen damals erst 9jährigen Sohn Salomon, der bereits als sein Nachfolger zum Könige von Ungarn gekrönt worden war, von dem Throne zu verdrängen. Nichts konnte dem kriegslustigen Boleslaw erwünschter seyn, als die Bitte des Bela um seine Unterstützung. Unverweilt bot er jetzt den Adel seines Landes auf, und erschien in kurzer Zeit mit einem mächtigen Heere in Ungarn, wo sich Belas Partei mit ihm vereinigte. König Andreas aber, der diesen beiden Gegnern sich nicht gewachsen glaubte, hatte mit dem deutschen Kaiser Heinrich dem IV., und dem Böhmenherzoge Wratislaw, der sein Tochtermann war, ein Bündniß geschlossen, und um ihre schleunige Hilfe gebeten. Kaiser Heinrich, zu welchem sich Andreas Sohn, Salomon, begeben hatte, erschien zuerst auf dem Kampfplatze, und ohne die Hilfe der Böhmen, die bereits im Anzuge waren, abzuwarten, riß das Ungestüm der Deutschen den König Andreas in eine Schlacht fort, welche, obgleich sie sehr tapfer fochten, dennoch mit einer allgemeinen Niederlage des Königs und seiner Hilfsvölker endigte, und dem Könige Andreas selbst das Leben kostete, nachdem er bei der Flucht vom Pferde stürzte, und von den über ihn hinweg eilenden Pferden seiner eigenen Reiterei zertreten wurde (1061). Hierauf bestieg Bela den erledigten Thron, den er aber nur 3 Jahre besaß, nachdem ihn schon im Jahre 1063 der Tod hinweg raffte, worauf seine beiden edelmüthigen Söhne Geiza I. und Ladislaus der Heilige jedem Anspruche auf den ungarischen Thron entsagten, und den mittlerweile abwesenden Salomon nach Ungarn beriefen, um den Thron seines Vaters in ruhigen Besitz zu nehmen, während sie sich selbst in den Privatstand zurück zogen. Allein Salomon war undankbar und argwöhnisch gegen die beiden Söhne Belas, und diese hatten daher das Schicksal ihres Vaters, nachdem sie, um den Nachstellungen Salomons zu entgehen, gleichfalls ihre Zuflucht zu Boleslaw nehmen mußten, der sie eben so wie ihren Vater gastfreundlich aufnahm, und sie sodann wider ihren Willen mit einem Heere nach Ungarn zurück führte, um Salomon für seinen Undank zu züchtigen. Jedoch kam es zu keiner Schlacht, denn mehrere ungarische Bischöfe vermittelten den Frieden, in welchen den beiden Söhnen Belas ein Drittheil von Ungarn unter dem Namen eines selbstständigen Herzogthums überlassen wurde.

Kaum war aber Boleslaw von diesem Zuge nach Krakau zurück gekehrt, als sich ihm sogleich wieder eine erwünschte Aussicht zum Kriege mit Rußland öffnete, wovon Folgendes die Ursache war. Der Großfürst von Rußland, Jaroslaw genannt, war im Jahre 1054 gestorben, und hatte mehrere Söhne hinterlassen, unter welche er, unpolitisch genug sein Reich theilte, jedoch mit dem Beisatze, daß sein ältester Sohn Isjaslaw den Titel eines Großfürsten führen, und von seinen Brüdern als ihr Oberhaupt angesehen werden solle. Isjaslaw vereinigte sich nun im Jahre 1066 mit zwei seiner Brüder, um den Fürsten von Ploczko, Namens Weslaw zu bekriegen, welchen sie auch überwanden, ihm aber versprachen, daß, wenn er sich zu ihnen begeben wolle, sie ihm kein Leid anthun, sondern einen billigen Vertrag mit ihm abschließen würden. Auf diesen Vorschlag begab sich wirklich Weslaw mit seinen 2 Söhnen nach Kiew, der Hauptstadt Isjaslaws, wo er aber, kaum in der Stadt angekommen, sammt seinen Söhnen gefangen genommen und in einen Kerker geworfen wurde, worauf nun die Brüder sein Land ohne viele Mühe unter sich theilten. Als dieses geschehen war, fielen sie im Jahre 1067 das Volk der Polovzer an, waren aber bei diesem unglücklich, und nun verwüsteten die Polovzer aus Rache das Gebiet um Kiew. Darüber entstand ein Aufruhr, in welchem die Einwohner von Kiew den gefangenen Weslaw frei ließen, dagegen aber ihren Großfürsten verjagten, der sich nun zu Boleslaw wendete, um von ihm wieder in sein Fürstenthum eingesetzt zu werden. Boleslaw sicherte ihm seine Hilfe zu, hatte aber dabei die Absicht, mehr für seinen Nutzen zu arbeiten, und in Rußland sich einige Eroberungen zu machen. Um dieß mit mehr Anstand bewerkstelligen zu können, heirathete er eine russische Prinzessin, nämlich die Tochter des unglücklichen Weslaw, und erschien unvermuthet mit einem großen Heere in Rußland. Die Einwohner von Kiew, die seiner Macht nicht gewachsen waren, erwarteten ihn zwar bei der Stadt Belgorod, als sie aber hier selbst von ihrem Anführer verlassen wurden, so zerstreueten sie sich gleich-

falls, und Boleslaw zog ungehindert in Kiew ein, wo er den Isjaslaw wieder als Großfürsten einsetzte. Nun verlegte Boleslaw sein Heer um Kiew herum in die Winterquartiere, und ließ sich für seine geleisteten Dienste sehr gut bezahlen, seine Kriegsvölker bis zum Frühjahre auf Kosten der Einwohner wohl verpflegen, und eroberte zugleich die Fürstenthümer Przemysl und Ploczko, worin er eine Besatzung zurück ließ, und dann mit großen Schätzen bereichert, wieder nach Hause kehrte.

Allein schon im Jahre 1073 brach er zum zweiten Male in Rußland ein, weil sein Schützling Isjaslaw wieder von seinem Besitzthume vertrieben worden war. Zwar wollte der Großfürst dießmal zuerst die Hilfe des deutschen Kaisers Heinrich des IV. in Anspruch nehmen, weil ihm Boleslaws Beistand zu kostbar gewesen war; allein Heinrich war in Deutschland zu sehr beschäftigt, und konnte ihm seine Bitte nicht gewähren, weßhalb Isjaslaw nothgedrungen wieder zu Boleslaw seine Zuflucht nehmen mußte. Wirklich war dieser auch sogleich bereitwillig, ihn wieder auf seinen Thron zu setzen; allein bevor er dieses that, zog er in die reiche russische Provinz Volhynien, eroberte und zerstörte daselbst 3 Festungen, zwang den Herzog von Volodimir sich ihm zu unterwerfen, und ließ sich zur Sicherheit noch Geiseln ausliefern.

Dieser Zug war also für Isjaslaw völlig ohne Nutzen; nichts destoweniger mußte er ihn aber dennoch bezahlen, worauf ihn dann Boleslaw wieder ihn sein Fürstenthum einsetzte, welches er bis zu seinem Tode (1077) auch ruhig besaß.

Boleslaw war also seit dem Antritte seiner Regierung vom Jahre 1058 bis zum Jahre 1074 in einem beständigen Kriege verwickelt, und selbst in einer kurzen Zwischenzeit hatte er mit dem Könige Wratislaw von Böhmen angebunden; kein Wunder also, daß in den ununterbrochenen Feldlagern und Kämpfen sein und seiner Soldaten Gemüth äußerst rauh und roh wurde. Was aber zur völligen Demoralisirung des Heeres das Meiste beitrug, war Boleslaws eigenes schlechtes Betragen, der sich einer viehischen Wollust ergab, welchem Beispiele auch seine Soldaten folgten, so daß ihr Lager eine wahre Schule der Unzucht und Lasterhaftigkeit wurde. Als man dieses in Polen erfuhr, wo die Weiber seit vielen Jahren ohne Männer lebten, entstand darin ebenfalls eine große Unordnung. Die zurück gebliebenen Knechte verehlichten sich theils mit Güte, theils mit Zwang mit ihren gebietenden Frauen, und als dieses im Heere bekannt wurde, so ging ein Theil desselben, ohne das Verbot des Herzogs zu achten, nach Hause, um über die Untreue ihrer Weiber und die Verwegenheit ihrer Knechte ein furchtbares Gericht zu halten. Viele Tausende derselben wurden umgebracht, und die treulosen Weiber unter jammervollen Martern hingerichtet. Dieses ereignete sich im zweiten russischen Kriege, worauf nun Boleslaw, als er seine Absicht, tiefer in Rußland einzudringen, dadurch vereitelt sah, voll Verdruß nach Polen zurück kehrte, und mit gleicher Grausamkeit gegen die noch übrigen treulosen Weiber und Knechte, so wie auch gegen die Ausreißer wüthete. Ueberhaupt begann Boleslaw seit dieser Zeit ein, wo möglich noch ausschweifenderes Leben, und befleckte sich mit vielen Unmenschlichkeiten. Im Jahre 1077 am Weihnachtsfeste ließ er sich in Krakau auf eigene Faust zum Könige von Polen krönen, und zwang den Erzbischof Stanislaus die Krönung zu verrichten. Dieser würdige Prälat, der an dem sittenlosen Leben des Königs, welches so verderblich auf das Volk zurück wirkte, großes Aergerniß nahm, mahnte oft heimlich mit den triftigsten Beweggründen Boleslaw ab, daß er doch seinen anstößigen Lebenswandel umändern wolle; allein Boleslaw that, als ob er nicht höre, und als ihn einst der Bischof bei Gelegenheit einer Versammlung öffentlich darüber zur Rede stellte, ergrimmte Boleslaw so heftig, daß er den heiligen Mann mit den ärgsten Schimpfworten überhäufte, und ihm blutige Rache schwur. Da Boleslaw sein Leben nicht besserte, so sprach Stanislaus im Jahre 1078 über ihn den Bann aus, welcher aber auf das verstockte Herz des Königs keine andere Wirkung hervor brachte, als daß er seinen Plan, den Erzbischof zu tödten nur früher in die traurige Erfüllung brachte. Als nämlich Stanislaus zu Anfang des Jahres 1079 in der Kirche St. Michael, welche nahe bei Krakau auf einem Berge stand, Messe las, schickte Boleslaw einige Trabanten hinein, welche den Bischof tödten sollten. Diese gingen zwar in die Kirche, hatten aber nicht den Muth den Blutbefehl ihres Herrn auszuführen, sondern kamen mit allen Zeichen der Angst unverrichteter Sache zu Boleslaw zurück. Da ergrimmte dieser heftig, nannte sie feige Leibwächter, und stürzte darauf selbst in das Gotteshaus, wo er den Bischof vom Altare hinweg riß, und ihn augenblicklich mittelst eines gewaltigen Streiches am Kopfe tödtete. Damit aber noch nicht zufrieden, ließ er alle Glieder des ermordeten Bischofs zerhacken, damit er

kein Begräbniß erhalten könne, und sodann die Stücke den Raubvögeln und Hunden zum Fraße vorwerfen.

Diese gräßliche That machte auf die Bewohner von Krakau einen sehr tiefen und schmerzlichen Eindruck, und als davon die Nachricht zu Papst Gregor den VII. gelangte, so sprach dieser den großen Bannfluch über Boleslaw aus. Dießmal hatte derselbe seine Wirkung nicht verfehlt, und Boleslaw mußte jetzt mit Schrecken gewahr nehmen, wie ihm die sonst so ergebenen Freunde auswichen und verabscheueten. Da er zuletzt schon befürchten mußte, daß man ihm selbst nach dem Leben streben könnte, so floh er einst in einer stürmischen Nacht aus Krakau, und begab sich nach Ungarn an den Hof des Ladislaus, der später heilig gesprochen wurde. Dieser des Dienstes eingedenk, welchen ihm einst Boleslaw wider Salomon geleistet hatte, nahm ihn ungeachtet er von seinem Banne wußte, dennoch gastfreundlich auf, und behandelte ihn wie einen König und Wohlthäter; allein Boleslaws unruhiges, stolzes und herrisches Gemüth konnte die Ruhe und die Bequemlichkeit an dem Hofe Ladislaus nicht lange ertragen, und machte durch seine ungestüme und üble Laune seinem edlen Gastwirthe vielen Kummer. Einst ging Boleslaw auf die Jagd, von welcher er aber nicht wieder zurück kehrte. Er hatte nämlich im Walde einen schönen Hirschen erschossen, worauf der Anblick des sterbenden edlen Thieres einen so sonderbaren Eindruck auf sein lange schlummerndes Gewissen rege machte, daß ihm schien, als sehe er den gemordeten Stanislaus vor sich liegen. Er ging jetzt immer tiefer in den Wald hinein, und hatte seine Absicht dahin gerichtet nach Rom zu pilgern, um von dem Papste die Lossprechung des gegen ihn geschleuderten Bannes zu erhalten. In ein dürftiges Pilgergewand gehüllt, den königlichen Siegelring an einer Schnur wohl verwahrt, wanderte er durch viele Gegenden, und kam endlich an die Pässe, welche über die karnischen und julischen Alpen in das schöne Italien hinunter führen. Da sah er eines Abends die düsteren Mauern und Thürme Ossiachs im Villacher-Kreise *) an einem See gelegen, den gerade der Wind heftig hin und her bewegte. Wahrscheinlich aus Furcht erkannt zu werden, trat er jetzt als stummer Bettler in das Kloster, und bat unter den Zeichen, womit er sich den Brüdern verständlich machte, daß er zwar stumm, aber nicht gehörlos sey, in das Kloster aufgenommen zu werden. Man erfüllte seinen Willen, und Boleslaw blieb nun als Klosterknecht 9 Jahre in Ossiach, wo er Allen als ein Vorbild der Arbeitsamkeit, des Gehorsams und der Geduld vorleuchtete.

In diesem Jahre warf ihn eine schwere Krankheit auf das Lager, und da Boleslaw fühlte, daß bald sein letzter heißersehnter Augenblick gekommen sey, der seinem tiefen Herzensgrame ein Ende machen solle, so verlangte er durch Zeichen den Trost der Sterbenden und noch ein Mal das Wort Gottes zu hören. Der Mitbruder, der seine Beicht hören sollte, trat ein; aber wie erstaunte und erschrack dieser, als der bisher Stumme plötzlich zu sprechen anfing, und treuherzig bekannte was sein Verbrechen sey, und was ihn von dem weit gefürchteten Throne in die Zelle gebracht habe. Man rief den Abt, und alle Brüder traten jetzt zu dem Bette des Sterbenden, welcher den Leib des Herrn mit frommer Andacht empfing, und zur unfehlbaren Bestätigung seiner Aussage dem Abte seinen sorgfältig verwahrten königlichen Siegelring überreichte. Boleslaw verschied bald darauf, und wurde unter der Bewahrung des Geheimnisses auf geziemende Weise in der Klosterkirche beigesetzt. Noch zur Zeit der Aufhebung des Klosters sah man seinen Grabstein von Außen auf der nördlichen Seite der Kirchenmauer, wo er zu Pferde sitzend abgebildet war, und folgende Inschrift hatte: Boleslaw, König von Polen, der Mörder des heiligen Stanislaus, Bischofs von Krakau.

---

*) Das schöne vor etwa 100 Jahren erbaute Schloß, einst eine der ältesten Benediktiner-Abteien in Deutschland, da sie schon im Jahre 750 gestiftet wurde. Der Kaisersaal ist mit Fresko-Gemälden der österr. kärnthnerschen Herrscher von Otto dem Fröhlichen bis Joseph dem I. und mehreren bildlichen Darstellungen, z. B. der Huldigung der Landesfürsten auf dem Herzogsstuhle am Zollfelde bei Maria Saal geziert. Die Kapelle links in dem Vordertheile der fast ganz modernisirten Hauptkirche, ist eines der ältesten deutschen Baudenkmale. In derselben steht ein kleiner sehenswerther Flügelaltar aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Das Mittelstück Maria zwischen Katharina und Margaretha vorstellend, ist in fast lebensgroßen Figuren aus Holz geschnitzt und in Gold und Farben gefaßt. Die beiden Thürme enthalten innerhalb die 14 Nothhelfer in halb erhabener Schnitzarbeit; von Außen aber 4 Oelgemälde, den englischen Gruß, die Auferstehung des Herrn, die Geburt Christi, und Maria Reinigung (Lichtmeß). Das Dach hat die geschnitzten Figuren des Heilands mit dem heiligen Benedikt und Florian. Rechts an der Wand hängt ein schönes altdeutsches Bild, den Tod Mariens vorstellend.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Der Herzog Jaromir von Böhmen

in der Gewalt der Wrssowetze.

Jahr 1007.

Auf der Herrschaft Horkau im rakonitzer Kreise, 7 Meilen von Prag entfernt, erblickt man auf einem schmalen aber langen Felsenrücken die Ruinen eines Schlosses Krokow auch Rothschloß genannt, dessen Erbauung in die fabelhafte Zeit des ersten Böhmenherzogs oder Richters mit Namen Krok fällt.

Dieser Krok lebte im 7. Jahrhunderte, und genoß bei seinen Landsleuten wegen seiner Klugheit und seinen weisen Rathschlägen, die er dem Volke gelegentlich ertheilte, ein so großes Ansehen, daß ein beträchtlicher Theil der Czechen ihn zu ihrem Richter oder Oberhaupte ernannten, und auch mit seiner milden Regierung ungemein zufrieden waren. Aus Dankbarkeit erbaueten sie ihm unweit dem Dorfe Stebno, welches das älteste in Böhmen seyn soll, unaufgefordert und auf eigene Kosten auf einer Felsenspitze ein treffliches Schloß, welches sie Krakowez, d. i. Kroks-Burg nannten, und trugen ihm nach dessen Vollendung dasselbe zum Geschenke an. Krok dankte ihnen für diesen Beweis ihrer Ergebenheit und Liebe, weigerte sich aber das Schloß zu beziehen, und zwar aus der Ursache, damit er sich nie aus ihrer Mitte entferne, weßhalb er die Aufsicht über dasselbe einem tapfern Manne mit Namen Schiman, welcher ihm auch sonst in den Regierungsgeschäften gute Dienste geleistet hatte, übergab. Somit wäre Krokow die älteste Burg in Böhmen, und zugleich ein schönes Denkmal der Volksliebe und Volksdankbarkeit gegen ihren gerechten und weisen Fürsten.

Wie es aber immer seyn mag, so ist Krokow gewiß eine der ältesten Burgen in Böhmen, und der Name derselben kömmt um das Jahr 1007 bei einer merkwürdigen Gelegenheit vor. Damals herrschte nämlich über Böhmen der Herzog Jaromir, der jüngere Sohn des im Jahre 999 verstorbenen Herzogs Boleslaw des II. (der Fromme). Er war ein gutmüthiger und sanfter, aber unerfahrener Fürst, und ungeachtet seines milden Herzens bei einem großen Theile der Böhmen, dieserwegen nicht beliebt, weil er den größten Theil seiner Jünglingsjahre am Hofe der deutschen Kaiser Otto des III. und Heinrich des II. verlebt hatte, und von dem Letzteren fast mit Gewalt in das Herzogthum eingesetzt ward, weßhalb ihn auch die Böhmen wie einen Ausländer und Fremdling betrachteten. Daß er aber in seiner Jugend seine Zuflucht zu dem deutschen Kaiser genommen hatte, daran war sein ältester grausamer und herrschsüchtiger Bruder Boleslaw III. (Rothhaar) Schuld, nachdem dieser befürchtete, daß ihm seine beiden jüngeren Brüder Jaromir und Udalrich die böhmische Herzogswürde streitig machen könnten. Boleslaw ließ daher den Ersten entmannen, Letzteren aber befahl er im Bade zu ersäufen, was zwar nicht in Erfüllung kam, nachdem sich dieser Befehl auf eine grobe Mißhandlung des Prinzen beschränkte, die ihm fast das Leben gekostet hätte. Zuletzt jagte Boleslaw seine beiden Brüder sammt seiner eigenen Mutter aus dem Lande, und diese flüchteten sich zuerst zu dem Herzoge Heinrich von Baiern, von welchem sie nicht nur gütig aufgenommen wurden, sondern auch den erbetenen Schutz erhielten.

Die Böhmen verabscheueten aber einen Fürsten, der seinen Brüdern und seiner Mutter so grausam begegnete, und da er noch überdieß einen Theil von Polen, der früher zu dem Königreiche Böhmen gehörte, und auch ganz Mähren leichtsinnig an den Herzog von Polen, ebenfalls Boleslaw genannt, abgetreten hatte, so ergrimmten die böhmischen Wladiken so sehr über ihn, daß sie ihn aus dem Lande jagten, und an seine Stelle den polnischen Prinzen Wladiboy zu ihrem Herzoge erwählten (1002). Der vertriebene Boleslaw aber floh zuletzt nach Krakau, und wartete hier eine günstige Gelegenheit ab, sein ihm entrissenes Herzogthum wieder zu erlangen. Indessen waren die Böhmen auch mit Wladiboys Regierung unzufrieden, und er würde in Kürze das Los seines Vorgängers getheilt haben, wenn ihn nicht der Tod überrascht hätte (1003). Kaum hatten die Brüder Jaromir

und Udalrich die Kunde von dem Tode Wladiboys erfahren, so eilten sie nach Böhmen, und wurden zu Prag unter großen Frohlocken empfangen; jedoch dauerte ihre Freude nur kurze Zeit, denn der abgesetzte Boleslaw erschien unvermuthet mit einem Heere, das aus Polen bestand, vor den Mauern von Prag, und Jaromir, so wie Udalrich konnten sich glücklich schätzen, daß sie der Wuth ihres Bruders zum zweiten Male entkamen, der nichts Geringeres im Sinne hatte, als Beide hinrichten zu lassen, um von aller Sorge wegen der Beständigkeit seiner Regierung los zu seyn. Desto ärger aber mußten die Anhänger und Freunde dieser beiden unglücklichen Fürsten die Rache Boleslaws empfinden, die er alle jammervoll umbringen ließ, worunter sich auch ein Wrssowetze, welcher sein Tochtermann war befand, den er mit eigener Hand tödtete. Die Böhmen, welche wie früher seine Tyrannei verabscheueten, verbanden sich jetzt heimlich mit dem Polenherzoge Boleslaw, baten ihn um Schutz und Beistand, und trugen ihm die Krone an. Boleslaw fand diesen Antrag willkommen, und lud seinen Namensverwandten unter dem Scheine der Freundschaft nach Krakau ein. Als Boleslaw unvorsichtig genug wirklich dahin kam, ließ ihm der Polenherzog bei einer Malzeit beide Augen ausstechen, sein Gefolge aber zusammen hauen, worauf er dann ungesäumt mit einem Heere aufbrach, vor Prag erschien, und von den dortigen Bewohnern mit Jubel als ihr Retter empfangen wurde.

Mittlerweile waren Jaromir und Udalrich zu Kaiser Heinrich dem II. geflohen. Als nun die Kunde von dem Einzuge des Polenherzogs in Prag und der Besitznahme des Landes von demselben nach Deutschland gelangt war, besorgte Heinrich, daß ihm Boleslaw, der nun 2 große Herzogthümer besaß, einst gefährlich werden dürfte, und so beschloß er den Jaromir selbst mit Waffengewalt in sein Herzogthum einzusetzen. Er sammelte in dieser Absicht ein Heer, mit welchem er in Böhmen einrückte, und an welches sich auch viele Anhänger Jaromirs, die er in Böhmen hatte, anschlossen. Bald wurde die Stadt Satz erobert, die ganze polnische Besatzung daselbst von den Bürgern nieder gemacht, welchem Beispiele viele andere Städte, die sich ohne Schwertstreich ergaben, folgten, so, daß er in kurzer Zeit vor Prag stand. Boleslaw verließ bei seiner Annäherung eiligst die Stadt, und flüchtete sich nach der Lausitz. Nun führte Heinrich den Jaromir, der sich bei seinem Heere befand, zum zweiten Male den Böhmen als ihren Herzog auf, und die Böhmen huldigten ihm wieder mit der grösten Freude (1003). Die beiden fürstlichen Brüder verfolgten jetzt mit ihren vereinigten Völkern das Heer des Boleslaw, erreichten ihn bei Krossen, und schlugen ihn so entscheidend, daß er um Frieden zu bitten genöthigt ward, worauf er sich jeden Anspruchs auf die Regierung von Böhmen für die Zukunft für immer begab. Somit schien die Herrschaft Jaromirs endlich fest gesichert zu seyn, und er die lang ersehnte Ruhe genießen zu können; allein dieser unglückliche Fürst sollte derselben noch nicht theilhaftig werden. Unter den böhmischen Großen war besonders das mächtige Geschlecht der Wrssowetze, (deren Oberhaupt Cochan sich selbst mit der Aussicht auf die Krone geschmeichelt hatte) dem Herzoge abgeneigt, und Cochan suchte daher unter der Maske der Freundschaft eine Gelegenheit, denselben zu verderben. Diese fand sich bald, nachdem der arglose Jaromir eine Einladung des Cochan zu einer Jagd mit Vergnügen annahm. Jaromir erschien mit einem geringen Gefolge bei Cochan; aber während der Jagd, in welcher Cochan selbst die wenigen Begleiter des Herzogs zu entfernen gewußt hatte, überfielen ihn die Verschworenen im Dickicht des Waldes unweit des Berges Welitz bei der heutigen Stadt Beraun, rißen ihn vom Pferde, zogen ihn nackt aus, und banden ihn an Händen und Füßen auf eingeschlagene Pflöcke, worauf sie unter einem schallenden Hohngelächter mit ihren Pferden über ihn hinweg setzten, und dieses grausame Spiel zur großen Angst des Herzogs viele Stunden bis zu ihrem eigenen Eckel fortsetzten. Flehend bat Jaromir, der oft von den Pferdehufen gestreift wurde, um Schonung; allein die Barbaren verlachten ihn, und Cochan sagte, daß ihn kein Gott mehr aus ihren Händen retten könnte. Indessen bemerkte aber ein treuer Diener des Jaromir mit Namen Howora, der sich unter einem Gebüsche verborgen gehalten hatte, seinen so schmählich behandelten Herrn, und eilte aus allen Leibeskräften nach Prag, um von dort aus Hilfe zu erlangen. Das Glück war ihm auch günstig, denn er eilte noch nicht lange Zeit auf dem Wege nach der Stadt, so begegnete ihm schon ein Zug herzoglicher Reisiger ungefähr aus 50 Mann bestehend, welche die Herzogin in Folge einer ihr Herz schwer belastenden Ahnung ihrem Gemale gerade in dem entscheidenden Augenblicke zu Hilfe gesendet hatte. Der treue Howora führte sie sogleich auf den Ort des Frevels, wo eben der halbtodte Jaromir auf Cochans Befehl an einen Baum gebunden werden sollte, um von den Pfeilen der Verschworenen getödtet zu werden.

Bei ihrem Erscheinen ergriffen aber die Frevler die Flucht, und Jaromir wurde auf diese Weise noch glücklich von dem ihm drohenden Martertode gerettet. Da er viele Verletzungen erlitten hatte, so wurde er zuerst gestärkt, und sodann zur Pflege nach Prag zurück gebracht. Aus Dankbarkeit für diesen wichtigen Liebesdienst erhob Jaromir den Howora zu dem höchsten Adel des Landes, beschenkte ihn reichlich mit Gütern, gab ihm unter andern auch den Hof Stebna, mit welchem die Landjägermeisterstelle verbunden war, die sich auch auf seine Nachkommen vererbte, und ernannte ihn zuletzt zum Herrn des Schlosses Krokow. Daher ist es einleuchtend, daß dieses Schloß schon zu jener Zeit ein Krongut gewesen seyn müße.

Herzog Jaromirs düsteres Schicksal war aber durch jene Mißhandlung noch nicht erschöpft, und er sollte den Kelch des Leidens bis zum letzten Tropfen leeren. Sein jüngster Bruder Udalrich conspirirte nämlich gegen ihn, erwarb sich im Lande durch seine Versprechungen einen bedeutenden Anhang, und brachte es endlich dahin, daß Jaromir fast von Allen verlassen sein Heil neuerdings in der Flucht zum Kaiser Heinrich suchen mußte, der ihn aber dießmal von sich wies. Nachdem er nun einige Jahre in Dürftigkeit herum gewandert war, fiel er in die Hände seines Bruders Udalrich, der ihm jetzt beide Augen ausstechen ließ, damit er zur Regierung für immer untüchtig wäre. Es ist wahrhaft entsetzlich diese abscheulichen Gräuelscenen zu lesen, welche zu jener Zeit unter den Herzogen von Böhmen größten Theils aus Herrschbegierde selbst gegen ihre nächsten Verwandten ausgeübt wurden, und einen sprechenden Beweis von der Unsicherheit eines Wahlreiches geben, wo den Parteien Auswege geöffnet, und die Ruhe des Regenten so wenig wie jene der Unterthanen gesichert ist. Jaromir lebte nun in Gefangenschaft zu Prag bis zum Tode Udalrichs im Jahre 1037, worauf sein einziger Sohn Brzetislaw I. den Thron bestieg, der nun seinen Oheim aus seiner Haft entließ, und ihn bei seiner noch in demselben Jahre zu Prag Statt gefundenen Krönung bei sich hatte. Der greise blinde Jaromir hatte dabei die Hand seines Neffen umfaßt, und hielt an die Versammlung eine eindringliche Rede, worin er dem Brzetislaw die Pflichten eines Regenten nachdrücklich an's Herz legte. Bei dieser Gelegenheit erwähnte er auch der unruhigen Wrssowetze, warf ihnen Haß und Meineid gegen das herzogliche Haus vor, und warnte zugleich Brzetislaw, sich vor diesem Geschlechte besonders in Acht zu nehmen. Die Folge davon aber war, daß die Wrssowetze, die von diesem Ausfalle Jaromirs wider sie Kunde erhalten hatten, ihn bald darauf aus dem Wege schafften, und so endete dieser in jeder Hinsicht höchst unglückliche Fürst zuletzt durch Meuchlerhand!

Die Howora hatten das Schloß Krokow bis zu Ende des 12. Jahrhunderts in Besitz, schienen es aber nicht besonders beschützt zu haben, nachdem es schon fast im Verfalle lag, als es um diese Zeit an Beneß von Kolowrat kam, der als der Wiederhersteller desselben betrachtet werden muß. Dieser Beneß, der sich schon unter Wladislaw dem II. in einem Kreuzzuge wider die Saracenen manche Lorbeern gesammelt hatte, war der Stammvater aller Kolowrate, und von der Burg Krokow oder Krakowez schrieb sich die erstgeborne Linie dieses uralten Geschlechtes, das sich nachmals in mehrere Aeste theilte, Krakowsky von Kolowrat *).

---

*) Es geht zwar eine Sage, daß die gegenwärtigen Grafen Kolowrat, welche aus einem slavischen Stamme entsproßen sind, schon mit dem Herzoge Czech um das Jahr 350 nach Böhmen gekommen seyn sollten, und die Chroniken nennen einen Jaroß Kolowrat als den Stammvater dieses reichen und mächtigen Geschlechtes. Dieser Jaroß wird als ein riesenstarker Mann geschildert, und rettete einst dem Fürsten, dessen Pferde scheu geworden waren, dadurch das Leben, daß er den Wagen, woran die wilden Rosse gespannt waren, bei den Rädern erfaßte und festhielt, wodurch der Fürst Zeit fand im gefährlichen Augenblicke auszusteigen, und daher soll auch der Name Kolowrat stammen. Doch ist dieses, wie erwähnt, bloß eine Sage. Gewiß aber ist es, daß der Waffenruhm der Kolowrate in verschiedenen Schlachten glänzte, wie im Jahre 1278 im Marchfelde, wo König Ottokar fiel; 1322 bei Mühldorf zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich dem Schönen; 1347 bei Crecy in Frankreich, wo der blinde König Johann von Böhmen, gegen den englischen schwarzen Prinzen stritt; 1526 bei Mohácz, wo der letzte Jagellone Ludwig II. das Leben verlor; 1547 bei Mühlberg mit Karl dem V. gegen die schmalkaldischen Bundesverwandten. Bei jeder Gelegenheit standen fast alle Kolowrate auf königlicher Seite. So berühmt war dieses bis in die böhmische Mythenzeit hinauf reichende Haus, daß die Volkssage eine Glocke kannte, die von selbst läutete, und einen Stein, der Blut schwitzte, so oft ein Kolowrat mit Tode abging.

Von der Burg Krokow ist noch dieses besonders merkwürdig, daß sich in ihr Johann Huß, ehe er im Jahre 1414 seine Reise nach Kostnitz antrat, einige Wochen aufhielt, um allda jene Gefährten zu erwarten, welche ihm von dem Könige Wenzel zur Begleitung mitgegeben werden sollten*). Huß verwandte die Zwischenzeit zur Verfertigung einiger Aufsätze, die er den versammelten Vätern vorzulesen gedachte, und die sein Glaubensbekenntniß, eine Ermahnung zum Frieden, und eine Darlegung, daß die christliche Kirche bloß durch das Gesetz ihres Stifters regiert werden könne, in sich enthielten. Wenn nun späterhin den Protestanten die Veste Wartburg, wo Luther die Bibel übersetzte, unvergeßlich blieb, so mußte dieser Ort auch den Hussiten merkwürdig seyn, weil von hier aus ihr geliebter Lehrer dem Tode entgegen ging. Es ist bekannt, daß Huß sich erst dann auf das Kostnitzer-Koncilium verfügte, als ihm von dem Kaiser Sigmund, der daselbst gleichfalls gegenwärtig war, ein freies und sicheres Geleite zugesagt wurde, und selbst Papst Johann XXIII. versprach ihm bei seiner Ankunft zu Kostnitz dasselbe. Gleichwohl wurde aber Huß schon am 28. November 1414 bei einem Privatverhöre von einigen Kardinälen verhaftet, und blieb, ungeachtet der mehrmaligen starken Einsprüche der böhmischen und mährischen Großen im Verhafte, obschon er zugleich krank und ohne Anwald war. Bei seinem ersten öffentlichen Verhöre am 5. Juni 1415 überschrieen die Väter des Konciliums seine Vertheidigungsrede, und in zwei andern nachfolgenden Verhören durfte er sich zwar in Beisein des Kaisers ausführlich verantworten; allein da man seine Gründe nicht achtete, und einen unbedingten Widerruf seiner Ketzereien verlangte, wozu aber Huß nicht zu bewegen war, so wurde er am 6. Juli 1415 zum Tode verurtheilt. Hier hatte Huß noch den Muth den Kaiser an sein sicheres Geleite zu erinnern, und Sigmund konnte sich einer flüchtigen Schamröthe nicht entziehen; doch war die Erbitterung gegen ihn zu groß, als daß noch eine Rettung für ihn möglich gewesen wäre. Er wurde also noch an demselben Tage öffentlich verbrannt, und seine Asche in den Rhein gestreuet. Huß starb mit großer Geistesgegenwart, und verschied unter freudigen Gebeten **).

Das Schloß Krokow blieb bis zum Jahre 1549 im Besitze der Kolowrate, von wo es auf einige Zeit an das Haus Lobkowitz kam, nachdem es beinahe 400 Jahre im Besitze der Krakowsky von Kolowrat gewesen war. Im Jahre 1617 gelangte es durch Kauf an Christoph Sommer von Horstositzitz, welcher es aber nicht lange besaß, nachdem er einer von denjenigen böhmischen Großen war, welche der Partei des Afterkönigs Friedrich des V. von der Pfalz anhingen, von denen die Meisten nach der für sie unglücklichen Schlacht am weißen Berge bei Prag (1620) ihr Leben oder ihre Güter verloren, unter welch' Letzteren auch Sommer sich befand. Hierauf wechselten die Besitzer häufig, und dieß in kurzer Zeit, nachdem es bis zum Jahre 1648 fünf Herren hatte, bis es endlich an die jetzigen Besitzer gelangte.

---

*) Sie waren Johann von Glum (oder Clam), Heinrich von Laczenbock und der Baron Wenzel von Duba.

**) Hußens gemäßigter und frommer Sinn würde die schreckliche Rache nicht gebilligt haben, die in der Folge seine böhmischen Anhänger in einem der blutigsten Kriege für seinen Tod, an dem Kaiser, an dem Reiche und an der Geistlichkeit nahmen. Die Anordnungen und Bannflüche des Konciliums wurden jetzt in Böhmen verlacht, und statt die neue Lehre vernichten zu können, wurde das Auto da Fé von Konstanz die Losung zum Vereine einer Menge aus allen Ständen in Böhmen, die sich nach ihrem Lehrer Hussiten nannten. Wenzel mußte ihnen im Jahre 1517 zur Feier des Abendmals in beiderlei Gestalt mehrere Kirchen einräumen, und da ihre Anzahl mit jedem Tage wuchs, gab es bald Viele unter ihnen, die mehr als Freiheit der Religionsübung wollten.

WIENER · STADTBIBLIOTHEK



Die Blutrache der Königin Agnes von Ungarn,

gegen die Mörder ihres Vaters Albrecht des I.

Jahr 1308.

Kaiser Rudolph von Habsburg hatte sich gegen das Ende seines thatenreichen Lebens vergebens bei den Fürsten des deutschen Reiches dahin verwendet, daß sie nach seinem Tode die Kaiserwürde an seinen ältesten Sohn Albrecht übertragen möchten, denn sie fürchteten den ernsten und strengen Karakter Albrechts, und waren zugleich auch eifersüchtig auf ihr Wahlrecht.

Als nun Rudolph am 15. Juli 1291 gestorben war, schritten sie, und zwar besonders auf das Anrathen des Erzbischofs von Mainz Gerhard von Eppenstein zur Wahl, in welcher sich die Stimmen für Adolph von Nassau, einem Verwandten des mainzer Erzbischofs vereinigten, und worauf dann im Jahre 1292 seine Krönung zum deutschen Kaiser erfolgte.

Allein bald bereueten sie diese Wahl, und vor Allen fand sich der Erzbischof in seiner Meinung getäuscht, nachdem dieser an den von ihm Erhobenen ein bereitwilliges und dankbares Werkzeug seiner Absichten zu erhalten hoffte. Adolph handelte als Kaiser selbstständig, und da er arm war, so suchte er auf jede nur mögliche Weise seine Hausmacht auf Kosten Anderer zu vermehren.

Nicht genug, daß er sich dadurch das Mißvergnügen der Fürsten zuzog, so sank aber auch sein Ansehen in Deutschland besonders durch den Umstand sehr tief herab, daß er von dem Könige Eduard dem I. von England 30,000 Mark Silbers zu einem Kriege wider Philipp dem IV. von Frankreich annahm, die er aber lediglich für seinen eigenen Privatzweck verwendete.

Dieß erbitterte die deutschen Fürsten ungemein, da sie sahen, daß ihr Kaiser gleichsam um einen gewissen Sold einem andern Regenten dienen wolle, und beschlossen nun seine Absetzung, bei welcher Gelegenheit sie ihr Augenmerk auf Albrecht richteten, der diesen Zeitpunkt mit Sehnsucht erwartet hatte. Da aber Adolph nicht gutwillig die Krone nieder legen wollte, so mußte jetzt das Glück der Waffen entscheiden, und Albrecht besiegte den Kaiser in einer mörderischen Schlacht am 2. Juli 1298 bei Gellheim zwischen Speier und Worms, worauf er dann zu Köln am 28. August 1298 mit großer und seltener Pracht zum römischen Kaiser gekrönt wurde.

Kaiser Albrecht brachte das schon tief gesunkene Ansehen des deutschen Reichs-Oberhauptes bald wieder empor, beschränkte aber auch, was die Fürsten einst befürchtet hatten, ihre großen Rechte, und dieß, bei vorfallender Widersetzlichkeit mit durchgreifender Strenge.

Nicht mit Unrecht wird Albrechten der Vorwurf einer unverhehlten Herrschbegierde gemacht, ja er übertraf darin sogar seinen Vorgänger in der Sucht seine Hausmacht zu vermehren, da er bei seinen großen Kräften seine Plane besser wie jener durchsetzen konnte, wobei ihm noch seine tiefe Staatsklugheit trefflichen Vorschub leistete. Während seiner 10jährigen Regierung hatte er die ganze Pfalz erobert, die widerspänstigen geistlichen Kurfürsten zur Ordnung getrieben, den ihm anfangs abgeneigten Papst zum Freunde gemacht, den mächtigen König Wenzel von Böhmen geschreckt, und seinen erstgebornen Sohn Rudolph, selbst zum Könige dieses Landes erhoben *).

Eben war er auch beschäftigt durch eine Truppenwerbung in Schwaben und in der Schweiz die Schlappe, die er in einem blutigen Treffen bei Lucka in Thüringen erhalten hatte, wieder gut zu ma-

*) Rudolph, beigenannt der Sanfte, trat im Jahre 1298 nach der Erhebung seines Vaters zur Kaiserwürde, die Verwaltung Oesterreichs und Steiermarks an, welche Lande er mit großer Festigkeit beherrschte. In diese Zeit fällt die für Oesterreich höchst bedrängnißvolle Unternehmung gegen König Wenzel von Böhmen, welchen Albrecht I. und sein Sohn Rudolph der ungarischen Nachfolge wegen bekriegte. Nach dem Tode des Königs Wenzel und seines Sohnes theilten sich die Wahlstimmen der Böhmen zwischen Heinrich von Kärnthen und dem Herzoge Rudolph. Letzterer aber bestieg den Thron, und befriedigte zugleich den Wunsch der Großen durch die Vermälung mit der Wittwe des verstorbenen Königs. Hierauf wurde dem Hause Habsburg das Nachfolgerecht in Böhmen auch für den Fall, daß Rudolph unbeerbt sterben sollte, feierlichst übertragen.

chen, als ihn mitten unter seinen Zurüstungen ganz unerwartet der Tod von der Hand eines nahen Verwandten, nämlich seines Neffen Johann von Schwaben überraschte.

Dieser war der einzige Sohn seines im Jahre 1289 verstorbenen jüngern Bruders Rudolph des II., welchem nach dem Tode ihres Vaters die schwäbischen und elsaßischen Güter zugefallen waren, obgleich er auch Mitregent in Oesterreich gewesen ist *). Da nun Johann bei dem Absterben seines Vaters noch minderjährig war, so übernahm Albrecht die Vormundschaft über ihn, und verwaltete sein künftiges Erbe. Johann erhielt seine erste Erziehung an dem Hofe seines mütterlichen Oheims des Königs Wenzel von Böhmen **), dessen beständiger Zwist mit Albrecht wohl den ersten Keim des unaustilgbaren Hasses gegen diesen, in des Knaben unverwahrte Seele gelegt haben mag, und der in der Folge von den Feinden des Kaisers immer mehr angefacht wurde. Als nun Johann sein 19. Lebensjahr erreicht hatte, fing er an, seinen Onkel oft und dringend zu bitten, daß er das ihm gebührende väterliche Erbtheil nicht länger mehr entziehen, und ihm den Genuß der gemeinschaftlichen Lehen gestatten wolle. Bei dieser Gelegenheit berief er sich auf seinen Vetter Leopold, dem dritten Sohne Albrechts, der mit ihm in einem gleichen Lebensalter stand, und bereits im Besitze von Gütern und Ehren war.

Albrecht verweigerte ihm aber stets seine Bitte, und vertröstete ihn von einer Zeit auf die andere, mit dem Bedeuten, daß sein Erbtheil sich in den besten Händen befinde, und ihm noch zeitlich genug würde anvertrauet werden.

Ueber diese immerwährend gemachten Bemerkungen Albrechts wurde endlich der junge Herzog, der ohnehin ein leidenschaftliches und tollkühnes Temperament hatte, höchst unwillig, und zugleich von bösen Rathgebern — die seine Herrschsucht zu reizen wußten — aufgehetzt, faßte er den furchtbaren Gedanken, sich durch den Mord seines Oheims und Vormundes den Besitz seines Erbtheils zu verschaffen.

Albrecht hatte sich durch seine strenge Herrschaft in der habsburgschen Schweiz, und besonders im Aargau bei vielen Adeligen verhaßt gemacht, welche sich nun, da sie sich von der Regierung des jungen Fürsten bessere Tage versprachen, mit ihm heimlich verbanden, und in seinem entsetzlichen Vorhaben bestärkten. Diesem engen Bündnisse traten vorzugsweise bei Walther von Eschenbach, Rudolph von Balm (eigentlich Ulrich von Balm), dessen Verwandter Rudolph von Wart, und Konrad von Tegerfeld, Johanns Erzieher.

Zur Ausführung des blutigen Vorhabens ward der 1. Mai 1308 beschlossen, an welchem Tage Albrecht im Kreise seiner Kinder und mehrerer geladener Gäste, worunter sich auch Johann von Schwaben befand, voll guter Laune an der Tafel saß.

Diesen günstigen Augenblick wollte jetzt Johann nicht unbenützt vorüber gehen lassen, und wendete sich durch den Bischof von Straßburg unterstützt mit seiner Bitte neuerdings an seinen Oheim, die Herausgabe seiner ihm rechtlich gebührenden Erbgüter zu erlangen.

Aber Albrecht wiederholte seine schon mehrmal gemachten Bemerkungen, nahm einen Blumenkranz, und setzte ihn mit den Worten auf seines Neffen Haupt: »Lieber Vetter, dieß laßt Euch der Zeit mehr erfreuen, als die beschwerlichen Regierungssorgen, die Euch noch frühe genug sollen aufgebürdet werden.«

Diese Rede des Kaisers machte jetzt das Blut des jungen und verblendeten Herzogs noch hitziger, der nun wüthend den Blumenkranz von sich wegwarf, und mit Thränen von der Tafel sich entfernte. Als die Malzeit vorüber war, äußerte Albrecht den Wunsch seiner Stiefmutter Agnes, seiner Gemalin Elisabeth und seiner Tochter Agnes, die verwittwete Königin von Ungarn, nach Rheinfelden einen Besuch abzustatten, was auch geschah. Diese Gelegenheit benützten nun die Verschworenen, da sie sich der Gesellschaft Albrechts, welcher von seinen Kindern, dem Prinzen Johann, und noch anderem Gefolge umgeben war, ganz treuherzig anschlossen. Als sie durch die Thalgründe bis an die

---

*) Rudolph II. wurde von seinem Vater zugleich mit seinem ältesten Bruder Albrecht auf dem feierlichen Reichstage zu Augsburg mit den Herzogthümern Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain belehnt, nachher aber von seinem Vater mit den Stammgütern in Schwaben, Elsaß und Aargau wegen der im Jahre 1283 erfolgten Alleinbelehnung seines Bruders dafür entschädigt.

**) Nach dem ersten Frieden Rudolphs von Habsburg mit Ottokar (1276) verabredeten beide Fürsten zur Befestigung der Eintracht eine Heirath zwischen ihren damals noch unmündigen Kindern, nämlich des jungen Rudolph mit Ottokars Tochter Agnes, und Wenzel mit der Kaiserstochter Judith, welch' beiderseitige Vermälung im Jahre 1286 zu Prag mit großer Feierlichkeit vollzogen wurde.

Ueberfahrt bei Windisch (dem alten Vindonissa) kamen, suchten sie dem von einer so nahen Lebensgefahr nichts ahnenden Kaiser, mit dem Vorwande von seinem Gefolge zu trennen, daß das Fahrzeug so wenig als möglich beschwert werden müsse, und wirklich gelang es ihnen, mit dem Kaiser allein über die Reuß überzusetzen. Am jenseitigen Ufer angelangt, ritt Albrecht langsamen Schrittes unter den Hügeln, welche Habsburg begrenzen, durch das große Kornfeld, und besprach sich noch einige Augenblicke mit dem ihm am Wege zufällig begegneten Ritter von Kasteln, da er die Absicht hatte hier seinen zurück gebliebenen Sohn Leopold nebst den übrigen Begleitern zu erwarten. Diese kamen aber nicht so schnell nach, da Prinz Johann die Fährte noch einige Zeit aufzuhalten gesucht hatte, und so ritt er immer weiter, daß sie schon nahe auf dem Platze der alten Stadt Windisch nicht weit vom Schlosse Habsburg, gegen die Stadt Brugg, wo der Uebergang über die Aar führt, anlangten. Jetzt stürzten die Verschworenen über ihn augenblicklich her, und Rudolph von Wart schrie: »Wie lange wollen wir denn das Aas noch leben lassen;« während sein Diener Rüfseling des Kaisers Roß am Zügel ergriff. Dieß war die Losung, worauf der Prinz Johann von Schwaben auf ihn eindrang, und mit starker Stimme schrie: »Nun will ich sehen, ob Du mir mein väterliches Erbgut heraus geben willst?« und schnell stieß er ihm bei diesen Worten die Klinge in den Hals. In demselben Augenblicke rannte ihm Rudolph von Balm die Lanze in den Leib, und Walther von Eschenbach spaltete ihm den Kopf. Muthlos und ganz betäubt stand Rudolph von Wart, ohne Hand an dem Meuchelmorde anzulegen, an der Seite des Kaisers, und hielt mit seinem Diener Rüfseling das Roß des unglücklichen Albrechts.

Die Mörder ergriffen nach dieser verbrecherischen That sogleich die Flucht, und verbargen sich auf ganz verschiedenen Wegen in tiefe Wälder, um sich nie wieder zu sehen *).

Prinz Leopold, der sich mit dem Gefolge noch am jenseitigen Ufer befand, mußte mit blutenden Herzen diesem furchtbaren Morde von der Ferne zusehen, und konnte den liebenden Vater nicht sogleich zu Hilfe eilen, da er in der Besorgniß stand, es möchten noch mehrere Mitverschworene im Hinterhalte lauern, und so zog er sich aus Furcht nach Baden zurück.

Als man später an den Schauplatz des Entsetzens hingekommen war, fand man den im Blute schwimmenden Kaiser in dem Schooße eines armen Weibes, welche durch das Geschrei zu seiner Hilfe herbei geeilt war, und diese erwies ihm die letzten Sterbedienste, da er in ihren Armen verschied **).

---

*) Der unglückliche Prinz Johann von seinem, mit dem Blute seines Oheims besudelten Gewissen geängstigt, entfloh in das tiefste Dunkel der Gebirge und Wälder, und kam nach vielen und mühesammen Herumirren nach Maria Einsiedeln, wo ihm der fromme Abt einige Zeit beherbergte; allein bald sah sich Johann wieder genöthigt sein voriges Schicksal anzutreten, und nun irrte er von jedem menschlichen Wesen verlassen, auf Abwegen, nur von der Dunkelheit der Nacht beschützt, von Wurzeln und Kräutern sich nährend bis nach Rom, wo er sich dem Papste Klemens dem V. zu Füßen warf, aber vergebens um die Dispens seiner Mordschuld bat. Klemens lieferte ihn im Gegentheile, damit er nach der strengen Gerechtigkeit gerichtet werde an den römisch-deutschen Kaiser Heinrich dem VII., der nach dem Tode Albrecht des I. deutscher Kaiser ward, aus; allein dieser schenkte ihm das Leben, und gab ihn, geächtet und gebannt, zur ewigen Busse in das Augustiner-Mönchskloster zu Pisa, wo er nach 5 Jahren sein trauriges Leben endete. Nach Andern soll er als Mönch, ohne daß man ihn erkannt hatte, auf dem Stammgute Eigen gelebt, und erst bei seinem Tode sich als der unglückliche Herzog von Schwaben zu erkennen gegeben haben. Ungewiß ist es, ob er einen Sohn hinterlassen, den er im Walde mit einer Hirtin gezeugt haben soll, und der in den Zeiten Rudolphs des Weisen und Albrechts mit der Locke als ein blinder Bettler in Wien durch Lieder aus der Vorzeit und durch die Kunde seiner verhängnißvollen Abkunft, die neugierige Menge um sich versammelte, und das armselige Leben durch Almosen fristete. Die übrigen Mörder zerstreueten sich. Einige flüchteten in die Kantone der Waldstädte, in der Hoffnung, bei einem Volke, daß Albrechten haßte, Zuflucht und Aufnahme zu finden; aber die biedern Schweizer wiesen sie mit Abscheu zurück. Rudolph von Wart wurde auf offenem Rade gerichtet, und zwar an eben dem Orte, an welchem er den König ermordet hatte. Seine arme Gattin blieb 3 Tage und 3 Nächte betend, und ohne Nahrung unter dem Rade, bis der Missethäter seinen Geist aufgab. Rüfseling, der Knappe des Mörders litt seines Herrn entsetzlichen Tod. Walther von Eschenbach lebte durch 35 Jahre verborgen unter einem fremden Namen als Schäfer in Würtemberg, bis der Tod ihn von seinem qualvollen Dasein befreiete. Nie hörte man etwas mehr von Tegerfeld, auch weis man nicht wo Ritter Balm sein Leben geendet.

**) Die Leiche des Kaisers ward nach Brugg getragen, daselbst in einen Sarg gelegt, dann aber nach dem Kloster Wettingen gebracht; endlich ließ sein Nachfolger Heinrich VII. den Entseelten 6 Monate später nach Speier abführen, und in die kaiserliche Gruft beisetzen.

Als die Nachricht von der Ermordung des Kaisers nach Oesterreich gelangt war, eilte Friedrich der Schöne, Albrechts zweitgeborener Sohn, dem sein Vater die Regierung über Oesterreich anvertrauet hatte, mit einem Heere nach den vordern Landen, weil er in der Besorgniß stand, daß durch den so unerwarteten Tod des Kaisers daselbst ein Aufstand entstehen könnte; indessen fand er aber bei seiner Ankunft das ganze Land ruhig. Die Blutrache an den Mördern und ihren Verwandten vollzog Herzog Leopold, der Sohn Albrechts, nachdem er ihre Burgen und festen Schlösser zerstören, und viele ihrer Diener und Kriegsleute mit dem Schwerte hinrichten ließ.

Noch weit unerbittlicher aber als er, wütheten seine Mutter Elisabeth und seine Schwester Agnes an den Verschworenen.

Agnes war früher die Gemalin des Königs Andreas des III. von Ungarn, der im Jahre 1301 kinderlos, und zwar als der letzte Sprößling aus dem arpadischen Königsstamme gestorben war, worauf sie Albrecht, da nach dem Tode des Andreas große Unruhen in Ungarn entstanden waren, wieder nach Deutschland zurück führte, und sie an seinem Hofe behielt. Sie hatte dem Könige eine Mitgift von 40,000 Mark Silbers zugebracht, woraus man auf den Reichthum des ermordeten Kaisers schließen kann, und galt in Ungarn für die frömmste Fürstin. Der Mord ihres Vaters hatte aber ihr sanftes Gemüth gänzlich zerrüttet, und von nun an fiel sie gleich einer wüthenden Tiegerin über die Burgen der Verschworenen her, und schonte bei deren Erstürmung keines Menschen Leben, ob schuldig oder unschuldig.

Ueber Tausend Männer, Weiber und Kinder verloren in dem Aargau durch ihre heftige Wuth das Leben, ja sie hausete mit ihrer Mutter so arg und schonungslos, daß selbst ihr Bruder Friedrich sie ernstlich ermahnte, von ihrem Wüthen doch endlich abzulassen. Allein die Kaiserin Wittwe Elisabeth, so wie ihre Tochter Agnes erwiederten ihm mit diesen Worten: »Nun merkt man wohl, daß Du den blutigen und entstellten Leichnam Deines Vaters nicht gesehen hast; — barfuß und bettelnd,« fuhr sie fort, »wollte ich die Welt durchziehen, wenn ich Deinen Vater noch unter die Lebendigen zählen könnte.« —

Aus dieser Aeußerung kann man deutlich entnehmen, daß Albrecht, den seine Zeitgenossen als einen ernsten und strengen Mann schildern, doch wenigstens ein zärtlicher Gatte gewesen seyn müsse, und daß er zugleich auch ein edler Vater war, wie dieses die beispiellose Einigkeit seiner 5 zurück gelassenen Söhne beweiset, die bis auf eine kleine, jedoch bald vorüber gehende Ausnahme mit Otto dem Fröhlichen, ihr ganzes Leben hindurch weder durch Ansprüche auf ein größeres Besitzthum, noch durch Mißgunst oder Zwistigkeiten sich unverträglich begegneten.

Als während der verheerenden Blutrache die verwittwete Königin Agnes einst mit ihren Reisigen das feste Haus Maschwenden, welches dem Walther von Eschenbach gehörte, erstürmt, und Alles was sie darin lebend fanden bereits nieder gemetzelt hatte, hörte man noch in einer abgelegenen Kammer ein Kind wimmern. Dieses unglückliche Geschöpf war das Söhnlein Eschenbachs, welches seine Gemalin in der Absicht in diese entlegene Kammer getragen hatte, um es vor dem allgemeinen Martertode zu schützen. Agnes war eben im Begriffe die blutige Stätte des Jammers zu verlassen, als sie durch das Geschrei des Kindes aufmerksam gemacht wurde, daß sich noch ein lebendes Wesen hier befinde.

Sogleich ließ sie jetzt die verriegelte Thüre des Kämmerleins erbrechen, und stürzte bei dem Anblicke des jammernden Knaben auf denselben los, um ihn mit eigenen Händen zu erwürgen. Da warf sich Eschenbachs todtbleiche Gattin flehend zu den Füßen der ergrimmten Fürstin, und bat in den beweglichsten Worten, doch des Kindes zu schonen, da dieses an dem Verbrechen seines Vaters keine Schuld trage. Ueber diese herzergreifende Scene fanden sich jetzt selbst die rauhen Krieger erschüttert, und rießen bei dem jammervollen Anblicke, der Königin das Kind mit Mühe aus den Händen, wodurch nun dasselbe sammt der Mutter glücklich gerettet wurde.

Endlich legte sich auch die Wuth der beiden Frauen, und die Reue, doch so manches unschuldige Opfer hingerichtet zu haben, trat an ihre Stelle. Agnes stiftete daher im Vereine mit ihrer Mutter Elisabeth auf dem Platze, wo Albrecht ermordet ward, ein Mönch- und ein Frauenkloster, welches sie Königsfelden nannten, und beschenkten Beide mit ansehnlichen Freiheiten und beträchtlichen Gütern. Agnes verweilte darin bis an das Ende ihrer Tage (sie starb erst im Jahre 1364 in einem Alter von 84 Jahren) unter steten Andachtsübungen; so wie auch ihre Mutter Elisabeth, deren Tod jedoch viel früher erfolgte (1313).

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Der Sachsenherzog Johann Friedrich

wird als Landfriedensstörer nach Wiener-Neustadt gefangen gesetzt.

Jahr 1567.

Unter der weisen und staatsklugen Regierung Kaiser Maximilians des II. verschwanden mit dem schon unter Karl dem V. geächteten Wilhelm von Grumbach die letzten Ueberreste des Faustrechts in Deutschland.

Dieses sonderbare Recht, das man besser eine eigenmächtige Selbsthilfe nennen kann, wird zwar in jedem Staate bemerkt, der sich erst zu bilden anfängt, in Deutschland nahm aber dasselbe besonders in der kaiserlosen Zeit nach dem Untergange der Hohenstaufen im Jahre 1250 überhand, und bildete sich bis zur Kaiserwahl Rudolphs von Habsburg im Jahre 1273 zu einem ordentlichen Raubsysteme aus.

Dieser unvergleichliche Regent unterdrückte zwar in kurzer Zeit die übermüthigen Raubritter, und bestrafte sie nach Verdienst, allein völlig ausrotten konnte er sie nicht, und so nahmen dieselben unter seinen Nachfolgern, besonders in den Streitigkeiten Herzogs Friedrich des Schönen von Oesterreich mit Ludwig von Baiern wegen der Kaiserwürde, so wie während der Regierung Kaiser Friedrich des IV. wieder häufig überhand.

Wohl suchte Kaiser Maximilian I. mit aller Thätigkeit einzelne Gewaltthaten zu unterdrücken, allein erst unter seinem Urenkel Kaiser Maximilian dem II. verschwand mit Wilhelm von Grumbach im Jahre 1567 die letzte Spur dieser gesetzlosen Gewalt. Dieser Wilhelm Grumbach war im Jahre 1503 in Franken geboren, und besaß daselbst ansehnliche Güter. Er war ein Vasall des Fürstbischofs von Würzburg, und dieser schätzte ihn hoch. Grumbach besaß eine vortheilhafte Gestalt, und hatte Geistesgegenwart so wie Scharfsinn, durch welche vortrefflichen Eigenschaften er sich bei diesem Prälaten die Würde eines Hofmarschalls verschaffte, die er aber sehr vortheilhaft zum Besten seiner fränkischen Güter zu benützen verstand. Nachdem aber Konrad von Bibra gestorben war, folgte ihm in der Bischofswürde Melchior von Zobel, bei welchem selbstthätigen und einsichtsvollen Manne Grumbach in kurzer Zeit nicht nur sein Ansehen verlor, sondern zuletzt noch seines Hofmarschallamtes gänzlich entsetzt wurde.

Ein Mann von Grumbachs Karakter konnte eine solche Zurücksetzung nicht gleichgiltig ertragen, und dieß um so weniger, da er zur Erhebung dieses Prälaten selbst so Vieles beigetragen hatte, und daher eher eine Belohnung als Beleidigung zu erwarten hoffte. Mit heimlicher Wuth verließ er nun den Hof des Bischofs, und faßte jetzt den Entschluß, Alles zu wagen und zu opfern, um sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Er wandte sich zuerst an den Hof des Markgrafen Albrecht von Kulmbach, eines wilden Kriegers, der längst schon den Bischöfen von Bamberg und Würzburg einen unfreundlichen Besuch zugedacht hatte, und fand daher auch eine sehr gnädige Aufnahme. Der Markgraf machte ihn nicht nur zum Statthalter von Kulmbach, sondern ließ ihn auch an allen seinen Unternehmungen Theil nehmen. Besonders war er der Kriegsgefährte des Markgrafen auf seinen Streifzügen während des schmalkaldischen Krieges, wo Albrecht ein abgesondertes Korps kommandirte, welches durch Verheeren und Plündern den Bundesgenossen großen Abbruch that, und zugleich viel Elend und Schrecken in Deutschland herbei führte.

Unter andern belagerte Albrecht während dieser Zeit die Stadt Nürnberg, und nahm sie nach einer 7 wochentlichen Belagerung durch Kapitulation ein, wo er eine Menge Geschütz, Munition und auch große Summen Geldes erbeutete. Bei dieser Gelegenheit machte Grumbach den Markgrafen aufmersam, den beiden Bisthümern Würzburg und Bamberg einen Besuch abzustatten, oder sich von Beiden einträglich bezahlen zu lassen. Albrecht gab diesem Antrage Grumbachs ganz seinen Beifall, und ließ sogleich beiden Bischöfen ankündigen, daß sie ihm mit einer bedeutenden Geldsumme zufrieden stellen wollen, widrigens er vor die Mauern ihrer Residenzen ziehen, und das flache Land mit Feuer und Schwert verheeren würde. Der Bischof von Bamberg durch die Drohung Albrechts geschreckt, schickte sogleich seinen Gesandten an den Markgrafen, und erbot sich zu einem Vergleiche, wäh-

rend der Bischof von Würzburg Melchior von Zobel sich genöthigt fand, bei dem von ihm entlassenen Grumbach um seine Vermittelung bei dem Markgrafen anzusuchen. Dieser ihm auffäßige Mann übernahm zwar die Vermittelung, bedachte sich aber dabei am Besten, nachdem er für seine Bemühungen das Gut Mainberg verlangte.

Als Albrecht in sein Land sich wieder zurück gezogen hatte, hielt aber der Bischof das ihm von Grumbach abgedrungene Versprechen nicht, und selbst Albrecht mußte sich jetzt zu seinem größten Aerger getäuscht sehen, da weder der Bischof von Bamberg noch jener von Würzburg die bedungenen Geldsummen bezahlten. Die Folge davon war, daß Albrecht wiederholt mit einer wilden Kriegsrotte in die beiden Bisthümer einfiel, und wie er einst gedroht hatte, mit verheerender Wuth hausete.

Es läßt sich leicht denken, daß eine solch' große Gewaltthat den Unwillen des Kaisers herbei führen mußte, weßhalb das Reichskammergericht den Markgrafen Albrecht als einen Räuber und Mordbrenner in die Acht erklärte. Dieser kehrte sich aber nicht im geringsten daran, sondern wüthete in den beiden bischöflichen Ländern noch ärger. Nun vereinigte sich der Bischof von Würzburg mit dem Herzoge von Braunschweig, und belagerte den Markgrafen in der Stadt Schweinfurth, wohin sich dieser bei dem Anrücken des vereinigten Heeres gezogen und stark befestigt hatte; allein beiden Verbündeten gelang es nicht die Stadt einzunehmen, und so zogen sie sich nach fruchtlos versuchten Stürmen wieder zurück. Albrecht dadurch auf sein Kriegsglück immer mehr stolz gemacht, vernachläßigte jetzt die nöthige Vorsicht, verließ Schweinfurth, und zog sich nach dem Kloster Schwarzach, wo er aber von dem verbündeten Heere überfallen und auf's Haupt geschlagen wurde. Nur mit Mühe entkam er jetzt der Gefangenschaft, und irrte durch Verkleidungen unkennbar gemacht in Frankreich und Deutschland herum, bis er endlich zu Pforzheim im Elende starb.

Aber auch Wilhelm von Grumbach befand sich seit der Aechtung des Markgrafen in einer sehr bedenklichen Lage, nachdem auf ihn nach der Flucht Albrechts der ganze Groll des Bischofs von Würzburg fiel, der jetzt alle seine im Würzburgischen gelegenen Besitzungen verheeren, und selbst sein krankes Weib aus ihrem Wittwensitze vertreiben ließ.

Grumbach erlitt dadurch einen beträchtlichen Schaden, den er auf 40,000 Goldgulden berechnete, und wendete sich daher wegen Schadloshaltung und Wiedererlangung seiner Güter an das Reichskammergericht, welches ihm auch Beides zusprach. Indessen kehrte sich aber der Bischof nicht an diesen Ausspruch, und Grumbach sah sich nun genöthigt seine Klage bei dem Kaiser anzubringen, welcher jetzt zu einem Vergleiche rieth, wozu aber der Bischof nicht zu bewegen war.

Grumbach, bereits als ein kühner Mann bekannt, faßte in der Verzweiflung den Entschluß sich selbst Recht zu verschaffen, und in dieser Absicht an dem Bischofe sich grausam zu rächen.

Der Bischof pflegte öfters nur von einigen seiner Hofleute begleitet aus seinem Schloße Marienberg in die Stadt zur Kanzlei zu reiten, und diese Gelegenheit fand Grumbach am bequemsten, den Bischof in seine Gewalt zu bekommen. Zur Ausführung dieses Planes sammelte Grumbach in Verbindung mit zwei gleichfalls unruhigen Gesellen, Namens Mandelslohe und Stein, eine Rotte von 15 Reitern und 4 Knechten zu Fuß, welche den Auftrag hatten, dem Bischofe auf dem Wege aufzulauern, und ihn gefangen zu nehmen.

Als nun der Bischof in Begleitung einiger Räthe, und weniger Mannschaft zu Pferde nach Würzburg ging, um dort den Kanzleigeschäften beizuwohnen, führte sie der Weg über eine Brücke, hinter welcher sich die Auflaurer so lange versteckt hielten, bis der Bischof dahin kam. Als dieß geschehen war, stürzte der Anführer dieser Rotte hervor, rief ihn mit drohenden Worten an, daß er jetzt sterben müsse, und in demselben Augenblicke schoß einer seiner Knechte auf den Bischof, der tödtlich verwundet, sogleich zur Erde sank. Gleich darauf stürzte die ganze Rotte über die Begleiter des Bischofs her, tödteten mehrere, und jagten die Uebrigen in die Flucht, worauf dann auch die Meuchelmörder ihre Sicherheit in der Flucht suchten.

In ganz Deutschland machte dieser tragische Vorfall großes Aufsehen, und obschon es nicht in Grumbachs Plane lag, an dem Bischofe einen Mord zu begehen, so schrieb man ihm denselben dennoch zu.

Grumbach eilte gleich nach dieser Frevelthat nach Frankreich, warb daselbst mehreres Gesindel zusammen, und suchte mit diesem Beistande, seine ihm entrissenen Güter wieder zu erlangen, während das Domkapitel zu Würzburg das traurige Ereigniß mit dem dortigen Bischofe an den Kaiser berichtete, welcher den Befehl gab, die nöthigen Maßregeln zur Ausforschung und Verhaftnehmung der Thä-

ter einzuleiten. Grumbach hatte die Kühnheit auf dem Reichstage zu Augsburg (1559) persönlich zu erscheinen, und mit dem neuen Bischofe von Würzburg wegen Zurückgabe seiner Güter, und des Schadenersatzes in Unterhandlung zu treten; und selbst die kaiserlichen Kommissäre verwendeten sich jetzt für Grumbach, der sich von dem Verdachte des Mitwissens an dem verübten Morde gänzlich zu rechtfertigen gewußt hatte. Allein die Gesandten des neuen Bischofs beharrten bei der Behauptung, daß Grumbach als Aufwiegler und Friedensstörer keine Gnade verdiene, und des Landes verwiesen werden solle.

Da nun unter solchen Umständen Grumbach auf diesem Reichstage wieder nicht sein Recht erhalten konnte, so verließ er voll Unmuth die Stadt, rief seine geworbenen Truppen heimlich in's Land, und begab sich in den Schutz des Herzogs Johann Friedrich von Gotha, dessen Vater wegen seines protestantischen Religionseifers bereits den größten Theil seiner Länder eingebüßt hatte, und es ganz natürlich nicht verschmerzen konnte, daß ein anderer dasjenige besitze, was eigentlich ihm angehörte. Dem Grumbach war es also ein Leichtes den jungen und leichtgläubigen Fürsten zu überreden, daß er mit Waffengewalt sein verlorenes Kurfürstenthum wieder zu erlangen suchen solle, und sicherte ihm noch insbesondere den Schutz von Frankreich zu. Wirklich hatte er auch in kurzer Zeit eine ansehnliche Kriegsmacht gesammelt, und erschien mit 1800 Reitern und 500 Mann Fußvolk unvermuthet vor Würzburg, als gerade der Bischof abgereiset war. Durch Verrätherei einiger Bürger kam Grumbach bald in den Besitz der Stadt, wählte sich mit seinen Hauptleuten die bischöfliche Residenz zu seinem Wohnorte, und brandschatzte die Stadt um eine ungeheuere Summe. Nachdem dieses geschehen war, zog er wieder ab, ließ sich aber vorher von dem Stellvertreter des Bischofs eine Urkunde ausstellen, zu Folge welcher er wieder in den Besitz aller seiner vorigen Rechte und Güter eingesetzt ward. Nun glaubte Grumbach seine Wünsche vollkommen erreicht zu haben; allein, der bald nach diesem Auftritte zurück kehrende Bischof mißbilligte die während seiner Abwesenheit dem Grumbach zugestandenen Begünstigungen, und klagte ihn bei dem Reichskammergerichte als einen öffentlichen Landfriedensstörer und Fürstenmörder an.

Grumbach widersprach zwar dieser Anklage auf das Feierlichste, allein das Reichskammergericht kehrte sich keineswegs an seine Einwendungen, und sprach über ihn und seine Anhänger die Reichsacht aus. Da nun Grumbach durch diesen Ausspruch seine Sache als gänzlich verloren ansehen mußte, so wollte er jetzt den Kampf der Verzweiflung bestehen, und verband sich noch inniger mit dem Herzoge Johann Friedrich, der ihm in seiner Residenzstadt Gotha nicht nur einen sichern Aufenthalt gewährte, sondern sich noch bei dem Kaiser für ihn verwendete.

Der Kaiser bestand aber auf die Auslieferung Grumbachs, und da der verblendete Herzog sich weigerte, diesem Begehren Folge zu leisten, und noch mehr auf das Zureden Grumbachs neue Truppen warb, und seine Hauptstadt zu befestigen anfing, so theilte er bald das Los seines Schützlings, und wurde ebenfalls durch ein Mandat von Augsburg aus in die Acht erklärt. Bevor man aber zur Vollstreckung dieses Befehls schritt, ließ ihn der Kaiser durch Gesandte wiederholt zur Auslieferung des Grumbachs ermahnen, was jedoch ohne Erfolg blieb.

Da nun der Herzog nach jeder gemachten Bemühung von seinem Vorsatze nicht abzubringen war, ja sogar den Grumbach zu seinem ersten Minister erhob, so ließ Maximilian der gerechten Sache ihren Lauf. Die Vollstreckung der Reichsacht wurde dem Kurfürsten August von Sachsen übertragen, der sogleich mit einem Kriegsheere vor Gotha erschien, und die Stadt belagerte, während er in einem Manifeste alle Unterthanen des Herzogs von ihrer Pflicht gegen denselben lossprach.

Die Belagerung dauerte über 15 Wochen, denn auf Grumbachs Anordnung, der als ein tapferer und gewandter Krieger die Stadt auf's Beste vertheidigte, war von allem Nöthigen hinlänglicher Vorrath vorhanden.

Nun erhob sich aber ein weit größerer Feind in der innern Stadt, nämlich die Bürgerschaft, welche der langen Belagerung schon überdrüßig war, und im Eroberungsfalle nicht weniger als den Untergang ihres Wohlstandes und ihrer Freiheiten zu besorgen hatte. Diese drang nun immer ängstlicher in ihren Herzog, damit er doch den Urheber ihres Kummers, nämlich den geächteten Grumbach ausliefere, und dadurch sich selbst, als auch ihnen die Gnade des Kaisers erwirke. Allein der Herzog blieb gegen all' ihr Bitten taub, und wies sie ernstlich zurück. Hierüber empörten sich die Bürger, nahmen den damals erkrankten Grumbach sammt seinen vorzüglichsten Anhängern, Namens Wilhelm von Stein, den Kanzler Brück und den Obersten von Brandenstein gefangen,

öffneten die Stadtthore, und überlieferten den Geächteten dem Kurfürsten, bei welchem sie zugleich wegen Uebergabe der Stadt unterhandelten.

August nahm die Bürger höchst wohlzufrieden auf, und diese versprachen ihm im Namen ihrer Mitbürger, daß sie dem Bruder ihres eigensinnigen Herzogs, Namens Johann Wilhelm huldigen wollten.

Nach der Entfernung Grumbachs sah sich Herzog Johann Friedrich von seinem besten und einsichtsvollsten Rathgeber getrennt, und da er selbst ohne eigentliche Karakterstärke war, so ergab er sich ohne viele Mühe in den Willen seiner Bürger, und öffnete dem Feinde die Stadtthore, während seine eigenen Hilfstruppen in einer heimlichen Flucht sich zu entfernen suchten.

Auf diese Art wurde die Ruhe in Gotha wieder hergestellt, und der unkluge Herzog Johann Friedrich fiel nun in die Hände seines Vetters, der ihn an den Kaiser Maximilian auslieferte, von welchem Augenblicke er sein Land auch nie wieder sah.

Das Schicksal Grumbachs und seiner Anhänger war bald entschieden. Ersterer wurde nach seiner Auslieferung als Landfriedensstörer und Mörder zum Tode verurtheilt, und nach überstandener Folterung nebst dem Kanzler Brück geviertheilt, bevor aber dieses geschah wurde ihnen der Leib aufgeschnitten und das Herz aus der Brust gerissen. Wilhelm von Stein und Brandenstein wurden durch das Schwert hingerichtet, die noch übrigen Mitschuldigen aber auf den Galgen gehangen, und so verschwand mit diesen Uebelthätern die letzte Spur des Faustrechts in Deutschland.

Maximilian, der über den Starrsinn des Herzogs, der einen geächteten Mann so widersinnig in Schutz nahm, und dadurch sich selbst strafbar machte, höchst aufgebracht war, ließ den gefangenen Herzog Johann Friedrich auf einem offenen hohen Wagen, mit einem Strohhute auf dem Kopfe, und von Reitern umgeben zur lebenslänglichen Gefangenschaft nach Wiener-Neustadt abführen (1567), wo er einige Zeit blieb, bis er endlich bei der drohenden Türkengefahr nach der Stadt Steier gebracht wurde, wo er nach einer 28jährigen Gefangenschaft im Jahre 1595 starb.

Abgesondert von der Welt lebte hier Friedrich sich selbst überlassen, und bildete seinen Verstand so wie sein Herz in der Einsamkeit mehr, als es jemals in dem Geräusche seines glänzenden Hofes geschehen seyn würde. Er hatte oft vergnügte Stunden, und mancher Tag schien ihm angenehmer als alle sonst im Uebermasse genossenen Freuden. Allein das Schmerzlichste was er entbehrte war seine geliebte Gemalin Elisabeth, eine Tochter Friedrichs von der Pfalz, die ihm jederzeit mit zärtlicher Liebe zugethan war, und als eine kluge und einsichtsvolle Gattin ihn oft, jedoch aber stets vergebens von seinem Leichtsinne, womit er den geächteten Grumbach beschützte, abzurathen bemüht war.

Erst jetzt in seiner Einsamkeit fühlte er seinen Verlust sehr lebhaft, und bedauerte oft unter Thränen, daß er den Rath seiner Lebensgefährtin nicht früher beherzigt hatte. Indessen hat aber die getreue Elisabeth ihren Gatten selbst im Unglücke nicht vergessen, und stellte an den Kaiser die Bitte, daß ihr gestattet werden wolle, das Schicksal ihres unglücklichen Gemals zu theilen, was ihr Maximilian auch gestattete.

Rührend war das Wiedersehen dieser beiden unglücklichen Gatten, und lange hielten sie sich vor Wehmuth sprachlos umarmt. Elisabeth pflegte seiner mit der zärtlichsten Sorgfalt, und suchte in den Stunden des Unmuths den Kummer aus seinem Herzen zu entfernen.

Besonders ermahnte sie ihn durch religiöse Gespräche zur Standhaftigkeit und belebte in ihm die Hoffnung, daß er doch vielleicht noch seine Freiheit erhalten dürfte, wiewohl sie schon fest überzeugt war, daß Maximilian sich nicht dazu geneigt finden werde, nachdem sie sich deßhalb schon mehrmalen, aber immer fruchtlos bei ihm bittlich verwendet hatte.

So verstrichen nun Jahre in der Einförmigkeit des Kerkers, bis endlich Elisabeth tödtlich erkrankte und starb. Vor ihrem Hinscheiden stand der unglückliche Herzog tief erschüttert vor dem Bette seiner edelmüthigen Gattin, faßte ihre Hand, und sah ihr wehmuthsvoll in das gottergebene, selbst beim letzten Athemzuge noch freundliche Auge, und hörte aus ihrem Munde die letzten Worte des Trostes, daß er nicht verzagen, sondern seine Hoffnung auf das ewige Jenseits richten solle, wo alle Leidenden und Verfolgten glücklich seyn werden.

Nach dem Verlaufe eines Jahres starb auch der unglückliche Herzog freudig dem Tode entgegen sehend, in einem Alter von 56 Jahren.


WIENER STADTBIBLIOTHEK



Die Krönung Kaiser Ferdinands des I.

zu Mailand.

Jahr 1838.

Die Lombardei, eines der schönsten und kultivirtesten Länder des österreichischen Kaiserstaates, erhielt seinen Namen von den Longobarden, einem deutschen Volksstamme, der ursprünglich auf der Ostseite der Elbe, beiläufig in dem heutigen Fürstenthume Lünneburg, und in der Altmark wohnte.

Die erste Erwähnung von ihnen geschieht um die Zeit Christi bei einem Zuge, den Tiberius, der Stiefsohn des ersten römischen Kaisers Augustus in das nördliche Deutschland unternahm, wobei er mit ihnen einen Kampf bestand. Den Namen der Longobarden sollen sie von ihren langen Spießen, die sie im Gefechte führten, und die man im Altdeutschen Barden nannte, erhalten haben, obgleich auch Viele der Meinung sind, daß sie von ihren langen Bärten, welche dieses Volk besonders auszeichneten, so genannt wurden. Am wahrscheinlichsten aber ist es, daß sie von der langen Bärde, d. i. von einem langgedehnten Strich Landes an den beiden Seiten der Elbe, vom Lünneburgischen bis nach Magdeburg ihren Namen bekamen, und noch heut zu Tage heißt eine Gegend im Lünneburgischen und in der Altmarkt der Barden-Gau.

In der Folge standen die Longobarden in einem Bunde mit dem berühmten Marbod, dem Oberhaupte der Markomannen, d. i. Grenzvölker, welche dieser Fürst, der in dem heutigen Böhmen wohnte, wider die Römer, die bereits ganz Deutschland diesseits der Donau besaßen, in einen Bund zusammen gebracht hatte; als aber Marbod zu despotisch zu herrschen anfing, verließen sie seine Partei, und schlugen sich zu den Cheruskern, einem andern deutschen Volksstamme, der in dem heutigen Thüringen wohnte, und es scheint, daß sie schon damals ihre alten Wohnplätze an der Elbe verlassen haben. Durch die vielen Unfälle, welche die Cherusker im Verlaufe der Zeit theils durch die Waffen und die Politik der Römer, theils durch ihre eigene Uneinigkeit erlitten hatten, wurden sie so sehr geschwächt, daß die Longobarden nach und nach die Herren ihres ganzen Landes wurden, und es auch so lange blieben, bis die Franken, einer der mächtigsten deutschen Volksstämme, sie wieder in ihre alten Wohnsitze zurück drängten. Nun schweigt die Geschichte von ihnen durch 200 Jahre, und erst in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts erscheinen sie wieder an der Nordseite der Donau in dem Rugelande, wo sie einen Theil des heutigen Oesterreichs und Ungarns in Besitz nahmen.

Ihr König Alboin, Audoins Sohn, ein kühner Jüngling, überschritt die Donau, machte ein Bündniß mit den Avaren, einem tatarischen Volke, welches damals das südliche Ungarn unter seine Herrschaft gebracht hatte, erschlug in einer Schlacht den König der Gepiden Kunimund sammt dem größten Theil seines Volkes, nahm die schöne Tochter desselben mit Namen Rosamunde zu seinem Weibe, und überstieg die Alpen, worauf er in kurzer Zeit alle Städte Ober-Italiens eroberte, und sodann in Pavia seine Residenz aufschlug.

Das von ihm besetzte Land wurde nun seit jener Zeit nach dem Namen seines Volkes das Land der Longobarden oder die Lombardei genannt.

Diese Eroberung des nördlichen Italiens durch die Longobarden bildet gleichsam den Schlußstein der in der Geschichte so merkwürdigen Völkerwanderung, die seit dem Einfalle der Hunnen in Europa im Jahre 375 beinahe 200 Jahre lang dauerte, und ihren Namen daher erhielt, weil während dieser langen Zeit im nördlichen Asien und Europa ein Volk das andere aus seinen früheren Wohnsitzen verdrängte, und in andere Gegenden auszuwandern zwang.

Das longobardische Reich in Italien bestand seit der Zeit seiner Gründung durch Alboin im Jahre 568 unter eigenen Königen fort, bis zum Jahre 774, also durch 206 Jahre, wo Kaiser Karl der Große auf Ansuchen des Papstes Hadrians des I., der von den Longobarden hart bedrängt wurde, mit einem Kriegsheere nach Ober-Italien zog, und den letzten longobardischen König mit Namen Desiderius in Pavia gefangen nahm, und ihn als Mönch in das Kloster Corvey nach Frankreich schickte, wo er auch starb.

Karl schlug nun das eroberte Land zu seinem Frankenreiche, und nannte sich seit jener Zeit König von Frankreich und der Lombardei. Aber nicht lange behielten seine Nachfolger diese Krone auf ihrem Haupte, und noch eine kürzere Zeit blieb das lombardische Reich ungetheilt, nachdem die unter Kaiser Karl dem Großen in diesem Lande entstandenen Herzoge und Markgrafen ihre Besitzungen bald zu erblichen Gütern machten. Auch einige Städte, die durch Industrie und Handel auf eine hohe Stufe von Wohlstand, Macht und Ansehen sich erhoben hatten, fingen an einen selbstständigen Staat zu bilden, wie dieses z. B. bei Mailand der Fall war, das bis zu seiner Zerstörung durch Friedrich Barbarossa im Jahre 1162 an Ländergebiet, Macht und Reichthum alle Städte Ober-Italiens weit übertraf. Diese Stadt erhielt unter Kaiser Wenzel dem Faulen im Jahre 1395 den ersten Erb-Herzog mit Namen Galeazzo Visconti, und mit ihr hängt also gewissermassen die Geschichte der Lombardei bis auf unsere Zeit zusammen.

Mit Philipp Maria erlosch im Jahre 1447 der Mannsstamm der Visconti, und nun gelangte das Haus Sforza durch die Vermälung mit Blanka Maria, einer natürlichen Tochter Philipps Visconti, in den Besitz des Herzogthums Mailand. Aber schon im Jahre 1535 starb mit Franz Sforza auch dieses Haus aus, nachdem Mailand bereits durch den Einfluß verschiedener Regierungen besonders Frankreichs manche Drangsale zu erdulden gehabt hatte.

Nach dem Aussterben der Sforza verlieh Kaiser Karl V. Mailand als ein erledigtes deutsches Reichslehen seinem Sohne Philipp, wodurch es im Jahre 1540 an die spanische Linie des Hauses Habsburg kam, bei der dieses Herzogthum auch bis zu ihrem Erlöschen mit dem spanischen Könige Karl dem II. im Jahre 1700 verblieb.

Nun wollte sich Frankreich desselben bemächtigen, allein der glänzende Sieg des Prinzen Eugen bei Turin (1706) vertrieb die Franzosen aus ganz Italien, und nun kam Mailand oder die Lombardei an die österreichische Linie des Hauses Habsburg, bei welcher es ununterbrochen bis zum Jahre 1797 verblieb, wo nach dem Falle Mantuas der französische General Buonaparte ganz Ober-Italien in Besitz nahm, und daraus die Cisalpinische-Republik bildete.

Nach mannigfachen Veränderungen in derselben erfolgte die Entscheidende und Letzte in den Jahren 1814 und 1815, in welchen die österreichischen Heere die Lombardei eroberten, wodurch dieselbe sammt Venedig zu Folge einer Wiener-Kongreß-Akte vom 9. Juni 1815 unter den Namen des lombardisch-venetianischen Königreichs wieder an Oesterreich gelangte.

Die Krönung der deutschen Kaiser als Könige der Lombardei geschah seit uralter Zeit gewöhnlich in Mailand mit der sogenannten eisernen Krone, obschon auch, wiewohl aber selten, Fälle vorkommen, daß die Krönung in Pavia oder Monza Statt fand.

Von dem geschichtlichen Ursprunge dieser eisernen Krone dürfte folgende kurze Andeutung hinlänglich seyn.

Als nämlich die fromme Kaiserin Helena, die Mutter des Kaisers Konstantin des Großen, der unter den römischen Imperatoren zuerst das Christenthum angenommen hatte, eine Reise nach Jerusalem unternahm, war sie so glücklich das Kreuz, an welchem der Heiland gestorben, und die Nägel, womit er an dasselbe geheftet war, auf dem Golgotha aufzufinden. Sie gab nun den Befehl über den Ort, wo sie diese Reliquien aufgefunden hatte, einen Tempel zu bauen, und verehrte bei ihrer Zurückkunft nach Konstantinopel, die Nägel ihrem Sohne dem Kaiser Konstantin, damit er sich derselben in den Schlachten als ein Schutzmittel wider alle Gefahren und Unglücksfälle bedienen möchte. Der Kaiser ließ jetzt diese Nägel in einen Reif bilden, dessen aber nach seinem Tode sich Niemand mehr wagte als Schutzmittel oder zur Vertheidigung seines eigenen Hauptes zu bedienen, weßhalb man dieses Kleinod in Gold faßte, mit Edelsteinen reich besetzte, und dann bei den Opferkronen zu Konstantinopel aufbewahrte. Hier blieb dieser Reifen bis zu Ende des 6. Jahrhunderts, wo der griechische Kaiser Konstantinus Tiberius Augustus denselben dem nachmaligen Papste Gregor zum Geschenke machte, da dieser in einer Angelegenheit als päpstlicher Gesandter in Konstantinopel bei ihm anwesend war.

Gregor verehrte aber dieses Kleinod nachmals der Gemalin des lombardischen Königs Agilulf und zwar aus Dankbarkeit für ihr segenreiches Bemühen, daß sie ihren Gemal dahin bewog, von den unaufhörlichen und blutigen Kämpfen in Italien abzulassen.

Nach einiger Zeit ließ die königliche Gemalin Teodolinda in der Stadt Monza einen Palast und eine Kirche, dem heiligen Johann dem Täufer geweiht erbauen, und verehrte den von dem

Papste erhaltenen Reifen dahin, der dann bei den Krönungen der lombardischen Könige als Krone gebraucht wurde, und weil er inwendig aus gehämmerten Eisen besteht, so erhielt er in dieser Beziehung den Namen »die eiserne Krone.«

Der letzte König, welcher mit dieser eisernen Krone zu Mailand gekrönt wurde, ist unser jetzt regierender allgeliebter Landesvater Kaiser Ferdinand I., welche Krönungsfeierlichkeit am 6. September 1838 in der Domkirche zu Mailand Statt fand.

Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, eine kurzgefaßte Beschreibung dieser Krönungsfeierlichkeit hier einfließen zu lassen.

Schon zwei Tage vor der Krönung wurde die eiserne Krone, welche in der Johanneskirche zu Monza aufbewahrt wird, abgeholt, und feierlich in die Hofburg zu Mailand gebracht, wo man sie zuerst in einem Saale auf einem Tische, auf welchem sich auch die Reichskleinodien und der Krönungsmantel befanden, nieder legte, und sodann sammt den Kleinodien in die Hofkapelle San Gottardo genannt, zur öffentlichen Beschauung übertrug.

Am Morgen des Krönungstages verkündeten 101 Kanonenschüße und das Läuten aller Glocken die bevorstehende Feierlichkeit. Zur festgesetzten Stunde fanden sich nun die bei dem feierlichen Zuge in der Domkirche erforderlichen Individuen in den Sälen der Burg in gröster Galla ein, während die dem Zuge nicht beiwohnenden Personen sich in die Domkirche auf die ihnen angewiesenen Plätze begaben.

Als der Krönungszug wirklich begann, ertönte das Geläute aller Glocken Mailands, und dieses dauerte mit kurzen Unterbrechungen bis zur Vollendung der ganzen Feierlichkeit fort. Nachdem sich Se. Majestät der Domkirche genähert hatten, benachrichtigte der kaiserliche Ceremonienmeister die beiden Kronkapläne, die Bischöfe, Prälaten und Domherren von der nahen Ankunft, worauf sich dieselben beim Haupteingange des Doms versammelten, um den Kaiser ehrfurchtsvoll zu empfangen.

Beim Eintritte Sr. Majestät in die Kirche reichte der Kardinal Erzbischof von Mailand, als der ältere Kronkaplan mit der Inful auf dem Haupte, Höchstdemselben das Weihwasser, worauf sich dann der gesammte Clerus zu dem Hauptaltare begab, wohin auch der Kaiser unter Trompeten- und Paukenschall bis zu einem dem Altare gegenüber aufgerichteten Throne nachfolgten. Während dessen wurden die Reichskleinodien auf die Altartafel gelegt, worauf sich dann nach einem kurzen Gebete der Kaiser unter Begleitung von 2 Bischöfen, und unter Vortretung des lombardisch-venetianischen Oberst-hofmeisters mit dem Amtsstabe zu dem Hochaltare verfügten, und sich auf einem prächtigen Armsessel nahe beim Altare nieder ließen.

Nach erfolgter Präsentation trat der Kaiser von den beiden Assistenten begleitet zum Hochaltare, und kniete daselbst auf einen Polster nieder. Hier wurde ihm nun die Hauskrone, die er bisher noch immer auf dem Haupte trug, abgenommen, und diese von dem Schatzmeister nach der Burg zurück getragen.

Jetzt las der Kaiser den Krönungseid ab, berührte mit beiden Händen das offene Evangelienbuch, welches der Erzbischof sitzend, auf den Knien hielt, und sprach die Worte: »Cosi Iddio Ci ajuti!« Hierauf erhoben sich der Erzbischof und die Bischöfe, und der Erstere hielt laut das Segensgebet über den knienden Kaiser.

Nun begann die Litaney von Allen Heiligen, nach deren Beendigung sich der Kaiser erhob, und die oberste Altarstufe bestieg, wo er vor dem Erzbischofe sich abermals auf ein reiches Kissen nieder kniete, während die übrigen Bischöfe mit Inful und Stab einen Kreis um ihn bildeten.

Jetzt wurden ihm von den betreffenden Personen der kaiserliche Hausmantel, so wie die Ordensketten abgenommen, und Alles dieses in ein Ankleidungsgemach getragen.

Als dieses geschehen, wurden ihm die Schultern und der rechte Arm entblößt, um von dem Erzbischofe unter Gebeten die Salbung zu empfangen.

Nach dieser Feierlichkeit begab sich der Kaiser in das Ankleidezimmer zurück, wo ein Bischof die gesalbten Theile abtrocknete, worauf dann der Kaiser mit dem lombardisch-venetianischen Krönungsmantel bekleidet wurde. Gleich darauf kehrte der Kaiser wieder zum Hochaltare zurück, um daselbst dem Hochamte beizuwohnen, welches wie gewöhnlich nach dem ambrosianischen Ceremoniel abgehalten wurde.

Sobald die Episteln abgesungen waren, begab sich der Kaiser im feierlichen Zuge unter Voraustretung des Kardinal-Patriarchen von Venedig wieder zum Altare, und kniete auf der obersten Stufe nieder, während ein Assistent des Erzbischofs demselben die Reichsinsignien reichte, die er sogleich den

Landeswürdensträgern übergab, um sie auf den Pölstern zu halten. Nun zog der lombardisch-venetianische Oberststallmeister das königliche Schwert, und reichte solches entblößt dem Erzbischofe, der es dann mit einer Anrede dem Kaiser einhändigte.

Nachdem der Kaiser das Schwert dem Oberststallmeister wieder übergeben hatte, steckte es dieser in die Scheide, und der Erzbischof umgürtete sodann damit den Kaiser, der sich jetzt erhob, das Schwert zog, es wieder in die Scheide steckte, und sodann nieder kniete.

Nachdem dieses geschehen war, brachte der lombardisch-venetianische Oberstkämmerer dem Erzbischofe die eiserne Krone, welcher solche mit Beihilfe des Patriarchen von Venedig dem Kaiser auf das Haupt setzte, während Beide das gebräuchliche Rituale sprachen. In diesem Augenblicke ertönten die Glocken der ganzen Stadt, die paradierenden Truppen gaben 3 Gewehr-Salven, und vom Kastelle donnerte das Geschütz herab, wobei ein tausendstimmiger endloser Jubelruf die Lüfte erfüllte.

Nach vollbrachter Krönung überreichten der jüngere Kronkaplan mit einer Anrede dem Kaiser den Zepter, den derselbe in die rechte Hand nahm, und der Erzbischof den Reichsapfel in des Kaisers linke Hand. Hierauf wurde ihm das Wehrgehänge wieder abgenommen, das Schwert entblößt, und während der ganzen noch übrigen Function von dem Oberststallmeister dem Kaiser vorgetragen. Jetzt erhob sich der Kaiser und König, und begab sich unter Begleitung der hierzu beordneten hohen Dignitarien zum Throne, wo er sich auf einen Thronsessel nieder ließ, während der hervor tretende Obersthofmeister sich gegen das Volk mit folgenden Worten wendete: »Viva Ferdinando Imperatore e Re nostro!« Ein allgemeiner Jubelruf ertönte hierauf in der Kirche, welchem ein vielfältiges Vivatrufen von der den Dom umstehenden zahllosen Volksmenge, so wie das Geläute der Glocken und der Donner des Geschützes folgte. Nun stimmte der Erzbischof das Te Deum laudamus an, und die Chormusik fiel rauschend ein. Nach Beendigung der Inthronisationsgebete verfügte sich die hohe Geistlichkeit wieder auf ihre früheren Plätze, und der Kaiser gab den Zepter und den Reichsapfel den bestimmten königlichen Assistenten, welche diese Kleinodien wieder auf die Pölster legten. Beim Evangelium stand der Kaiser auf, und empfing abermals den Zepter und Reichsapfel, die ihm nach geendigtem Evangelium wieder abgenommen wurden, worauf er das ihm von dem Erzbischofe dargereichte Evangelienbuch küßte. Eben so wurde ihm nach gesprochenem Offertorium die Patena zum Küssen dargereicht, auf welche er eine schwere Goldmünze als Opfer legte. Beim Anfange der Präfation wurde dem Kaiser die Krone vom Haupte genommen, und beim Kanon entblößte der Herold sein Haupt. Während der Wandlung senkte der Oberststallmeister die Spitze des Schwertes, der Herold den Stab, die Panierträger die Fahnen gegen die Erde, und neuerdings donnerte das Geschütz von den Wällen. Vor der Kommunion wurde dem Kaiser die Tabella zum Küssen dargereicht, und der Weihwadel angeboten, worauf er sich in Begleitung zum Altare begab, und auf der obersten Stufe nieder kniete. Hier hielten zwei Landeswürdenträger dem Kaiser ein Kommunionbuch vor, und nachdem der pontificirende Erzbischof früher das heilige Abendmal unter beiden Gestalten genommen hatte, wendete er sich zu dem Kaiser, reichte auch ihm mit der gewöhnlichen Formel den Leib des Herrn, und gab ihm sodann den Purifikationstrunk, bei welchem feierlichen Akte die Würdenträger Schwert, Stab und Fahne zur Erde senkten. Hierauf begab sich der Kaiser wieder auf den Thron, und hörte die Messe bis zu Ende, wo ihm dann der Pastoralsegen ertheilt wurde. Nach geendeter Messe statteten die Kronkapläne, die Landesdignitarien und die übrigen hohen Herrschaften dem Kaiser und Könige ehrfurchtsvoll ihre Glückswünsche ab, worauf dann Se. Majestät unter Trompeten- und Paukenschall mit der eisernen Krone auf dem Haupte, den Zepter und Reichsapfel in den Händen, und mit dem Königsmantel umgeben, in die Burg zurück kehrten, und sich im vollen Königsschmucke auf dem Hauptbalkone dem versammelten Volke zeigten, während die Vorkehrungen zur Krönungstafel getroffen wurden.

Nach dieser Krönung verweilte der gütigste Monarch noch 3 Monate in Italien, und verewigte sich daselbst durch die Publicirung eines allgemeinen Gnadenaktes für gethane politische Vergehungen, wodurch er sich die Liebe seiner italischen Unterthanen in einem Grade erwarb, die noch keinem Beherrscher Oesterreichs zu Theil geworden seyn dürfte, und die sich, wo sich der menschenfreundliche Regent nur immer zeigen mochte, vorzüglich aber in Venedig auf eine rührende, und unverkennbar aus dem Herzen kommende Weise äußerte.

Erst im November 1838 zog der allgeliebte Landesvater unter frohem Zurufe der Bewohner wieder in seine Residenzstadt Wien ein, wo er mit segensvollen Wünschen von der entgegen strömenden Volksmenge begrüßt wurde.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Das Fest des österreichischen Gesandten

Fürsten Karl von Schwarzenberg,

bei Gelegenheit der Vermäüng Napoleons, mit der Prinzessin Maria Louise.

Am 1. Juli 1810.

Unter den Männern, welche für die Wohlfahrt und den Ruhm des österreichischen Kaiserhauses ihr ganzes thatenreiches Leben widmeten, und sich deßhalb den Dank und die Achtung des Vaterlandsfreundes im hohen Grade erworben haben, behauptet Fürst Karl von Schwarzenberg, dieser unsterbliche Sieger auf Leipzigs ewig denkwürdigen Ebenen, dieser Wiederhersteller der durch Frankreichs Uebermacht so lange und schmerzlich unterdrückten Freiheit Europas, einen der vorzüglichsten und ehrenvollsten Plätze. Dieser Fürst, gleich ausgezeichnet im Felde wie im Kabinete, wurde am 15. April 1771 zu Wien geboren, und verdiente schon, kaum im 17. Jahre seines Alters, seine ersten Sporen unter dem alten Laudon im Türkenkriege. Dieser greise Held ahnte die hohe Rolle, die dem kriegerischen Jünglinge vorbehalten war, und eine Folgenreihe von glänzenden Thaten erwarben ihm auch bald bei dem kaiserlichen Heere allgemeine Achtung und Aufmerksamkeit, wodurch er schnell durch alle Diensstesstufen empor gehoben wurde. Schwarzenberg diente ohne Unterbrechung in jenem langwierigen Kriege, den die französische Revolution entflammte, und der erst mit ihrem Verschwinden selbst in seine Asche zusammen sank. Unter den zahlreichen Waffenthaten die Schwarzenbergs Jugend mit Ruhm bekrönten, war jene in der Schlacht von Chateau-Cambresis unstreitig die glänzendste. Er war damals 23 Jahre alt, und bereits Oberster des Küraſſier-Regimentes von Zeschwitz. An der Spitze desselben und unterstützt von 12 britischen Schwadronen, brachte er ein französisches Heer von 27,000 Mann in Unordnung und wilde Flucht, bei welcher Gelegenheit 3000 Mann fielen, und der feindliche Heerführer sammt seinem ganzen Generalstabe in Gefangenschaft gerieth. Wahrlich eine der herrlichsten Thaten in den Jahrbüchern dieses blutigen und wechselvollen Krieges, welche die Uebergabe des festen Landrecy zur Folge hatte. Zur Belohnung hing ihm noch auf dem Schlachtfelde der nunmehr höchstselige Kaiser Franz I. selbst das Theresienkreuz um. Im Jahre 1796 wurde er General-Major, und wirkte entscheidend zu dem Siege bei Würzburg mit. Drei Jahre später wurde er Feldmarschall-Lieutenant und Inhaber eines Uhlanen-Regimentes. Als im Jahre 1801 nach dem Tode des russischen Kaisers Paul des I. sein Sohn Alexander den Thron bestiegen hatte, wurde Schwarzenberg nach Petersburg gesandt, um den neuen Kaiser die Glückswünsche darzubringen, und die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den beiden Kaiserreichen wieder herzustellen, welche durch die neuesten Ereignisse getrübt worden waren. In dem Kriege vom Jahre 1805 befehligte Schwarzenberg eine Division unter den Befehlen des Generals Mack. Vergeblich suchte er diesen Feldherrn von seiner Verblendung über die Richtung und den Hauptzweck der feindlichen Heere zurück zu bringen, eine Verblendung, welche das in der Kriegsgeschichte Oesterreichs einzige Unglück von Ulm mit allen seinen traurigen Folgen herbei führte. Der Erzherzog Ferdinand, welcher das unvermeidliche Schicksal seiner Waffenbrüder vor Augen sah, beschloß, sich demselben mit einem Theile der Reiterei zu entziehen, indem er mitten durch die Feinde brach, welche die Oesterreicher bereits von allen Seiten umrungen hatten. Den Oberbefehl vertrauete jetzt der Erzherzog dem Fürsten Schwarzenberg an, und dieser bewies in dieser kritischen und verzweiflungsvollen Lage eine solche Unerschrockenheit und Gewandtheit, die selbst dem Feinde Bewunderung und Erstaunen abnöthigte. Binnen 8 Tagen legte er über 100 Meilen zu Pferde zurück, unaufhörlich im Rücken durch Murat verfolgt, der durchaus den Erzherzog gefangen nehmen, und somit dem Siege die Krone aufsetzen wollte. Auf dieser ganzen langen Strecke mußte Schwarzenberg mit nur 1800 Oesterreichern einer mehr als vierfach überlegenen feindlichen Macht ununterbrochen die Stirne bieten. Es ist daher nur der außerordentlichen Tapferkeit zuzuschreiben, womit er den heftigen feindlichen Anfällen widerstand, daß das Vorhaben Murats vereitelt wurde. Für diesen in dem Rückzuge so einsichtsvoll bewiesenen Heldenmuth erhielt

Schwarzenberg das Kommandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens, und blieb für den Rest dieses für Oesterreich so unglücklichen Feldzuges bei der Person des Kaisers. In Mähren angekommen, bot er alles Mögliche auf, um die Schlacht von Austerlitz zu verhindern, nachdem er deren unheilbringende Folgen voraus sah, und bemühte sich dieselbe wenigstens so lange hinaus zu schieben, bis von einer Seite das Heer Beningsens, von der andern Seite aber jenes des Erzherzogs Karl heran gekommen seyn würde. Allein sein kluger Rath wurde leider nicht berücksichtigt, was dann den Verlust dieser Schlacht herbei führte. Als Alexander und Napoleon wegen des Friedens von Deutschland in Erfurt im Herbste des Jahres 1808 zusammen kamen, äußerte Alexander den Wunsch, daß die österreichische Botschaft zu Petersburg dem Fürsten Schwarzenberg anvertrauet werden möchte, für welchen er schon bei der ersten Begegnung Achtung und Neigung empfunden hatte, und Kaiser Franz genehmigte auch mit Vergnügen den Wunsch seines erlauchten Freundes und Bundesgenossen.

Schwarzenberg wurde in Petersburg über seine Erwartung ehrenvoll empfangen; allein das Jahr 1809, wo der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Oesterreich in Petersburg bekannt wurde, trübte die bisher so günstige Lage dieses Fürsten, und seine Stellung wurde immer verwickelter und schwieriger. Lange schon hatte sich der französische Botschafter am russischen Hofe Namens Caulaincourt bemüht, den russischen Kaiser dahin zu bewegen, daß er Schwarzenberg von seinem Posten entlasse, und als die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Regensburg in Petersburg bekannt wurde, so gab wirklich das russische Kabinet den Bestürmungen des französischen Botschafters nach, und Schwarzenberg eilte hierauf nach Oesterreich. Kurz vor der Schlacht bei Wagram langte er daselbst an, und focht noch auf die rühmlichste Weise dabei mit. Nach dem Rückzuge des österreichischen Heeres bis nach Znaim kommandirte er die Reserve, und wurde sodann zum General der Kavallerie befördert.

Die Schlacht bei Znaim endete den für Oesterreichs Waffen so ruhmvollen aber unglücklichen Kampf vom Jahre 1809, und der Kaiser Franz, der mit innigem Schmerze das Blut so vieler Tausenden seiner getreuen Unterthanen fließen, und das Wohl so vieler Familien durch die Wuth des Feindes vernichtet sah, wollte jetzt auf jede Bedingung seinen geliebten Kindern den so nöthigen Frieden verschaffen. Wirklich kam auch derselbe nach großen Aufopferungen von Seite Oesterreichs am 14. Oktober 1809 zu Wien zu Stande, und Schwarzenberg wurde nun als Botschafter nach Paris geschickt. Napoleon zeichnete ihn hier ungemein aus, und bewies ihm alle die Achtung, die Schwarzenbergs Festigkeit und der Adel seiner Seele ihm eingeflößt hatten. Es ist in der That denkwürdig, daß aus allen den zahllosen Fremden, die sich dem französischen Kaiser näherten und ihm ihre Bewunderung zollten, er keinem Einzigen jenes hohe Vertrauen schenkte, wie dem Fürsten Schwarzenberg.

Damals stand Napoleon auf dem Gipfel seiner Größe, und er war auch unstreitig der mächtigste Monarch in Europa, dessen Winken Frankreich, Italien und Deutschland gehorchte. Allein zu seinem vollständigen Glücke fehlte ihm noch ein Erbe, der alle diese schönen Länder einst besitzen, und seinen Stamm fortpflanzen könnte. Da er von seiner Gemalin Josephine Tascher de la Pagerie, mit welcher er seit dem 8. März 1796 vermält war, keine Kinder mehr hoffen konnte, so trennte er sich mit ihrer Einwilligung von ihr, und ließ um die Hand der ältesten Tochter des Kaisers Franz, Namens Maria Louise anhalten. Kaiser Franz, der durch eine so nahe Verbindung mit Napoleon die Ruhe Europas und das Wohl seiner Länder für immer gesichert glaubte, gab nun aus Liebe zu seinen Unterthanen mit Bereitwilligkeit seine Tochter in die Hände seines ehemaligen gefährlichen Feindes, und am 11. März 1810 geschah die feierliche Trauung zu Wien, wobei der Erzherzog Karl die Stelle des Bräutigams vertrat. Maria Louise reisete hierauf nach einer 7tägigen Festlichkeit von Wien ab, und wurde bei Braunau feierlich dem Fürsten von Neufchatel und der Königin von Neapel übergeben, worauf schon am 25. März die erste Zusammenkunft mit ihr und Napoleon bei Compiegne Statt fand. Allerdings konnte der französische Kaiser sich zu einer so blühenden jungen und schönen Gemalin Glück wünschen, bei welcher überdieß noch Herzensgüte mit hohem Geiste gepaart waren, und die ihn mit dem ältesten Kaiserhause Europas in Verbindung brachte, in welcher Beziehung ihm auch von dieser Seite großer Nutzen bevorstand, wenn er wirklich jene Hoffnungen, welche Europa mit Recht auf diese Verbindung gesetzt hatte; nämlich: daß er von nun an Friede und Eintracht darin erhalten werde, zu erfüllen gesonnen gewesen wäre. Am 1. April fand zu St. Cloud die bürgerliche Antrauung, und Tags darauf zu Paris der feierliche Einzug und die kirch-

liche Trauung Statt. Ganz Paris, ja ganz Frankreich wurde durch diese erfreuliche Begebenheit in eine Art von Freudentaumel versetzt, und aus den Mienen des hohen Brautpaares selbst leuchtete ungekünstelt die reinste Wonne. Napoleon führte die junge Kaiserin bald nach seiner Vermälung in verschiedene Departements seines Reiches, und überall wurden sie mit Jubel und jener Begeisterung empfangen, die seinen Einzug in Paris verherrlicht hatte. Es war ein fortwährender Triumphzug, und unstreitig die schönste Zeit aus des Kaisers Leben. Am 1. Juni kam der Kaiser nach Paris zurück, und nun begann eine Reihe von Festen, welche dem Kaiser und der Kaiserin von den Großwürdenträgern, Ministern, Generalen und selbst von der Garde gegeben wurden. Den Beschluß machte ein Fest, welches der Fürst von Schwarzenberg gab, das aber bald beinahe mehr bewirkt hätte, als alle für die Freiheit Europas gelieferten Schlachten.

Außer dem Kaiser und der Kaiserin lud der Fürst noch 1200 der ausgezeichnetsten Standespersonen zu diesem Feste ein, und da der Raum eine so große Anzahl von Gästen aufzunehmen, in seinem Palaste zu klein war, so ließ er auf der Vorderseite des Gartens Gallerien und einen Tanzsaal erbauen. Die Arbeit war leicht, theils weil sie hatte übereilt werden müssen, theils weil ihr Zweck nur für einen Tag bestimmt war. Indessen wurde aber kein Aufwand gespart, und der Saal, so wie die Gallerien mit den schönsten Papiertapeten, den künstlichsten Blumengewinden, und den kostbarsten und feinsten Stoffen ausgezieret, und zugleich mit schönen Kron- und Wandleuchtern, so wie mit buntfärbiger Lampenbeleuchtung versehen. Am obersten Ende des herrlichen Saales war eine Erhöhung angebracht, welche mit den prächtigsten Teppichen bedeckt war, und worin 2 künstlich gearbeitete Armsessel für den Kaiser und seine Gemalin standen. Nicht weniger kunstvoll und reich decorirt war der Haupteingang, der sich in der Mitte des Saales befand, und sich durch seine Größe auszeichnete.

Als der Kaiser und die Kaiserin gegen 10 Uhr Abends erschienen, war der Garten in allen seinen Theilen erleuchtet, und die Kaiserin wurde jetzt durch Ansichten von Gegenden, welche sie in ihrer Kindheit vorzüglich geliebt hatte, ausnehmend überrascht. Um die Täuschung zu erhöhen, führten die Operntänzer in österreichischer Volkstracht österreichische Nationaltänze aus. Hierauf folgte ein Feuerwerk, und sodann begab man sich in den Tanzsaal, der aus Brettern aufgebauet, und mit Gemälden, Mousselinen und andern Stoffen ausgeschmückt war, und dessen Erleuchtung einen prächtigen Anblick gewährte. Hier versammelten sich in wenigen Augenblicken jene 1200 geladenen Gäste. Die Königin von Neapel, und der Vicekönig von Italien eröffneten den Tanz; jene mit dem Fürsten Eszterházy, dieser mit der Fürstin Pauline von Schwarzenberg, der Gemalin des älteren Bruders des festgebenden Fürsten. Während des Tanzes verließen der Kaiser und die Kaiserin ihre Sitze, und gingen im Kreise herum, um sich mit den anwesenden Gästen zu besprechen. Schon war die Kaiserin wieder nach ihrem Armsessel zurück gekehrt, der Kaiser aber noch am äußersten Ende des Tanzsaales in einer Unterredung mit der Fürstin Pauline von Schwarzenberg begriffen, als, von einem Luftzuge bewegt, ein Fenstervorhang an eine brennende Wachskerze gerieth, und sogleich aufloderte. Zwar versuchte ein kaiserlicher Kammerherr mit mehreren Officieren den Vorhang abzureißen und die Flamme zu löschen; allein diese griff unter dem großen Vorrathe von so leicht entzündbaren Stoffen mit solcher Schnelligkeit und unwiderstehlicher Gewalt um sich, daß nach wenigen Minuten der ganze Tanzsaal in hellen Flammen stand, und nur durch eine schnelle Flucht noch Rettung von einem schaudervollen Tode möglich war. Allein die Ueberraschung war so groß, daß Niemand der Gefahr gedachte, in welcher er befangen war. Sobald der Kaiser dieselbe bemerkte, eilte er nach dem Armsessel zu seiner Gemalin, und mit Hilfe des Fürsten von Schwarzenberg brachte er die halb Ohnmächtige glücklich aus dem Gedränge in einen Wagen, und von da nach den elisäischen Feldern, wo ein sechsspänniger Wagen für ihn in Bereitschaft stand. Indessen nahm die Bestürzung in dem Tanzsaale mit jedem Augenblicke mehr überhand. Zwar fehlte es nicht an Ausgängen, aber nachdem Jederman sich auf dem kürzesten Wege retten wollte, so entstand ein furchtbares Gedränge, welches die Rettung beinahe unmöglich machte. Um das Unglück noch zu vergrößern, fielen von der leinwandenen Decke des Ballhauses brennende Traperien auf die leichten Kleider der Damen herab, und setzten dieselben in Brand. In der Gegend des Haupteinganges brach der Fußboden zusammen. Vor Schrecken außer sich, und zum Theile auch mit den Flammen kämpfend, fielen die Frauen in Ohnmacht, und mußten von den Männern fortgetragen werden. So rettete der Großherzog von Würtemberg die Königin von Neapel, und der Graf Metternich die Gemalin des Königs von Westphalen. Nur durch einen glücklichen Zufall entkam der Vicekönig von Italien sammt seiner Gemalin, der seinen Weg durch das Her-

abfallen der Kronleuchter und der Decke versperrt sah. Der russische Botschafter, Fürst Kurakin, der vom Podagra belästigt war, stolperte bei der Flucht, und blieb bewußtlos liegen, und wäre auch verbrannt, wenn ihn nicht 2 österreichische Officiere gerettet hätten. Viele Personen wurden im Gedränge nieder geworfen, und von den über sie Hineilenden hart verletzt, oder von den herab fallenden Balken und Brettern schwer getroffen, Andere auf den Stufen bei den Ausgängen zu Boden geworfen, und von den Nachfolgenden bedeckt. Der Lärm und das Wehklagen der Verunglückten war herzerschütternd, und das Klagen der Männer oder Frauen, welche sich, oder ihre Kinder und Angehörigen suchten, wahrhaft herzzerreißend. Mehr als 20 Personen verloren bei diesem Brandunglücke auf der Stelle das Leben, und in dem Gedränge gingen so viele Kostbarkeiten verloren, daß am folgenden Tage ganze Körbe voll von Diamenten und Perlen, die man aus dem Schutte hervor gesucht hatte, nach der Polizei gesendet wurden. Die Zahl der mehr oder weniger Verwundeten belief sich über 60 Personen, und diejenigen, welche in Folge des Schreckens und der erlittenen Brandwunden späterhin starben, werden auf einige Hundert angegeben. Besondern Schauder erregte der Anblick der verbrannten Fürstin von der Leyen, deren goldenes Diadem tief in die Stirne geglüht war. Die meiste Trauer verursachte aber der Tod der Fürstin Pauline von Schwarzenberg, welche als ein Opfer ihrer Mutterliebe das Leben verlor. Als sie nämlich bereits aus dem Saale gerettet war, vermißte sie ihre Tochter. Laut schrie sie nach ihrem geliebten Kinde, und da ihr Niemand Auskunft geben konnte, so eilte sie, von mütterlicher Angst getrieben in den brennenden Tanzsaal zurück. Von diesem Augenblicke an wußte Niemand mehr, was aus ihr geworden war. Die ganze Nacht hindurch suchte sie ihr Gemal, der Fürst Joseph von Schwarzenberg, und erst dann zweifelte er nicht mehr an seinem Unglücke, als man beim Anbruche des Tages unter den Trümmern des Tanzsaales einen Leichnam auffand, an welchem man die Ueberreste der Fürstin Pauline erkannte. Ihre Tochter war bereits gerettet worden, und zwar von einem Unbekannten, der sie, ohne daß es ihre Mutter bemerkte, hinter einem Kronleuchter hervor zog, der sie zu Boden geworfen hatte. So hatte die edle Mutter ihre Tochter suchend den Tod gefunden. Was das Traurige dieses Zufalls noch vermehrte, war, außer den liebenswürdigen Eigenschaften, weßhalb die Fürstin Pauline allgemein geschätzt wurde noch der Umstand, daß sie Mutter von 9 Kindern, und im 4. Monate ihrer Schwangerschaft war.

Ein Freudenfest, das sich so traurig endigte, gab Veranlassung zu ernsten Betrachtungen über das Zufällige und Wandelbare in menschlichen Dingen, und Viele sahen dieses entsetzliche Unglück als ein Anzeichen eines traurigen Ausganges dieser neuen Verbindung zwischen dem österreichischen und französischen Hofe an; ja selbst Napoleon soll sich bei dieser Gelegenheit geäußert haben, daß er sich bei dieser Schreckensscene einer schmerzlichen Ahnung nicht habe erwehren können. Auch hatte er richtig geahnet, denn nur 3 Jahre verrannen, als er von dem Gipfel seiner Hoheit herab stürzte, und zuletzt als Weltgefangener auf einer wüsten Insel im Weltmeere sein trauriges aber denkwürdiges Dasein beschloß. Fürst Schwarzenberg erhielt im Jahre 1812, wo Napoleon die Russen bekriegte, und Moskau verbrannte, den Oberbefehl über ein Hilfskorps von 30,000 Mann, welches Oesterreich zu Gunsten Frankreichs gestellt hatte, und in diesem Feldzuge, der sich mit der Vernichtung von mehr als 400 000 französischen Kriegern endete, erhielt er den Marschallsstab. Die denkwürdigste Epoche seines Lebens ist das Jahr 1813, wo er auf eine so mächtige Weise auf Europas Geschick Einfluß nahm, und ihm die wichtigsten Interessen anvertrauet wurden. Die Geschichte der Feldzüge vom Jahre 1813 und 1814 ist zu bekannt, um sich über die Verdienste Schwarzenbergs näher auszusprechen, und es genüge also hier nur zu bemerken, daß in dieser erhabenen Epoche Nichts ohne die Zustimmung oder Mitwirkung Schwarzenbergs geschah, der hier einen siegreichen Kampf gegen einen vorher unüberwindlichen Feind, und selbst wider den Neid und die Eifersucht der verbündeten Generale glorreich bestand. Die Lorbeern zu Leipzig, dieser merkwürdigen Schlacht, wo eine halbe Million Menschen um den Sieg rangen, von Brienne, von Arcis-sur-Aube ꝛc., dann sein Marsch auf Paris und die Besetzung dieser Hauptstadt reichen allein schon hin, Schwarzenbergs Namen zu verewigen, und ihn in den Rang der berühmtesten Kriegsfürsten zu setzen. Dort auf Leipzigs segensvoller Erde, in dieser Stadt, wo der schönste Lorbeer der Befreiung Deutschlands ihm zu Theil wurde, verschied auch dieser für Oesterreich und ganz Europa so hoch verdiente Fürst am 15. Oktober 1823, drei Tage früher, als er vor 11 Jahren hier den Kampf der Welt entschieden hatte. Das Uhlanen-Regiment, dessen Inhaber er war, behält den Namen Schwarzenberg auf ewige Zeiten; aber eben so lebendig wird auch sein Andenken in dem Herzen eines jeden Vaterlandfreundes bleiben.





Ignatius von Loyola,

der Stifter des Jesuiten-Ordens.

Jahr 1534.

Der Stifter des in der katholischen Kirche so berühmt gewesenen Ordens der Jesuiten war Inigo oder Ignaz von Loyola, der Sohn eines spanischen Edelmannes mit Namen Don Bertram von Loyola in der Provinz Giupuzcoa, und der Maria Anna Saez de Balde. Er war der Jüngste von 8 Söhnen, und wahrscheinlich im Jahre 1491 geboren. Bereits in seinem 16. Jahre verließ er das väterliche Haus, und begab sich als Edelknabe an den Hof Ferdinands und Isabellens, von wo er sodann nach dem Beispiele seiner ältern Brüder in den Soldatenstand übertrat. Seine erste Anstellung erhielt er bei dem Herzoge von Navarra, welcher den schönen und kräftigen Jüngling, der bald Proben von Tapferkeit ablegte, zum Officier ernannte.

Als die Franzosen im Jahre 1521 in Navarra einfielen, und die Festung Pampelona belagerten, befand sich Loyola unter dem kleinen Häuflein, welches diese Festung vertheidigen sollte. Vergebens eiferte er die Bürger zum Widerstande an, allein diese übergaben die Stadt dem Feinde ohne Schwertstreich, und Loyola, der nun entschlossen war sich auf's Aeußerste zu vertheidigen, warf sich jetzt mit wenigen Getreuen in die feste Burg. Man forderte ihn hier zur Uebergabe auf; da er aber die unwürdigen Bedingungen, welche von Seite des Feindes gemacht wurden, mit Verachtung zurück wies, so bestürmten die Franzosen die Burg mit aller Heftigkeit. Bereits hatte das feindliche Geschütz einen Theil der Mauer nieder geworfen, worauf Loyola vor die Bresche trat, und die Stürmenden muthig abzuwehren suchte; allein eine Kanonenkugel riß jetzt ein Stück der Mauer neben ihm ein, von welcher ein losbrechender Stein ihn an dem linken Beine quetschte, während zugleich eine Kugel seinen rechten Fuß so sehr verwundete, daß er zu Boden sank. Die Feinde drangen nun ungehindert in die Bresche ein, und verjagten seine Waffenbrüder. Damals ahnte wohl Loyola nicht, daß dieser schlimme Ausgang seiner Kriegsthaten für sein ganzes Leben so merkwürdige Folgen haben werde.

Die Franzosen bewilligten den tapfern Spaniern freien Abzug, worauf sich Loyola zu seinen Geschwistern bringen ließ, um sich bei ihnen heilen zu lassen. Ein ungeschickter Arzt hatte ihm aber das zerschmetterte Bein so schlecht eingerichtet, daß sich Loyola auf den Rath verständigerer Aerzte dasselbe noch ein Mal brechen ließ, welche schmerzhafte Operation er ohne alle Klage erduldete; ja er ließ sich sogar mit gleichem Heldenmuthe noch ein Ueberbein aussägen, das sich unter dem Knie gezeigt hatte. Als ungeachtet der zweiten Heilung das rechte Bein dennoch kürzer zu werden drohte, so ertrug er auch noch mehrere Monate hindurch den schmerzhaften Zwang schwerer Gewichte und Kompressen ohne einen Klagelaut, oder ein Zeichen des Unwillens zu äußern. Ein Beweis von der Stärke seines Geistes, der ihm den Gedanken, sein ruhmvoll begonnenes Leben von nun an thatenlos vollenden zu müssen, völlig unerträglich machte.

In dieser Einsamkeit seines Krankenlagers sehnte er sich nach geistiger Beschäftigung, und äußerte den Wunsch durch Bücherlesen sich zu zerstreuen; allein auf dem Schloße befanden sich keine anderen Bücher als eine Lebensbeschreibung Christi, und eine Sammlung Legenden verschiedener Heiligen. Diese Bücher wollten aber seinem Geschmacke Anfangs nicht zusagen, indem sein bisheriges Leben nichts weniger als gottesfürchtig gewesen war. Indessen steigerte sich doch mit der Zeit seine Theilnahme an dieser Lektüre, und bald durchlas er diese Bücher mit vieler Aufmerksamkeit, und fand darin zu seiner großen Verwunderung, daß das Leben der Heiligen vor dem der weltlichen Ritterschaft und dem Kriegsleben sehr große Vorzüge habe, weßhalb er auch beschloß, sobald seine Genesung erfolgt seyn würde, sein künftiges Leben der Nachahmung derselben zu widmen.

Als sein Bein geheilt war, führte er auch ungeachtet der Einsprüche, die ihm seine Verwandten machten, diesen Entschluß wirklich aus, und beurlaubte sich von den Seinen, um eine Wallfahrt nach Jerusalem anzutreten, wozu ihm sein Bruder eine bedeutende Geldsumme zur Bestreitung der Reisekosten gegeben hatte, welche er aber sogleich unter die Armen vertheilte. Loyola war damals 31 Jahre alt, und von stattlichem Ansehen. Auf seinem Wege kam er nach Monseratte, wo der Mutter Gottes eine vielbesuchte Kapelle errichtet war. In diesem Andachtsorte legte er nun das Gelübde der ewigen Keuschheit ab, empfahl sich dem Schutze der Himmelskönigin, beichtete dann, und machte hierauf von seinem Schwerte den letzten Gebrauch, indem er damit vor dem Bilde der Mutter Gottes Wache hielt. Sodann hing er Schwert und Dolch in der Kapelle auf, vertauschte seine Kleider mit einem Sack und einem Strick, und ging bettelnd und so lange barfuß von Ort zu Ort, bis ihn der Schmerz der geschwollenen Füße zwang dieselben mit Pfriemenkraut zu umwickeln. Als er nach Manresa gekommen war, lebte er einige Zeit in dem dortigen Hospital, und brachte einst eine ganze Woche ohne Speise und Trank in einer Höhle vor der Stadt zu. Hier wäre er gewiß vor Entkräftung gestorben, wenn ihn nicht zufällig mehrere Leute darin entdeckt, und in das Hospital zurück gebracht hätten.

In diesem Zustande der geistigen Abspannung hatte er die seltsamsten Erscheinungen, welche ihn immer mehr anfeierten, ein außerordentlich strenges Bußleben zu führen. An jedem Tage brachte er 7 Stunden auf den Knien betend zu, peitschte und geißelte seinen Leib, und versagte sich oft auf mehrere Tage die nöthige Nahrung, die gewöhnlich nur aus Brot und Wasser bestand. Durch diese strenge und außerordentliche Lebensweise erregte er bald vieles Aufsehen in Manresa, so, daß ihm, wo er sich nur immer zeigte, Alt und Jung nachlief, wobei sich aber vorzüglich mitleidige Frauen bemüheten, seinem Mangel abzuhelfen. Als er in ein Fieber verfiel, pflegten ihn diese unermüdend, und bewogen ihn endlich dahin, etwas von seiner strengen und bußfertigen Lebensweise nachzulassen. Sobald er genesen war, verschafften sie ihm einen Rock von Tuch, Hut und Schuhe, und nun trat er seine Reise wieder weiter an.

Im Anfange des Jahres 1523 kam er nach Barcelona, wo er sich nach Italien einschiffte. Der Kapitän nahm ihn unentgeldlich mit, die Lebensmitteln mußte er sich aber erst zusammen betteln, bei welcher Gelegenheit er manche harte Rede anhören und andere Mißhandlungen erdulden mußte, was er aber Alles mit großer Geduld ertrug. Nachdem er in Gaeta, einer neapolitanischen Festung angekommen war, wanderte er in steter Gefahr verhungern zu müssen (damals herrschte die Pest in Italien, und alle Einwohner hatten deßhalb ihre Häuser verschlossen) nach Rom, bezeugte daselbst dem Papste Hadrian den VI. seine Ehrfurcht, verließ aber diese Stadt nach einem kurzen Aufenthalte wieder, und gelangte unter außerordentlichen Müheseligkeiten endlich nach Venedig, um sich hier nach dem gelobten Lande einzuschiffen. Kaum gelang es ihm ein Schiff aufzufinden, welches ihn aufnahm, denn seine tiefliegenden und brennenden Augen, so wie sein ganzes übriges schlechtes Aussehen verscheuchte die Leute von ihm, und man glaubte das lebhafte Bild der Pest bei seinem Anblicke vor Augen zu haben. Während der Seefahrt hielt er den Matrosen häufig Strafpredigten über ihre gottlosen Reden, und zwar mit einem Eifer, in welchem ihn weder Gelächter noch Drohungen irre machen konnten. So gelangte er endlich nach Cypern und von da nach Palästina. Beim Anblicke des heiligen Landes wurde er ganz in entzückende Gefühle aufgelöset, und kaum gelandet, begann er schon seine Fußreise nach Jerusalem. Als er die Stadt von der Ferne erblickte, rollten Freudenthränen aus seinen Augen. Er warf sich auf die Erde hin, und wurde nicht satt den Boden zu küssen, auf welchem einst der Erlöser gewandelt hatte. An den Stätten, wo der Heiland gelitten hatte und begraben ward, verweilte er kniend im eifrigen Gebete mehrere Tage und Nächte, und begab sich sodann zu dem Provinzial der Franziskaner in Jerusalem mit der Bitte, den Ungläubigen in Palästina das Evangelium predigen zu dürfen, um sie dadurch zur christlichen Religion zu bekehren, was ihm aber von diesem abgeschlagen wurde, weßhalb nun Loyola nach verrichteter Andacht wieder zu Schiffe ging, und nach Italien zurück segelte. Nach einer beschwerlichen Wanderung von Venedig nach Genua schiffte er sich nach Spanien ein, und kam endlich glücklich im Hafen von Barcelona an.

Sein Bekehrungsplan war zwar verunglückt, aber die Begierde für Religion und Kirche zu wirken war in ihm nicht erloschen, und so kam er auf den Gedanken einen Orden zu stiften. Zu einem solchen Unternehmen reichte aber der Ruf der Heiligkeit allein nicht hin, sondern es wurden dazu auch Kenntnisse und jene Einsicht gefordert, die nothwendig sind, um den Einfluß über den Willen Anderer erringen zu können. Da nun Loyola nicht gelehrt war, auch die lateinische Sprache nicht verstand,

in welcher zu jener Zeit die Wissenschaften vorgetragen wurden, so lernte Loyola noch in seinem 33. Jahre diese schwere Sprache, und brachte es nach einer zweijährigen Anstrengung wirklich dahin, daß er sich in dieser Sprache auszudrücken im Stande war. Nun ging er in Begleitung von einigen Schülern, die er in Barcelona an sich gezogen hatte, nach Alkala, um auf dieser Universität die Theologie zu studieren. Er sowohl wie seine Schüler lebten hier von Almosen, und bald fing hier Ignaz zu predigen an, und erklärte mit seinen Schülern den Kindern auf der Gasse die Anfangsgründe des christlichen Glaubens. Darüber ward er von der Inquisition zur Untersuchung gezogen, und kam in Verhaft, erlangte aber wieder seine Freiheit, jedoch unter der Bedingung, daß er so wie seine Schüler sich des Unterrichtes in der Religion so lange enthalten, bis sie 4 Jahre die Theologie studiert haben würden. Da Loyola in Salamanka, wohin er sich von Alkala begeben hatte, dieselben Hindernisse fand, so verließ er auch diese Stadt und ganz Spanien, und zog mit seinen Schülern nach Paris, um auf dieser Universität seine Studien zu vollenden.

Im Februar 1528 kam er in der Hauptstadt Frankreichs an. Hier kämpfte er wieder 6 Jahre hindurch mit Elend und Mangel, verschlang aber mit Heißhunger die philosophischen und theologischen Vorlesungen der berühmtesten Lehrer, bis er im Jahre 1534 die philosophische Magisterwürde erlangte, und vollkommen Meister der französischen Sprache ward. Zwar unterrichtete er während dieser Zeit, nach seiner früheren Gewohnheit keine Kinder mehr, desto außerordentlicher war aber sein Einfluß, den er auf Erwachsene und besonders auf seine Umgebung ausübte, nachdem er sich durch seine Reden in kurzer Zeit sehr viele Verehrer erwarb. Hier zu Paris kam auch sein lang genährter Plan, nämlich eine geistliche Gesellschaft zu stiften zur Reife, und wenn auch das Ganze seines Vorhabens ihm jetzt noch nicht ganz klar war, so warb er dennoch schon im Voraus Glieder für die neue Gesellschaft.

Seine ersten Anhänger waren 5 Spanier, nämlich Franz Xaver, Jakob Lainez, Alfons Salmeron, Nikolaus Bobadilla und Simon Rodriguez, dann ein Savoyarde mit Namen Peter le Fevre. Diese versprachen ihm am 15. August 1534 eidlich, daß sie nach beendeten theologischen Studien allen weltlichen Dingen entsagen, und mit ihm nach Palästina reisen wollten, um daselbst die Muhammedaner und Heiden zu bekehren; wenn sie aber dahin nicht kommen sollten, oder dort sich nicht aufhalten könnten, so wollen sie nach Rom gehen, und sich daselbst mit ihrer Dienstbereitwilligkeit dem Papste unterwerfen, damit er nach seinen Gefallen über sie verfügen möge. Um diesen Schwur noch feierlicher zu machen, führte Loyola seine Anhänger an diesem Tage auf den unweit der Stadt Paris gelegenen Martyrerberg, und zwar in eine Höhle, in welcher einst der heilige Dionisius seines Glaubens wegen enthauptet wurde. Hier nun gaben die Genossen Loyolas ihre Hände feierlich in seine Hand, und gelobten ihm in allen jenen erwähnten Punkten unverbrüchlichen Gehorsam. Dieser ernste Akt kann also als der erste Grund der Stiftung des nachmaligen so berühmten Ordens der Jesuiten angesehen werden. Da aber Loyola noch früher sein Vaterland sehen wollte, so verließ er seine Anhänger im Herbste 1535, und verabredete mit ihnen, daß er sie in Venedig wieder treffen wolle.

Er ging wie gewöhnlich im dürftigsten Aufzuge nach Spanien, predigte und bekehrte hier mit großem Eifer, und pflegte die Kranken, während er sich vom Betteln ernährte. Vergebens suchten ihn seine Verwandten zu bewegen bei ihnen zu bleiben und ein bequemeres Leben zu führen, er aber wanderte predigend von Ort zu Ort, und da man ihn bereits schon seit früherer Zeit kannte, so hatte er einen außerordentlichen Zulauf, und wurde allenthalben auch wirklich als ein Heiliger verehrt. Nachdem er einige Zeit in seinem Vaterlande zugebracht hatte, pilgerte er zu Fuß nach Venedig, und hier hatte er sich bereits durch seine Predigten und Bußübungen einen Namen gemacht, als auch seine Freunde im Monate Jänner 1537 zu ihm gelangten. Diese verweilten mit ihm bis zum Frühjahre in dieser Stadt, und beschäftigten sich mit der Bekehrung von ruchlosen Menschen, mit Zuspruch am Sterbebette, mit Predigen und mit der Verpflegung der Kranken in dem dortigen Hospitale, wobei sie eine beispiellose Standhaftigkeit und Selbstverläugnung an den Tag legten.

Mittlerweile war zwischen den Venetianern und den Türken ein Krieg ausgebrochen, und da bei einem solchen Umstande eine Fahrt nach Jerusalem nicht räthlich war, so zerstreueten sich die Glieder dieser kleinen Gesellschaft größtentheils in die Städte Ober-Italiens, wo sie ihre christlichen Beschäftigungen fortsetzten, und überall Zulauf und Beifall fanden. Nunmehr hatte sich der Plan über die Stiftung des neuen Ordens völlig entwickelt, weßhalb sich Loyola mit Lainez und le Fevre nach Rom begab, wo sie von dem Papste Paul dem III. wohlwollend aufgenommen wurden. Bald ka-

men auch die übrigen Mitglieder dahin, und nun wurde die Form der neuen Gesellschaft festgestellt. Sie bestand ausser den gewöhnlichen Mönchsgelübden, nämlich der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, noch aus dem besondern vierten Punkte, sich unweigerlich in jedes Land senden zu lassen, wo es der Papst für gut finden würde. Der Papst bestätigte diese Norm am 27. September 1540 durch eine eigene Bulle, und bald wurden die der Gesellschaft verliehenen Vorrechte außerordentlich erhöht und erweitert. Diese neue Gesellschaft verbreitete sich aber auch bald mit reißender Schnelligkeit fast in allen Staaten Europas, daß, als Loyola am 31. Juli 1556 starb, bereits 1000 Glieder in 12 Provinzen vertheilt waren, wovon er selbst ihr erstes Haupt oder General war.

Betrachtet man das Leben und Wirken dieses Mannes mit unparteiischem Auge, so kann man sich der Bewunderung nicht enthalten, wie die Gnade Gottes in einem den weltlichen Gelüsten anfangs so sehr ergebenen Gemüthe plötzlich eine so heilsame Umänderung hervor brachte, und ihm eine solche Festigkeit des Willens gab, die durch kein irdisches Bedrängniß mehr zu beugen war. Wie schwer muß es einem so leidenschaftlichen Karakter, wie es bei Loyola der Fall war, gewesen seyn, in seinem Mannesalter erst jene Gegenstände zu erlernen, die zur Ausübung seines Standes unumgänglich nöthig waren, und wie hart mag dem adelstolzen Spanier im Anfange die Verachtung und Mißhandlung, die er von Seite seiner Nebenmenschen zu ertragen hatte, gefallen seyn. Aber dennoch überwand Loyola standhaft alle Schwächen seines Herzens, und verfolgte seinen Plan, einen der Menschheit nützlichen Orden zu stiften mit solcher Beharrlichkeit, daß der günstige Erfolg nicht ausbleiben, und er mit dem Bewußtsein von dieser Erde scheiden konnte, emsig und treu nach dem Besseren gerungen, und nicht vergebens gelebt zu haben.

Die vollständige Einrichtung dieses Ordens, der von Loyolas Erscheinung auf dem Wege nach Rom den Namen der Gesellschaft Jesu bekam, stammt aber von dem gelehrten Lainez her, welcher nach Loyolas Tode der zweite Ordensgeneral wurde, und sie war ganz dahin berechnet, praktisch auf die Welt zu wirken. Besonders verschaffte sich dieser Jesuiten-Orden bei der Menge, dadurch einen großen Eingang, da sich die Glieder desselben überall, wo sie hinkamen des Unterrichtes der Jugend mit großer Uneigennützigkeit annahmen, und wirklich in allen Fächern sehr gelehrte Männer in ihrer Mitte zählten. So kam es, daß die Jesuiten bereits 30 Jahre nach ihrem Entstehen nicht nur über das ganze römisch-katholische Europa, sondern selbst über die andern Welttheile verbreitet waren, und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre Anzahl nahe an 23,000 Glieder aller Grade stieg, welche in 24 Profeßhäusern, 669 Kollegien, 176 Seminarien, 61 Novizhäusern, 335 Residenzen und 273 Missionen in heidnischen und protestantischen Ländern zerstreuet lebten. Eben so ist es nicht zu läugnen, daß hauptsächlich sie es waren, welche dem kurz nach ihrem Entstehen einreißenden Protestantismus in Deutschland und den andern katholischen Ländern einen mächtigen Damm entgegen setzten.

Unter den Regenten Oesterreichs genoßen sie besonders unter Kaiser Ferdinand dem II. und Ferdinand dem III. große Begünstigung und Achtung, und viele schätzbare Werke, welche sich aus jenen Zeiten von ihnen noch vorfinden, geben einen sprechenden Beweis von ihrer Gründlichkeit und Gelehrsamkeit. Unter Kaiser Joseph dem I. fing aber bereits ihr Ansehen zu sinken an, und erreichte auch unter seinen Nachfolgern, nämlich Kaiser Leopold dem I. und Karl dem VI. ihr voriges Ansehen nicht wieder. Endlich hob Papst Klemens XIV. in der Bulle: Dominus ac Redemptor noster (unser Herr und Erlöser) am 21. Juli 1773 diesen Orden völlig auf, und die Kaiserin Maria Theresia gab hiezu auch ihre Einwilligung. Die Gründe zu dieser Aufhebung werden verschieden angegeben, es scheint aber, daß ihr außerordentlicher Reichthum und ihr großer Einfluß in die Staatsangelegenheiten die vorzüglichsten Motive jenes Gesetzes gewesen seyn mögen, denn jene Unziemlichkeiten, welche ihnen besonders protestantische Schriftsteller zum Vorwurfe machen, sind bisher noch nicht erwiesen worden. Indessen ist aber in unserer Zeit dieser Orden in vielen Staaten Europas, so wie auch in Oesterreich wieder in einigem Aufblühen begriffen, und läßt das segenvollste Gedeihen erwarten.

Papst Gregor XV. ließ zu Ende des Jahres 1609 den Ordensstifter Ignaz kanonisiren und den Heiligen beizählen.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK



Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa,

zerstöret Mailand.

Jahr 1162.

In der Geschichte Deutschlands nehmen die Regenten aus dem Hause Hohenstaufen einen vorzüglichen Rang ein. Den Namen der Hohenstaufen erhielten sie von einem Berge gleichen Namens, der zwischen den Oertern Gmünd und Göppingen im Königreiche Würtemberg liegt, und wo man noch heut zu Tage die wenigen Ruinen dieses Stammsitzes sieht, der in dem schwäbischen Bauernkriege im Jahre 1525 zerstöret wurde. Bis zu den Zeiten des unglücklichen Kaisers Heinrich des IV. waren die Hohenstaufen bloß Ritter. Ein Friedrich von Hohenstaufen zeichnete sich in der Schlacht bei Merseburg, welche Heinrich IV. im Jahre 1080 seinem Gegenkaiser Rudolph von Schwaben lieferte, so mannhaft aus, und trug zum guten Ausgange derselben so viel bei, daß ihm der dankbare Heinrich das Herzogthum Schwaben verlieh, und sogar seine Tochter Agnes zur Gemalin gab. Dadurch wurde nun der Grund zu der nachmaligen Größe des Hohenstaufischen Hauses gelegt, dessen Entstehen und Erlöschen die wichtigsten Epochen in der Geschichte des deutschen Reiches bezeichnet.

Dieser Herzog Friedrich erzeugte mit seiner Gemalin Agnes zwei Söhne, Namens Friedrich und Konrad, wovon ihm der erste nach seinem Tode in dem Herzogthume Schwaben folgte, während Konrad im Jahre 1116 von Kaiser Heinrich dem V., dem Sohne und Nachfolger Kaiser Heinrich des IV., auch noch das Herzogthum Franken bekam, so, daß dieses noch vor Kurzem so unbedeutende Rittergeschlecht bereits 2 Herzogthümer im Besitze hatte, und in Deutschland ein großes Ansehen und einen mächtigen Einfluß zu behaupten anfing. Als Kaiser Heinrich V. im Jahre 1125 gestorben war, und mit ihm der Mannsstamm der fränkischen Regenten erlosch, bewarben sich die beiden Hohenstaufen, Friedrich und Konrad als Heinrichs Neffen, um die Kaiserkrone, konnten aber für dießmal mit ihrer Bewerbung nicht durchdringen, indem die Kurfürsten auf Anrathen des Erzbischofs von Mainz den Herzog Lothar von Sachsen zum römischen Könige erwählten. Erst nach dem Tode Lothars gelang es dem Herzoge Konrad die Wahlfürsten, welche indessen eine hohe Achtung für seine Person gewonnen hatten, dahin zu bewegen, daß sie ihm die deutsche Kaiserkrone antrugen, und am 22. Februar 1138 zu Aachen unter den Namen Konrad III. als König krönten. Dieser Konrad III. ist also der erste Hohenstaufe, welcher aus diesem Hause die deutsche Kaiserkrone trug, und die von nun an über 116 Jahre auch bei demselben verblieb.

Für die Geschichte Oesterreichs sind die Regenten aus dem Hause Hohenstaufen besonders merkwürdig. So heirathete nach dem Tode Friedrichs, Herzogs von Schwaben, der österreichische Markgraf Leopold IV. der Heilige, dessen hinterlassene Witwe, die bekannte Agnes, und erzeugte mit ihr 6 Söhne und 5 Töchter, wodurch die Babenberger mit den Hohenstaufen in Verwandtschaft kamen. Derselbe Kaiser Konrad III. belehnte auch im Jahre 1139 den Markgrafen Leopold dem V., den Sohn und Nachfolger Leopold des IV., mit dem Herzogthume Baiern, da Heinrich der Stolze durch seine Empörung wider Konrad sich des Besitzes des sächsischen und baierischen Herzogthums verlustig gemacht hatte. Konrads Nachfolger, Kaiser Friedrich I., bewog zwar den babenbergischen Markgrafen Heinrich Jasomirgott dahin, daß er das Herzogthum Baiern wieder an den Sohn Heinrich des Stolzen mit Namen Heinrich der Löwe abtrat, und erhob dafür die bisherige Markgrafschaft Oesterreich im Jahre 1156 zu einem erblichen Herzogthume mit außerordentlichen Vorrechten. Die letzte Verbindung Oesterreichs mit dem Hause Hohenstaufen war eine Vermälung der Prinzessin Margaretha, einer Tochter Leopold

des VII. mit Heinrich, dem Sohne Kaiser Friedrich des II. im Jahre 1225, welche aber ein trauriges Ende nahm, indem Heinrich wegen einer wiederholten Verschwörung gegen seinen Vater zuletzt der Freiheit beraubt wurde, und sein Leben in einem Kerker beschließen mußte.

Der berühmteste Regent aus dem Hause Hohenstaufen war der schon erwähnte Friedrich I., seines röthlichen und langen Bartes wegen Barbarossa (Rothbart) genannt, welcher vom Jahre 1152 bis 1190 die deutsche Kaiserkrone mit Ruhm und Würde trug. Er war ein Neffe Kaiser Konrad des III., der ihm auf seinem Sterbebette die Reichskleinodien selbst übergab, und dadurch den Wunsch, ihn zu seinem Nachfolger zu haben offen aussprach, da sein eigener ihn noch überlebender Sohn, der gleichfalls Friedrich geheißen hatte, damals noch ein Kind war. Als Friedrich zur Kaiserwürde gelangte, war er 30 Jahre alt, und hatte bereits in einem Kreuzzuge und auch sonst noch Proben von großer Tapferkeit und andern seltenen Eigenschaften abgelegt. Da er von väterlicher Seite ein Hohenstaufe, und durch seine Mutter Judith, eine Tochter des Herzogs Heinrich des Schwarzen von Baiern, ein Abkömmling der Guelphen (Welfen) war, so glaubten die deutschen Fürsten, daß sie durch seine Erhebung zur Kaiserwürde eine aufrichtige und dauernde Versöhnung zwischen den schon lange in heftiger Fehde begriffenen Häuser der Hohenstaufen und Guelphen stiften würden, und erwählten ihn daher in einer vollen Fürstenversammlung am 4. März 1152 zu Frankfurt am Main unter einem lauten und freudigen Zurufe des aus allen Gegenden in großer Anzahl versammelten Volkes zu ihrem Beherrscher, worauf er am 10. März in der Kirche zu Aachen gekrönt wurde.

Friedrichs erste glänzende Handlung war die Entscheidung eines Thronstreites zwischen 2 dänischen Prinzen, welche sich auf einem Reichstage im Jahre 1152 zu Merseburg einstellten. Friedrich setzte dem Einen die Krone auf, und nahm ihm den Lehenseid ab, während der Andere durch einen Länderantheil befriedigt wurde.

Nun richtete aber Friedrich sein Hauptaugenmerk auf Italien, dessen Verhältnisse zu dem deutschen Reiche sehr verwickelt und schwierig waren. Schon die sächsischen Ottone, welche vor den Hohenstaufen über Deutschland herrschten, hatten den Grund zu der Städtefreiheit Italiens gelegt, und in dem großen Investitur-Streite unter Heinrich dem IV. wurde die Befreiung der Städte von dem Gerichtsbanne der Bischöfe vollendet. Nun fehlte eigentlich den italischen Städten in Ober- und Mittel-Italien nichts mehr, als noch die Oberhoheit des Kaisers zurück zu weisen, um vollständige Republiken zu werden. Die Abhängigkeit derselben von den deutschen Kaisern stammte schon aus den Zeiten Kaiser Karls des Großen her, welcher die Lombardei erobert und seinem fränkischen Reiche einverleibt hatte. Zwar wurde Italien im Jahre 1043 in dem Vertrage zu Verdun von Deutschland losgerissen, und bildete ein eigenes Königreich; allein bald fiel es durch Erbschaft wieder demselben anheim. Indessen waren aber die Nachfolger Karls des Großen meistens Schwächlinge, welchen Umstand nun die italischen Städte dahin benützten, daß sie sich nach und nach unabhängig zu machen suchten, und unter sich kleine Freistaaten bildeten, die zwar dem Scheine nach noch immer einige Unterwerfung gegen die deutschen Regenten heuchelten, im Grunde aber nur so lange gehorchten, als die Uebermacht auf der Seite der Kaiser war. Auch herrschte in der That in Bezug der Stellung der deutschen Kaiser zu den italischen Staaten noch immer eine Dunkelheit, und die beständigen Zwistigkeiten der deutschen Fürsten unter einander, und besonders jener welthistorische Streit zwischen den Guelphen und Ghibellinen war eben nicht passend, dieselben zu zerstreuen, und die eigentlichen Hoheitsrechte der Kaiser über die italischen Städte näher zu bestimmen. Auch waren im Verlaufe der Zeiten diese Städte durch Handel zu einer Macht und einem großen Reichthume gelangt, und zugleich auch ihre Bevölkerung außerordentlich gewachsen, welche der Geist der Freiheit in ihrem Kriegsmuthe ungemein emporhob. So kam es nun, daß die Italiener, während die Deutschen in ihrem eigenen Lande sich befehdeten, nach und nach in den Besitz aller jener Vorrechte gelangten, welche einst die deutschen Kaiser darin ausgeübt hatten, und daß sie den Befehlen derselben Ungehorsam und Trotz entgegen setzten. Diesen Unfug zu brechen, beschloß Friedrich I. einen Römerzug (so nannte man den Marsch der Deutschen nach Italien) zu unternehmen, und im Jahre 1154 erschien er wirklich mit einem zahlreichen Heere in den ronkalischen Feldern, wo er die Abgeordneten der italischen Städte und sämmtliche Vasallen zu dem gewöhnlichen Reichstage berief, worauf er dann seinen Zug nach Piemont richtete. Aber schon hier erfuhr er Proben der italischen Untreue, denn die mailändischen Wegweiser führten ihn durch Gegenden, wo durchaus keine Lebensmittel zu finden waren, und mancher brave

deutsche Krieger mußte also der glühenden Hitze und den Strapatzen erliegen. Friedrich rückte zuerst vor die beiden Städte Chieri und Asti, welche seine Vorladung verachtet hatten, plünderte und verbrannte diese, worauf ein gleiches Schicksal Tortona traf, das in Verbindung mit Mailand die getreue Stadt Pavia beläftigt hatte. Als hierauf Friedrich zu Pavia im großen Triumphe eingezogen war, empfing er aus den Händen des Bischofs im Jahre 1155 die eiserne Krone, worauf er mit großer Schnelligkeit nach Rom marschirte, um auch hier das gesunkene kaiserliche Ansehen wieder herzustellen, was ihm jedoch erst nach großen Streitigkeiten mit dem Papste Hadrian dem IV. und einer blutigen Niederlage der hoch- und wankelmüthigen Römer gelang, worauf ihm dann Hadrian am 18. Juni 1155 in der Peterskirche die Krone aufsetzte.

Eben so war der Rückzug des Kaisers, der noch in diesem Jahre nach Deutschland Statt fand, mit großen Schwierigkeiten durch die Hinterlist und Untreue einiger italischen Städte verbunden, und besonders suchten die Veroneser das an ihrer Stadt vorüber ziehende, schon äußerst geschwächte kaiserliche Heer zuerst beim Uebergange über die Etsch durch eine lose gebaute Brücke, dann durch einen Hinterhalt in dem Thale dieses Flußes, wo eine wohlbesetzte Burg den weitern Weg nach Trient sperrte, zu vernichten. Aber der kühne Pfalzgraf von Baiern, Namens Otto von Wittelsbach erstieg mit nur 200 Mann einen über jenem Schloße gelegenen Felsen, von dem er sich einen Zugang in die feste Burg öffnete, und darauf die Besatzung theils nieder hieb, theils in eine verderbliche Flucht jagte, in welcher sie endlich durch das Schwert der Deutschen völlig umkam.

Nachdem Friedrich in Deutschland angekommen war, so gedachte er die Treulosigkeit der Italiener zu rächen. Vorher übte er aber daselbst sein Kaiseramt mit allem Nachdrucke seiner kräftigsten Vorfahren. Zuerst mußten der Pfalzgraf von Rhein, Namens Hermann, der eine blutige und verwüstende Fehde mit dem Erzbischofe von Salzburg angefangen hatte, nebst noch 10 anderen Grafen, die ihm beigestanden waren, zur entehrenden Strafe jeder einen Hund eine Meile weit auf dem Rücken tragen. Sodann zerstörte Friedrich dem ganzen Rhein entlang eine Menge Raubschlößer, und ließ jene Besitzer derselben, die er habhaft werden konnte, ohne Umstände aufhängen. Eben so nahm er sich des Herzogs Wladislaws von Polen an, den sein Bruder Boleslaw aus dem Lande gejagt hatte, und der bei ihm um Hilfe ansuchte. Boleslaw wurde geschlagen, mußte 3000 Mark Silbers an den Kaiser und die Fürsten, so wie 40 Mark Goldes an die Kaiserin bezahlen, seinem Bruder die entrissenen Landestheile zurück geben, und für sein künftiges gutes Betragen Geiseln stellen. In eben diesem Jahre (1157), wo Friedrich den Boleslaw demüthigte, erhob er auch den tapfern und einsichtsvollen Wladislaw den II., Herzog von Böhmen, für seine in dem Römerzuge geleisteten Dienste zum Könige dieses Landes.

Allein so groß das Ansehen Friedrichs in Deutschland war, so offenbar verachteten ihn die Italiener. Selbst der Papst, der sich doch mit ihm völlig ausgeglichen zu haben schien, gerieth mit ihm in neue Streitigkeiten, weil es zu jener Zeit in der Politik der Päpste lag, das Ansehen der Kaiser in Italien nicht zu sehr überhand nehmen zu lassen, da von einem thätigen und kräftigen Kaiser in dieser Beziehung Alles zu befürchten war. Friedrich beschloß nun im Jahre 1158 einen neuen Römerzug nach Mailand, um diese übermüthige Stadt, die am hartnäckigsten den kaiserlichen Befehlen widerstand, zu züchtigen, und überstieg mit einem glänzenden Heere die Alpen. Bei der Annäherung Friedrichs, der am 6. August mit einem deutschen Heere vor Mailand erschien, und die Stadt enge einschloß, sank aber den Mailändern der Muth. Zwar machten die Bürger einige Ausfälle, und hielten sich tapfer; allein sie mußten doch immer zurück weichen, und sahen sich endlich nach einer 4 wochentlichen Belagerung durch Hunger gezwungen bei dem Kaiser um Gnade zu bitten, welche ihnen derselbe, besonders auf die Verwendung des neuen Königs von Böhmen Wladislaw auch ertheilte, nachdem sie die Huldigung geleistet, eine kaiserliche Besatzung in die Stadt aufgenommen, und alle widerrechtlich an sich gerissenen Regalien feierlichst zurück gestellt hatten. Ueberdieß mußten sie noch 9000 Mark Silbers an den Kaiser bezahlen, und 300 Geiseln stellen. Die Huldigung geschah auf freiem Felde, fast eine deutsche Meile von der Stadt entfernt, wo dem Kaiser ein Thron erbauet war. Vor demselben erschienen die Geistlichkeit, der Adel und die Consuln von Mailand barfuß, ohne Oberkleider und mit Schwertern auf dem Nacken, die Bürger aber mit Stricken um den Hals. Nach dieser Demüthigung verschonte Friedrich zwar die Stadt von jedem fernern Uebel; allein er ließ durch 4 zu jener Zeit hoch berühmte Rechtsgelehrte die Vorrechte der deutschen Kaiser, wie solche einst in Italien bestanden, aufsuchen und zusammen stellen. Die Folge davon war, daß Friedrich einen ungemein

großen Einfluß auf Italien ausüben konnte, und ihm noch überdieß außerordentliche Privatrechte zugestanden wurden.

Diese Zugeständniße aber erweckten in Hadrian dem IV. wieder neue Besorgniße, und am meisten der Umstand, daß Friedrich die Mathildischen Güter in Italien an den bairischen Guelph als Lehen gab, auf welche der Papst selbst Ansprüche zu machen glaubte. Als daher Friedrich von Mailand abgezogen und nach Deutschland zurück gekehrt war, ermahnte er diese Stadt zur Ausdauer, und sprach über jene Städte, die der Partei des Kaisers ergeben blieben, den Bann, woher es kam, daß die alten Unruhen und die gegenseitige Feindschaft vieler sich schon längst anfeindenden Städte mit größerer Erbitterung wieder ausbrachen. Auch die Mailänder vertrieben die kaiserliche Besatzung, und da sie zugleich die vom Kaiser wegen der Vermittelung abgeschickten Gesandten nicht aufnehmen wollten, so sprach Friedrich über Mailand die Acht aus, und zog neuerdings mit einem Heere vor diese unruhige und widerspänstige Stadt. Im Frühjahre 1161 erschien er vor derselben, und es wurde ein Krieg geführt, der an Wildheit und Grausamkeit wenige seines Gleichen in der Geschichte findet, indem gegenseitige Erbitterung keine Schonung zuließ, und man den gefangenen Feind oft unter sinnreichen Martern hinrichtete. Da schwur Friedrich, daß er nicht eher seine Krone wieder aufsetzen wolle, bis die Stadt erobert sey, und nun begann das Stürmen auf dieselbe mit verdoppeltem Eifer und heftiger Wuth. Endlich am 1. März 1162 nach einer einjährigen Belagerung war die Stadt durch das unaufhörliche Steinschleudern und Bestürmen auf das Aeußerste gebracht, und verlangte zu kapituliren. Dem zu Folge kamen zuerst die Consuln von Mailand nebst den vornehmsten Edlen der Stadt in das kaiserliche Lager bei Lodi, fielen dem Kaiser zu Füßen, und unterwarfen sich, wie dieser es verlangt hatte, auf Gnade und Ungnade. Am 4. März brachten 300 Ritter die Schlüßel aller Thore und Burgen und 36 Fahnen der Stadt, und leisteten gleichfalls wie die Consuln den Eid der Treue. Einen Tag später kam endlich das gesammte Volk in 100 Scharen getheilt barfuß, mit Stricken um den Hals und Asche auf dem Haupte, mit Kreuzen in den Händen um Gnade flehend. Der Kaiser war gerade bei der Tafel, und ließ die Mailänder lange im Regen stehen; endlich erschien er, und nun ging der Zug in einer unübersehbaren Reihe an ihm vorüber. Als das Carrocio — d. i. der Fahnenwagen, welcher nach damaliger Sitte der italischen Städte das Hauptbanner Mailands, nämlich das Bild des heiligen Ambrosius auf einem hohen Maste trug — dem Kaiser gegenüber ankam, senkte sich der Baum, und der Wagen wurde zertrümmert. Da schien auch kein Zeichen von Mailands Größe mehr übrig zu seyn, und in einem namenlosen Jammer stürzte das Volk zu Boden, um Christi Willen um Erbarmung flehend. Alle, die in der Nähe des Kaisers standen, weinten, nur der Kaiser selbst blieb unbewegt. Als dieser ganze Zug vorüber war, gab er nach einer gehaltenen Versammlung seinen Spruch dahin ab, daß er zwar den Einwohnern Mailands das Leben schenke, allein wegen ihrer wiederholten Treubrüchigkeit befehle er, daß die ganze Stadt mit Ausnahme der Kirchen und einiger den Kunstschätzen gewidmeten Gebäude zerstöret werden solle. Dieser Befehl wurde auch buchstäblich vollzogen, und in wenigen Tagen lagen die Stadtmauern, Gräben, Thürme und Häuser des Volkes in Schutt und Trümmer, worauf ihnen dann der Kaiser erlaubte sich in andern Gegenden ihres Gebietes anzusiedeln. Dieses strenge Verfahren des Kaisers schreckte die noch übrigen widerspänstigen Städte von jedem ferneren Widerstande gegen den Kaiser ab, und die ganze Lombardei unterwarf sich dem kühnen Friedrich auf's Neue.

Indessen mußte aber Friedrich dennoch 4 Mal nach Italien ziehen, um die neuerdings aufrühreriſchen Lombarden zu bekämpfen, die jedesmal nach seinem Abzuge auf's Neue rebellirten. Papst Alexander III., der Nachfolger Hadrians des IV. sprach wider ihn den Bann aus, die Mailänder erbaueten in unglaublich kurzer Zeit ihre Stadt und Mauern wieder auf, und erfochten zuletzt im Jahre 1176 einen vollständigen Sieg über das kaiserliche Heer, nach welchem im Jahre 1177 ein Waffenstillstand zu Venedig zwischen dem Kaiser, dem Papste Alexander dem III. und den lombardischen Städten abgeschlossen wurde. Im Jahre 1183 kam endlich der Friede zu Konstanz zu Stande, in welchem die italischen Städte ihre selbstständige Verwaltung behielten, jedoch die kaiserliche Hoheit anerkannten. Kaiser Friedrich selbst starb auf einem Kreuzzuge, welchen er im Jahre 1189 unternommen, und in welchem er den Feind 2 Mal geschlagen hatte, in Cilicien bei der Stadt Seleucia im Flusse Saleph, welchen er schwimmend übersetzen wollte, und wurde in Tyrus beigesetzt.

WIENER STAATSBIBLIOTHEK



Die Rückkehr des Grafen Ulrich von Buchhorn,

aus der ungarischen Gefangenschaft.

Jahr 937.

Das Haus Habsburg leitet seinen Ursprung von dem ersten Herzoge der Allemanen mit Namen Etico ab, welcher im Jahre 690 nach Christi Geburt starb. Man begriff unter Allemanen einen Verein von mehreren oder allerlei deutschen Völkerschaften oder Mannen, die in der heutigen Schweiz, in Schwaben, Baden und Elsaß wohnten, deren Gebietsumfang aber nicht mit Gewißheit angegeben werden kann. In der Folge nannte man ganz Deutschland Allemanen, zum Unterschiede der Franken, die zwar gleichfalls ein mächtiger deutscher Volksstamm waren, und ursprünglich an der Saale wohnten, woher sie auch die Salier hießen, nachmals aber über den Rhein zogen, und sich in dem alten Gallien nieder ließen, dem sie sodann den Namen des Frankenlandes gaben, woraus das heutige Frankreich entstanden ist. In dieser Beziehung sind die Franzosen und Deutschen von einerlei Ursprung, und hatten zu jener Zeit auch einerlei Sprache. So wie aber in späteren Jahrhunderten dieses Volk beständig feindselig gegen seine Brüder und Stammverwandten gesinnt war, so betrug es sich auch damals schon feindselig gegen die Allemanen, und besiegte unter ihrem ersten Könige Chlodwig (Ludwig) dieselben in einer blutigen Schlacht bei Zülpich in der Gegend der heutigen Stadt Köln.

Zwar erleidet die Genealogie des Hauses Habsburg im 8. und 10. Jahrhunderte einige Dunkelheiten, was man aber dem unwissenden Zeitalter zuschreiben muß, wo die Schreibekunst nur von Wenigen verstanden und ausgeübt wurde; jedoch hat keine deutsche Familie so viele und authentische Abstammungsurkunden aufzuweisen, und kann diese auf eine so hohe Zeit zurück führen, wie die Dynastie der Habsburger, aus deren Abstammung sich auch der gemeinschaftliche Ursprung der Häuser Habsburg, Lothringen und Baden ergibt.

Den Namen Habsburg erhielt diese Dynastie von einem Schloße, welches der Bischof Werner von Straßburg auf einer Anhöhe bei Windisch an der Aar, in dem jetzigen Schweizer-Kantone Aargau erbauete, und Habsburg (Habichtsburg) nannte, und bereits wird im Jahre 1099 von diesem Schloße, dessen Ruinen noch heut zu Tage stehen, schon in einer Urkunde Erwähnung gemacht.

Durch Vermälungen und kaiserliche Schenkungen, so wie durch das Vogteyrecht über die benachbarten Kantone wurde dieses Haus bald sehr mächtig, und hatte auch große Besitzungen in Elsaß, in der Schweiz und in Schwaben, welche man in der Folge, wo die Habsburger Oesterreich erlangten, unter dem Namen der Vorlande begriff.

Zugleich mit dem Hause Habsburg wurde in der Folgezeit auch das Haus Buchhorn berühmt, welches seine Güter am Bodensee und in Schwaben hatte, und mit Habsburg durch Heirathen in Wechselverbindung und Freundschaft stand, obgleich es nie die Macht und Größe des Letzteren erreichte, und auch schon längst erloschen ist.

Der Stifter dieses Hauses war Ulrich I., ein Bruder der Hildegard, der Gemalin Karls des Großen, und lebte um das Jahr 780. Seine Nachkommen vereinigten mit der Grafschaft Argengau noch die Grafschaft Linzgau, welche Beide längs dem Ufer des Bodensees und zwar auf deutscher Seite lagen. Ihr Stammsitz war das Schloß Buchhorn, wovon noch heut zu Tage das

Städtchen Buchhorn den Namen führt, das nicht weit von dem königlich würtembergischen Schloße Hofen liegt. Dieses Schloß war früher ein Kloster, welches eine Gräfin Bertha von Buchhorn in der Mitte des 11. Jahrhunderts gestiftet hatte, nachmals aber in einen königlichen Palast umgestaltet wurde.

Unter den Nachkommen dieses Geschlechts that sich besonders Ulrich V. hervor, welcher vorzugsweise den Beinamen des Buchhorners führte, und zu den Zeiten des sächsischen Kaisers Heinrich des I. lebte. Seine Gemalin hieß Wendelgarde, und soll eine Enkelin dieses berühmten Kaisers und eine Dame von besonderer Schönheit gewesen seyn.

Während Heinrichs Regierung machten im Jahre 924 die Ungarn einen ihrer gewöhnlich furchtbaren Einfälle in Deutschland, und raubten und mordeten bis Thüringen hinein. Heinrich war damals zu einem offenen Widerstande zu schwach, und schloß sich gerüstet in die Stadt Werla im Hildesheimischen ein. Er lieferte zwar den Ungarn kleine Gefechte, die aber zu keiner Entscheidung führten, und mußte sich endlich bequemen denselben den Rückzug mit einem Tribute abzukaufen, worauf ein 9jähriger Waffenstillstand geschlossen wurde. Erst als nach Verlauf dieser Waffenruhe die Ungarn in ungeheuerer Anzahl wieder in Deutschland einfielen, konnte Heinrich, der sich mittlerweile wohl gerüstet hatte, diese ungebetenen Gäste vertreiben, indem er ihnen bei Merseburg eine schreckliche Niederlage beibrachte, daß von den Hunderttausend Ungarn, die in dieser Schlacht wider ihn kämpften, nur Wenige mehr die Heimath erreichten, worauf Deutschland durch viele Jahre hindurch von ihnen verschont blieb.

Bei jenem erst erwähnten Einfalle der Ungarn hatte Ulrich das Unglück, daß er in einem hitzigen Gefechte von denselben überwältiget und gefangen genommen wurde, worauf man ihn in die Sclaverei abführte. Bereits waren 3 Jahre verstrichen, ohne daß man eine Nachricht von ihm erhalten konnte, was seine Freunde, so wie seine trostlose Gemalin zu der sichern Meinung veranlaßte, daß er in dieser Gefangenschaft seinen Tod gefunden habe. Seine Gemalin lebte nun seit jenem Unglücksfalle einsam auf ihrem Schloße Buchhorn, bloß den Werken der Wohlthätigkeit und dem Gebete für das Seelenheil ihres geliebten Gatten hingegeben, als sie einst der fromme Bischof Salomo von Konstanz besuchte, und ihr rieth ihren Kummer Gott aufzuopfern, und das Schloß mit der Klosterzelle zu vertauschen, was ihm Wendelgarde auch zu thun versprach. Kaum aber wurde dieser ihr Entschluß in der Gegend kundbar, als sich eine Menge Ritter, worunter auch einige als Freier auftraten, zu ihr begaben, und sie von diesem Entschluße abzubringen bemüheten. Allein Wendelgarde folgte dem Rathe des Bischofs, und ging in das Kloster St. Gallen, wo sie sich die einsame Zelle der heiligen Wiborota zu ihrem künftigen Aufentbalte wählte, und hier in stiller Abgeschiedenheit und in wehmüthiger Erinnerung an ihren verlorenen Gemal ihre Tage verlebte.

Als sie einst, es war im Jahre 937, nach ihrer Gewohnheit in das Städtchen Buchhorn hinüber kam, um unter den guten Bewohnern mit Gebet und Almosen den wiederkehrenden Gedächtnißtag ihres Gatten zu feiern, und eben im Begriffe war, ihre milden Gaben auszuspenden; da mischte sich unversehens ein armselig gekleideter und mühsam sich hinschleppender Fremdling unter die Haufen der herum stehenden Armen, und bat gleichfalls um ein Almosen, vorzüglich aber um ein Kleid. Wendelgarde erfüllte sogleich die Bitte des Bettlers, dieser aber damit noch nicht zufrieden, zog die fromme Geberin an sich hin, und erfrechte sich sie in seine Arme zu schließen.

Wendelgarde erstaunte und erröthete zugleich, und schon wollten ihre Diener die Beleidigung des Unverschämten mit rüstigen Händen züchtigen, als der vermeinte Bettler schnell die falschen Haare und den Bart, wodurch er sein Gesicht entstellt hatte, abzog, seine gebückte Gestalt aufrichtete, und seine natürliche Stellung und Stimme annahm. Es war der Graf Ulrich, der jetzt vor der überraschten Gräfin stand, und in wenigen Augenblicken lagen sich die innig liebenden Gatten zum Erstaunen aller Umstehenden, die von Rührung ergriffen waren, in den Armen. Der für todt beweinte Ulrich war wieder unter den Lebenden, in den Armen seiner treuen Gattin, im Kreise seiner Buchhorner, die ihn nicht weniger geliebt und bedauert hatten. Als sich die Menge von ihrem ersten Erstaunen erholt hatte, erfüllten Jubeltöne die Luft, und gleich Wendelgarden vergoßen viele der Anwesenden Thränen der Freude und der Rührung.

Buchhorn wurde nämlich nach seiner Gefangennehmung von den Ungarn tief in ihr Land geschleppt, und daselbst einem hartherzigen Edelmanne als Sclave übergeben. Hier mußte er die niedrigsten Dienste verrichten, und sehr oft die Zielscheibe des rohen Witzes seines Gebieters und dessen Freunde

abgeben. Nach und nach erlernte er die ungarische Sprache, und als er sich darin vollkommen ausdrücken konnte, dachte er auf Mittel seinem Tyrannen zu entfliehen und in die lang vermißte und theuere Heimat zurück zu kehren. Ein Raubzug, den sein Gebieter mit einigen seiner Freunde in das benachbarte Land unternahm, während er zu Hause die Pferde hüthen und das Feld bestellen mußte, schien ihm die schicklichste Gelegenheit zu seyn, den gefaßten Plan zur Flucht in Ausführung zu bringen. Um aber auf derselben nicht entdeckt, und sodann einem grausamen Tode überliefert zu werden, verfertigte er sich von Pferdehaaren einen falschen Bart und Kopfhaare, und suchte noch überdieß durch eine gebückte Stellung und die veränderte Stimme sich gänzlich unkennbar zu machen. In dieser Gestalt durchzog er ungehindert ganz Ungarn, und gelangte bis nach Baiern, wo er seinen Bart und das fremde Gewand ablegte, was er aber in der Absicht noch bei sich behielt, um damit seine geliebte Wendelgarde, so wie seine Freunde bei seiner Ankunft in Buchhorn zu überraschen.

Sobald die ersten Ausbrüche der Freude und des Entzückens vorüber waren, verfügten sich der Graf, die Gräfin, die Diener und die Unterthanen in die Schloßkirche, um dem Allmächtigen für die glückliche Rettung des Grafen aus der harten und langen Gefangenschaft unter den rohen Heiden zu danken, und hier erst bemerkte Buchhorn zu seinem nicht geringen Erstaunen den Schleier seiner Gemalin. Mit begieriger Eile fragte er nach dem Bewandtniße mit demselben, und als man ihm die näheren Umstände davon mittheilte, äußerte er die innigste Freude, daß Wendelgarde ihre Keuschheit ungeachtet der wahrscheinlichen Vermuthung von seinem Tode und den Bewerbungen so mancher Freier bewahret habe, und willigte sogleich ein, von ihr so lange getrennt zu bleiben, bis die Kirche über ihre Rechte entschieden haben würde. Dieses geschah aber sehr bald, nachdem in einer von dem Bischofe Salomo gehaltenen Versammlung einstimmig das Urtheil dahin gefällt wurde, daß Wendelgarde, die bloß in der Meinung, daß ihr Gatte gestorben sey, den Schleier genommen hatte, jetzt, da ihr Gemal wieder erschienen sey, demselben wieder gegeben werden müsse, doch solle ihr Schleier in der Kirche aufbewahrt bleiben, und Wendelgarde die Verpflichtung haben, denselben wieder zu nehmen, im Falle Ulrich vor ihr sterben würde. Allein hier trat der umgekehrte Fall ein, denn Wendelgarde genoß nicht lange das Glück der neuen Verbindung, indem sie an den Folgen einer schweren Entbindung bald darnach starb. Nur mit Mühe ward noch die Frucht ihrer Liebe, ein munterer Knabe gerettet, und dem trauernden Vater überbracht. Er erhielt den Namen Burkhard, und machte sich nachmals unter dem Beinamen des Ungebornen als Abt von St. Gallen bekannt.

Von dem Städtchen Buchhorn genießt man eine entzückende Aussicht in die benachbarte Schweiz, dessen mit ewigen Schnee geschmückten Bergzinnen wunderbar über den grünen See herüber schauen. Aber auch der Freund der Geschichte und des Alterthums findet hier eine reichliche Nahrung, wenn er sein Auge bis in die Nähe der merkwürdigen Kolossen von Hohentwiel, dem alten allemannischen Herzogssitze streifen läßt. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie das kleine Würtemberg nach und nach die Sitze der bedeutendsten Häuser von Deutschland in sich vereinigte. Nicht nur sind es die Grafen von Buchhorn, oder aus älteren Zeiten die Grafen von Urach, von Kalw, von Vayhingen, u. s. w., dann die Pfalzgrafen von Tübingen, und andere berühmte Geschlechter, welche zu dieser Beobachtung führen, sondern Würtemberg umschließt selbst die Stammsitze der angesehendsten Fürsten-, Königs- und Kaiserhäuser. So ist das so berühmte Haus Hohenstaufen, welches dem deutschen Reiche besonders in den beiden Friedrichen so ausgezeichnete Regenten gab, ein Eigenthum Würtembergs; eben so Hohenzollern, wovon die Könige von Preußen abstammen, auch die Stammsitze der Guelphen (Welfen) und Zähringer, dieser 2 in Deutschland und selbst in Italien hochberühmten Familien sind hier zu suchen, indem die Ersten von Altdorf, Letztere aber von Limpurg, 2 schwäbischen Städten ihre Abstammung herleiten.

Nach dem Aussterben der Buchhorne im 10. Jahrhunderte, kam ihr Besitzthum auf einige Zeit unter die Verwaltung der Habsburger, deren Name schon in jener Zeit hochberühmt zu werden anfing. Jene von dem Schloße Habsburg bereits erwähnte Urkunde kömmt von Albrecht dem Reichen, dem Urgroßvater des Kaisers Rudolph her, der auf diesem Schloße starb, und den Titel eines Landgrafen von Elsaß auf seine Nachkommen vererbte. Ihm folgte sein Sohn Rudolph I., und diesem seine Söhne Albrecht IV., (der Vater des nachmaligen Kaisers Rudolph), und Rudolph II., welche beiden Brüder im Jahre 1239 die Besitzungen ihres Hauses theilten, so, daß Albrecht außer Habsburg noch die Ländereien im Aargau und Elsaß, Rudolph II. hingegen

die Grafschaften Klettgau, Rheinfelden und Laufenburg, so wie die Besitzungen in Breisgau erhielt. Albrecht IV. vergrößerte aber seine Besitzungen durch die Vermälung mit Hedwig, der Tochter des Grafen Ulrich von Kyburg, Lenzburg und Baden. Ihm folgte sein Sohn Rudolph III. als Kaiser der I., der außer diesen Besitzungen noch die Landgrafschaft Ober-Elsaß und Rheinfelden von seinem Vater erbte, jedoch mit seinen Brüdern die Grafschaft Habsburg, so wie die Vogtey über einige benachbarte Städte und Kantone, und die in Breisgau und in Schwaben liegenden Güter gemeinschaftlich verwaltete. Wenn man gleich den damaligen Umfang der Grafschaft Habsburg nicht genau angeben kann, weil man später die gesammten österreichischen Besitzungen in der Schweiz darunter begriff, so gehörten doch die Städte Bruck, Windisch und Aarau zu denselben, und ihre Basis beruhte auf einem beträchtlichen Theil von Aargau. Rudolph zeichnete sich unter seinen Brüdern durch Tapferkeit und Einsicht besonders aus, und erwarb sich auch während der letzten Regierungsjahre der Hohenstaufen die besondere Gunst derselben dadurch, daß er ihrer Partei treu anhing; und ihre häufigen Gegner demüthigen half. Als nach dem Aussterben des Hauses Hohenstaufen im Jahre 1250 in Deutschland ein 22jähriges Zwischenreich entstand, und dadurch alle Bande der Ordnung und Sitte darin sich auflöseten, erwarb sich Rudolph durch Tapferkeit, Kühnheit und Klugheit, wodurch er nicht nur seine Gegner, sondern auch das Raubgesindel überwand und bestrafte, in ganz Deutschland einen so ausgezeichneten Namen, daß, als die deutschen Wahlfürsten diesem Stande der Unsicherheit durch eine neue Kaiserwahl ein Ende zu machen beschlossen, der Erzbischof Werner von Mainz dieselben bald dahin bewegen konnte, daß sie den Grafen Rudolph von Habsburg zu ihrem Beherrscher ausriefen. Rudolph bestieg am 29. Oktober 1273 den so lange erledigten Kaisertron, und die Wahlfürsten, so wie ganz Deutschland konnten sich in kurzer Zeit zu der getroffenen Wahl Glück wünschen, denn er stellte alsbald die Ruhe und Ordnung im Reiche wieder her. Unzählige Raubschlösser, die während des Zwischenreiches fast auf jedem Hügel erbauet worden waren, wurden nach seinem Willen, und unter seiner persönlichen Anführung gebrochen und der Erde gleich gemacht, und ihre Besitzer der wohlverdienten Strafe überliefert. Bald konnte der Kaufmann mit seinen Waarenzügen, und der Wanderer mit seiner Habe ganz unbesorgt von einem Ueberfalle und Plünderung die Straße ziehen, und das verletzte Recht fand bei dem ernsten und gewaltigen Richter wieder Gehör und Genugthuung. Vorzüglich aber suchte Rudolph die Macht seines Hauses zu erweitern, und sich die Anhänglichkeit der Reichsfürsten zu verschaffen. Beides erreichte er auf eine leichte Weise dadurch, daß er 3 seiner Töchter mit den Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und Brandenburg vermälte. Da er nun dadurch der Anhänglichkeit und des Beistandes dieser Fürsten gewiß war, so konnte er es auch wagen mit seinem mächtigen Nebenbuhler, dem tapfern Przemisl Ottokar von Böhmen im Kampfe aufzutreten. Der Preis dieses zweimaligen Feldzuges war der Besitz des schönen Oesterreichs, wodurch Rudolph den Grund zur bleibenden Macht und steigenden Größe seiner Dynastie in Deutschland selbst legte, während von den ursprünglichen Besitzungen seines Hauses in den folgenden Zeiten die helvetischen, an die zur Unabhängigkeit gelangte Eidgenossenschaft, und die in Elsaß, an Frankreich verloren gingen, und nur jene in Schwaben seinem Hause verblieben.

Nach dem Tode Rudolphs (15. Juli 1291) trugen bis in unsere Tage mit nur geringen Unterbrechungen seine erlauchten Nachfolger die deutsche Kaiserkrone, und Oesterreich gelangte durch sie zu einer nie geahnten Größe und Macht, daß es unter den Staaten Europas einen vorzüglichen Rang behauptet. Nach dem Erlöschen des habsburgischen Mannsstammes mit Kaiser Karl dem VI. im Jahre 1740 wurde durch die Vermälung seiner ältesten Tochter Maria Theresia mit dem Herzoge von Lothringen Franz Stephan das Band der gemeinschaftlichen Abstammung dieser beiden edlen Häuser wieder geschlungen, dessen segensvolle Wirkungen jeder getreue Unterthan Oesterreichs mit hohem Danke anerkennen muß.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK



Die Deputirten der k. k. Kreisstadt Judenburg

erscheinen vor dem französischen Obergenerale Buonaparte.

Jahr 1797.

Mit dem Falle Mantuas (2. Februar 1797), welche Festung der alte brave Wurmser so heldenmüthig vertheidigte, bis ihn endlich der eingerissene Mangel an Lebensmitteln zur Uebergabe zwang, war die Herrschaft Oesterreichs in Italien zu Ende. Buonaparte, der damals den Oberbefehl in Italien führte, wollte die bereits errungenen Vortheile benützen, und beschloß Oesterreich auf eigenen Boden anzugreifen, und mit gewaffneter Hand zum Frieden zu zwingen.

Das Ansehen dieses Befehlshabers war zu jener Zeit schon so hoch gestiegen, daß er sich gar nicht mehr die Mühe nahm, das Directorium in Paris um die Einwilligung zu diesem kühnen Vorhaben zu ersuchen. Eine Reihe von glänzenden Siegen, welche er bereits in Italien und selbst in dem fernen Aegypten wider seine Feinde errungen hatte, machten ihn zum Abgotte seiner Soldaten, die sich unter seinen Befehlen für unbezwingbar hielten. Selbst ganz Europa staunte diesen Helden an, der aus einem dunklen Schoße entsprungen, durch seine neue Art des Kriegführens das ganze alte System dieser Kunst über den Haufen warf, und seine Leute zu fabelhaften Siegen führte.

Bereits hatte Oesterreich seit dem Beginne des italischen Krieges diesem Feldherrn 4 Heere entgegen gesetzt, ohne seinem Siegeslaufe Einhalt schaffen zu können; jetzt, da er aber die Erbstaaten selbst bedrohete, war es hohe Zeit ihm ein neues und zwar ein fünftes Heer entgegen zu stellen, sollte er nicht die schönen Provinzen dieses Landes wie im Triumphe ungehindert durchziehen, und vielleicht schon damals in der Hauptstadt dem Kaiser die Friedensbedingnisse vorschreiben.

Aber woher sollte dieses Heer genommen werden? Der Erzherzog Karl, der Bruder des Kaisers, ein junger General voll Talent und Thatkraft kämpfte zu jener Zeit glücklich gegen die Franzosen am Rhein, und war gesonnen, wie Buonaparte von Italien aus nach Oesterreich eindrang, ebenfalls von Deutschland in Frankreich einzufallen; allein ein Befehl seines Bruders rief ihn eiligst von dem Schauplatze seiner ruhmvollen Thaten ab, um das Vaterland von einem gefährlichen Gegner zu befreien. Auch war Niemand dazu geschickter als dieser Erzherzog, der seinem Gegner an militärischer Einsicht und einem kraftvollen Muthe nichts nachgab, und eben so wie jener auch die Liebe der Soldaten und der Landesbewohner im vollsten Maße besaß. Die Armee, über welche der Erzherzog den Oberbefehl übernahm, zählte aber kaum 33,000 Mann, während jene des Buonaparte sich über 70,000 Mann belief, und überdieß noch von dem Heere am Rhein, und durch die Divisionen des Bernadotte und Delmas verstärkt wurde. Buonaparte sah sich also beim Beginne der Feindseligkeiten zum ersten Male im Besitze der numerischen Ueberlegenheit seiner Streitkräfte, und er zögerte auch nicht, diesen Vortheil sogleich zu benützen und nach Oesterreich vorzudringen. In dieses Land führen von Italien aus zwei Wege, nämlich durch Tirol, oder das Friaulische, welch' Beide aber bereits von den österreichischen Truppen besetzt waren, weßhalb Buonaparte es jetzt für gut fand seine Armee zu theilen, um keine Seite unbeschäftigt zu lassen. Er gab in dieser Absicht dem Generale Joubert den Befehl, mit beiläufig 20,000 Mann in Tirol einzudringen, den Feind zurück zu drängen, und sich daselbst einen Weg aufzusuchen, durch welchen er wieder mit ihm sich vereinigen könne, während er selbst mit 40,000 Mann gegen den Erzherzog in Friaul vordringen, und ihn schlagen wollte. Der ganze Plan dieses Feldzuges wider den Erzherzog trägt das Gepräge einer an Verwegenheit grenzenden Kühnheit des französischen Obergenerals, und wäre auch beinahe zum Verderben des Joubert'schen Truppenkorps, und vielleicht in Folge desselben zur Vernichtung des ganzen Heeres ausgefallen; allein Buonaparte vertrauete auf sein bisheriges ununterbrochenes Glück und die Uebermacht seiner Streitkräfte, und äußerte bei seinem Vordringen in Friaul, daß ihm Oesterreich bisher 4 Heere ohne Feldherren, und jetzt einen Feldherrn ohne Heer entgegen gesetzt habe.

Ehe sich die französischen Truppen in Bewegung setzten, erließ der General Buonaparte von seinem Hauptquartiere in Bassano eine Proklamation an dieselben, welche eine um so größere Wirkung hervor brachte, als sie in allen ihren Theilen wahr, und ganz auf die Erhebung des Selbstgefühls der Soldaten berechnet war. »Nur noch einen Schritt,« sagte Buonaparte am Schluße derselben, »und das Ziel ist erreicht.« Merkwürdig dabei ist, daß dieser rastlose Feldherr die Erreichung dieses Zieles nur wieder als einen Schritt zu einem weitern und umfassenderen Unternehmen ansah, und mit prophetischem Geiste, oder, weil der Gedanke bereits in ihm erwacht war, auf seine späteren Expeditionen hindeutete, wobei er sich mit Alexander dem Großen, dem Könige von Macedonien in Vergleichung setzte, welcher eine halbe Welt mit dem Schwerte erobert hatte.

Am 10. März 1797 brach Buonaparte von Bassano auf, und Massena, welcher den linken Flügel kommandirte, warf sich mit Ungestüm auf den äußersten rechten Flügel der Oesterreicher unter Lusignan, und drängte ihn zurück. Zu derselben Zeit rückte Buonaparte im Centrum vor, überschritt die Piave, und schlug am 12. März sein Hauptquartier in Conegliano auf. Am 16. erzwang er den Uebergang über den Tagliomento, und nöthigte die Oesterreicher zum Rückzuge nach Palma-Nova. Massena, der bereits im Besitze der wichtigsten Engpässe von Ponteba war, marschirte auf Tarvis. Hier warf sich der Erzherzog Karl, dessen Hauptarmee indessen sich nach Klagenfurt zurück gezogen hatte, ihm entgegen, mußte aber am 24. März das Feld dem Feinde jedoch erst nach einer mörderischen und heldenmüthigen Gegenwehre überlassen. Am 17. März hatten die Divisionen Bernadotte und Serrurier die Stadt Gradisca genommen, und den österreichischen Obersten Andreossy über den Isonzo verlegt. Nun verlegte Buonaparte sein Hauptquartier nach Görz, während Bernadotte den geschlagenen Feind nach Laibach verfolgte. An demselben Tage, an welchem Massena Tarvis nahm, zog der französische General Dugna in Triest ein, Buonaparte aber ging bei Villach über die Drau, und schlug sein Hauptquartier in Klagenfurt auf. Der Erzherzog, welcher aus allen Stellungen vertrieben war, zog sich eiligst nach Neumark zurück, wo er seine Streitkräfte sammelte, neue Verstärkungen an sich zog, und sich mit aller Macht vorbereitete, um diesen wichtigen Punkt mit Nachdruck zu behaupten.

Buonaparte erließ von Klagenfurt aus eine Proklamation an die Bewohner von Kärnthen, Krain und Istrien, welche voll von den Gesinnungen der Gerechtigkeit und Mäßigung lautete, und worin versprochen ward, daß er den Aufenthalt der französischen Heere in diesen Provinzen so wenig lästig als möglich machen werde. Ein Versprechen, dem aber schlecht Folge geleistet wurde.

Indessen hatte Joubert seinen gefährlichen Auftrag mit eben so viel Muth als Glück ausgeführt. Nachdem er aus dem Hauptquartiere in Görz den Befehl zum Angriffe erhalten hatte, setzte er sich am 20. März in Bewegung, ging bei Segonzano über die Levisa, vertrieb die Oesterreicher unter Laudon und Kerpen aus ihren Stellungen zu Cambra und St. Michael, schlug sie bei Tramin und Klausen, und drängte sie hinter den Brenner zurück. Wäre jetzt Moreaus Armee vom Rheine her vorgerückt gewesen, wie es der Hauptplan des Krieges gegen Oesterreich mit sich brachte, so hätte Joubert derselben leicht die Hand bieten, oder wenigstens eine Unterstützung an ihr haben können. Allein das auf Buonaparte eifersüchtige Direktorium hatte ihm nicht Wort gehalten, und als Joubert bis Brixen vordrang, kam er durch den plötzlich rings um ihn auflodernden Aufstand des Tiroler Landvolkes in die äußerste Gefahr entweder abgeschnitten, oder aufgerieben zu werden. Er mußte daher den Rückzug antreten, der zwar sehr rasch ausgeführt wurde, aber beschwerlich und mit vielem Menschenverluste verbunden war, indem ihm die auflauernden Tiroler auf der Ferse nachfolgten, und ihm, ehe er bei Klagenfurt zur Hauptarmee stossen konnte, 8000 Mann tödteten, so, daß Jouberts Armee bei seiner Verbindung mit Buonaparte nur mehr 12,000 Mann stark, und äußerst erschöpft war. Durch den Heldenmuth der Tiroler hatten aber Laudon und Kerpen Luft bekommen, und trieben einen Rest der Franzosen in verschiedene Festungen zurück, setzten sich in den Besitz eines Theiles der Lombardei, und nahmen Triest und Fiume den Franzosen wieder ab, während ganz Ober-Italien dem Beispiele Tirols nachahmte, und sich in Masse wider den verhaßten Feind erhob.

Buonapartes Lage wurde durch diese Diversion in seinem Rücken allerdings bedenklich, und dieß um so mehr, da auch die Republik Venedig *) sich wider ihn erhob, und er mitten in einem ge-

*) Venedig verdankt seinen Ursprung einigen armen Bewohnern Italiens, welche aus Furcht vor den Hunnen unter Attila, der die Stadt Aquileja zerstört hatte, im Jahre 568 n. Ch. auf die Lagunneninseln des

birgigen Lande war, deren Bewohner ihrem Kaiser mit aller Treue und Liebe anhingen. Buonaparte erkannte jetzt seine gefährliche Lage sehr gut, und ergriff den Umständen gemäß die klügste Sache, indem er nämlich dem Erzherzoge Karl den Frieden anbot. Da aber dieser noch keine Vollmacht zur Unterhandlung hatte, so erfolgte von ihm eine abschlägige Antwort, und Buonaparte sah sich genöthiget seine Kriegsoperationen zu erneuern.

Er brach also gegen die feste Stellung der Oesterreicher bei Neumark auf, überwältigte dieselbe am 2. April, schlug die Oesterreicher am 4. d. M. bei Hundsmarkt, und zog am 7. in der Kreisstadt Judenburg in Steiermark ein. Da hier die ersten Friedenspräliminarien verhandelt wurden, so dürfte eine kurze Darstellung der Schicksale dieser Stadt während dieses Feldzuges nicht ohne Interesse seyn.

Bereits am 22. März 1797 verbreitete sich in dieser Stadt die dumpfe Sage, daß der feste Paß bei Ponteba (Pontafel) von Massena überwältigt sey, wodurch er den Schlüssel von Kärnthen und Steiermark in Händen habe. Schon 2 Tage nach der Verbreitung dieser Sage langten aus Kärnthen eine Menge Wägen mit Ausgewanderten in Judenburg an, daß bald kein Unterkommen mehr für sie zu finden war. Das Gewühl verstärkte sich von Tag zu Tag, und am 1. April erschienen mehrere versprengte österreichische Soldaten, die hier mit Gewehren und Munition auf's Neue versehen wurden, und wieder zu ihren Truppen zurück kehrten, aus deren Munde die Nachricht von dem Vorrücken des Feindes leider bestätigt wurde. Am 3. April Nachmittags erschien hier der Erzherzog Karl in Begleitung von 8 Generälen und mehr als 70 Staabs- und Oberofficieren. Ein Strahl der Freude belebte die Bürger Judenburgs bei dem Anblicke dieses 26jährigen geliebten Helden, bei welchem Würde mit Herzensgüte vereint waren, und der nun den zagenden Bürgern Muth einsprach, und ihnen eine baldige Befreiung von ihren Besorgnissen zusicherte. Am 4. April verließ der Erzherzog unter vielen Segenswünschen der Bewohner die Stadt, und unmittelbar nach ihm nahm die kaiserliche Armee ihren Durchzug, der mehrere Stunden dauerte, während ein Theil des Nachtrabs sich dicht vor der Stadt auf den Feldern lagerte. Um die Mittagszeit hörten die besorgten Einwohner bereits mehrere Schüße fallen, die immer zahlreicher wurden, und als Verkündiger des nahen und blutigen Schauspieles in den gepreßten Herzen der Bewohner eine nicht zu beschreibende ängstliche Empfindung erzeugten. Bald tönte das große und kleine Geschütz immer näher, und die Adjutanten flogen rastlos hin und her. Alle Einwohner schlossen aus Furcht ihre Häuser, und bereits sah man mehrere blessirte österreichische Krieger auf Wägen durch die Stadt führen. Husaren vom Regimente Erzherzog Joseph vertheidigten zuletzt den Eingang der Stadt, die nun von dem Feinde in Besitz genommen wurde. Es war die Division des gefürchteten Generals Massena, die 15,000 Mann stark in die Stadt einzog; ein elendes Kriegsvolk, ohne Schuhe, auch fast ohne Kleidung, aber reich an Fluch- und Schimpfwörtern, womit sie die geängsteten Einwohner belästigten, und wofür sie es in ihren Quartieren recht bequem haben wollten. Massena, welcher sich selbst in dem Pfarrhofe einquartierte, schrieb am folgenden Tage für die Stadt eine ungeheuere ja unerschwingliche Kontribution an Lebensmitteln aus, und bedrohte die

---

adriatischen Meeres, besonders auf die Insel Rialto flüchteten. Diese Auswanderer errichteten hier eine kleine Volksrepublik, und hatten Tribunen zu ihren Vorstehern. Allein schon im Jahre 679 erwählten sie einen Herzog oder Doge, und bereits im Jahre 737 stand eine volkreiche Stadt, die aus dem Meere empor gestiegen zu seyn schien, auf der Insel Rialto. Dieß war das heutige Venedig, das durch Handel und Schifffahrt gehoben, nach und nach die Herrschaft auf dem adriatischen Meere an sich riß, und in dem Mittelalter unstreitig der reichste und mächtigste Handelsstaat in Europa wurde. Die ursprüngliche Volksregierung verwandelte sich aber zuletzt in eine erbliche Aristokratie (1297), und bereitete dadurch den Untergang dieser Republik vor. Am mächtigsten war Venedig zu Ende des 15. Jahrhunderts, wo hier Künste und Wissenschaften mehr als in irgend einem andern Lande der Welt blüheten, und ein großer Theil Ober-Italiens, so wie viele Inseln im jonischen Meere ihm gehorchten. Allein das Sittenverderbniß war zu jener Zeit hier unbeschreiblich, und der von den Portugiesen neu entdeckte Seeweg nach Indien beraubte die Republik des Handelsmonopols dahin, der bisher in ihren Händen war, und verstopfte die Quellen ihres Reichthums. Venedigs Macht verfiel von Jahr zu Jahr, und begnügte sich, sein bereits durch die Türken geschwächtes Gebiet nur zu erhalten; allein im französischen Revolutionskriege ward die Republik (1797) ein Opfer der französischen Gewalt, und als sie, während Buonaparte in Steiermark stand einen Aufstand wider ihn erregte, zog dieser General, nachdem er mit Oesterreich die Friedenspräliminarien zu Leoben unterzeichnet hatte, vor die Stadt Venedig, eroberte sie, und machte der 12hundertjährigen Republik ein Ende. Gegenwärtig ist Venedig ein Bestandtheil des österreichischen Kaiserstaates.

Kommissäre mit dem Tode zu bestrafen, wenn das Begehrte nicht in der festgesetzten Zeit von ihnen geliefert seyn würde. Das war also der in der Proklamation Buonapartes ausgesprochene Geist der Mäßigung und Billigkeit!

Mit gleicher Geringschätzung empfing Massena die Municipalität dieser Stadt, welche ihm Nachmittags den 5. April die Aufwartung machte. Er wiederholte vielmehr vor ihnen seine angedrohte Strafe, und dehnte solche noch auf den Bürgermeister und den Kreishauptmann aus, wenn nicht die Viktualien mit dem Anbruche des nächsten Tages herbei geschafft seyn würden. Hierauf entließ er die Zagenden mit dem leidigen Troste, daß er, wenn man seinen Befehlen pünktlich nachkomme, die Stadt von der Plünderung verschont lassen werde. Wirklich schafften die Einwohner dieser Stadt mit unsäglicher Mühe theils aus eigenen Mitteln, theils durch die Unterstützung der Nachbarschaft zur bestimmten Zeit die verlangte Kontribution herbei; allein damit waren weder Massena, noch seine Officiere und Soldaten zufrieden, wovon die Letztern in kleinen Truppen-Abtheilungen sich auf dem Lande herum zerstreueten, und die ärgsten Gewaltthaten begingen. Endlich verließ Massena am 7. die hartgeängstete Stadt, und Nachmittags um 4 Uhr desselben Tages zog der Obergeneral Buonaparte an der Spitze der Division Augereau in dieselbe ein, begleitet von seinem Generalstabe und einer zahlreichen Leibwache. Auch er wurde in dem Stadtpfarrhofe einquartiert, während seine Officiere sich in den Bürgershäusern zerstreueten. Gleich nach seiner Ankunft verfügte sich die Municipalität dieser Stadt zu ihm, um seine Nachsicht für die bereits erschöpften Bewohner zu erflehen, die aber erst nach einem langen Warten in sein Zimmer vorgelassen wurde. Man war höchst gespannt den Mann zu sehen, der durch seine Siege sich in Europa einen so großen Ruhm erworben hatte, und stellte sich denselben als einen kraftvollen, jungen und feurigen Mann vor. Aber wie sehr erstaunte die Deputation, als sie in dem Obergenerale einen von den Kriegsstrapatzen blaßen, abgemagerten, fast erschöpften, und dadurch um mehrere Jahre in seiner Gesichtsbildung zurück gesetzten Mann erblickte. Buonaparte ging der Deputation, an dessen Spitze sich der Gutsbesitzer der Herrschaft Weyer, Namens Franz von Gratta-Heinrichsberg befand, ruhig entgegen, redete sie lächelnd, und mit einer leisen Stimme an, und bedeutete ihnen, daß sie sich in sein Zimmer begeben möchten. Hier machte der Pole Sulkovsky den Dollmetsch, und General Berthier, der ihm immer zur Seite stand, entfernte sich jetzt einige Schritte seitwärts, ohne sich in das Gespräch einzumengen.

Buonapartes Fragen verriethen den denkenden Kopf, seine Miene blieb aber kalt und ruhig. Uebrigens behandelte er die Municipalität mit einer Achtung, die sie sich nicht versprochen hatte. Als man sich beklagte, daß die französischen Truppen durch Plündern großen Schaden verursacht hätten, versprach er ihnen die Vergütung desselben, und erkundigte sich zugleich angelegentlich um die Denkungsart der Ober-Steiermärker, worauf man aber mit großer Freimüthigkeit antwortete, daß in diesem kalten Alpenlande der französische Freiheitssinn nicht gedeihen, und die feindliche Armee großen Schaden erleiden werde. Darauf wollte er Neuigkeiten aus Oesterreich und Ungarn wissen, als man sich aber entschuldigte, darüber in gänzlicher Unwissenheit zu seyn, so entließ er die Stadt-Deputation mit einem Anstande, der für Massenas rohes und hartes Betragen einigermassen schadlos hielt, aber dennoch die Excesse nicht verminderte, welche die französischen Soldaten an den unglücklichen Bewohnern ausübten, noch die täglich immer drückender werdenden Requisitionen erleichterte. Am 9. April begab sich Buonaparte nach Leoben, nachdem er einen Tag früher in Judenburg ein Schreiben von dem Kaiser aus Wien wegen des zu unterhandelnden Friedens durch den General Meerfeld erhalten hatte. Buonaparte war mit den Bedingnissen dieses Schreibens zufrieden, und noch an demselben Abende wurde ein Waffenstillstand von 5 Tagen unterzeichnet, welcher für die beiden kriegführenden Parteien gleich erwünscht war, und später verlängert wurde. Am 18. April wurden die Friedenspräliminarien zu Leoben, wohin Buonaparte sein Hauptquartier verlegt hatte, unterzeichnet, und bereits am 19. passirte ein Kurier in gröster Eile durch Judenburg, welcher die Nachricht von diesem Ereignisse den frohen Bewohnern mittheilte. Aber erst am 28. April verließ der französische Platzkommandant diese Stadt, welche also 24 Tage lang unter dem Joche der übermüthigen Freiheitsmänner geseufzt, und durch endlose Requisitionen und Erpressungen ihren Wohlstand auf lange Jahre hin eingebüßt hatte.

Die Friedenspräliminarien, welche zu Leoben unterzeichnet wurden, führten endlich am 27. Oktober 1797 den Definitiv-Frieden zu Campo Formio, einem Schloße bei Udine herbei, in welchem Oesterreich auf Belgien, die Lombardei und Breisgau Verzicht leistete, und wodurch die erste Periode des französischen Revolutionskrieges geendigt wurde.

K.K. HOF- UND STAATSBIBLIOTHEK



Die Schlacht bei Kulm in Böhmen.

Am 30. August 1813.

Der Winterfeldzug vom Jahre 1812 hatte dem Kaiser Napoleon die schönste Armee gekostet, welche Europa je gesehen hatte, denn von den 600,000 Kriegern, die er in das unermeßliche Rußland führte, kamen kaum 60,000 Mann, und diese nur in einem elenden und erbarmungswürdigen Zustande nach Deutschland zurück. Seine ganze schöne und zahlreiche Artillerie, mehr als 1000 Kanonen, fielen in die Hände der Russen, seine ganze Reiterei war vernichtet, und der Glaube an seine Unbesiegbarkeit gebrochen. Allerdings wurden die französischen Legionen weniger durch das Schwert des Feindes, als vielmehr durch Hunger und eine furchtbare Kälte aufgerieben. Dieser Verlust wurde für den französischen Kaiser jetzt um so mehr empfindlich, da sich dadurch auch der Abfall der mit ihm früher verbundenen Fürsten vorbereitete, welche nur auf eine günstige Gelegenheit gewartet zu haben schienen, um das drückende und verhaßte Fremdlingsjoch abzuwerfen. Als Napoleon den Feldzug wider Rußland eröffnete, gehorchte seinen Befehlen halb Europa, von der Elbe an bis jenseits der Tiber. Stolz auf diese Macht und sein bisheriges ungetrübtes Glück brach er bei dem Ausmarsche seiner Truppen in die Worte aus: »Rußland gehe seinem unvermeidlichen Untergange entgegen!« Doch das Schicksal der Völker liegt in andern Händen als jenen eines Sterblichen, und es ist eine Vermessenheit, ganzen Nationen ihre Vernichtung zu prophezeihen, wäre auch die physische Gewalt des Redners so groß, daß ihr keine andere gleiche mehr entgegen gesetzt werden könne.

Zwar war Napoleons Macht durch den russischen Feldzug nicht vernichtet, denn er konnte noch immer aus seinen ihm eigenen und der Verbündeten Länder zahlreiche Armeen rekrutiren; allein, wenn deren Zahl auch noch so groß werden sollte, so konnten sie ihrer innern Beschaffenheit noch nicht mit jenen früheren Heeren verglichen werden, welche, von ihm angeführt, den Feldzug gewöhnlich durch die erste Schlacht zu entscheiden pflegten. Auch ließen sich Reiterei und Artillerie nicht so geschwind und so brauchbar wieder herstellen. Was aber die Hauptsache war, so hatte man dem französischen Kaiser seine Kriegskniffe abgelernt, welche im Wesentlichen darin bestanden, daß man dem Feinde die Stirne biete und sich auf's Tapferste schlage, der Kunst durch Kunst begegne; daß man aber, wenn die Gegenkraft nicht zu überwinden wäre, den Kampf in gehöriger Zeit abbreche, um noch eine Armee zu erhalten, die sich ohne Mühe ergänzen und wieder aufstellen lasse, wodurch die Geduld des ungestümen Feindes erschöpft, und seine Tapferkeit gleichsam abgenützt werde.

Die erste Folge von dem Mißgeschicke, welches Napoleon in Rußland erlitten hatte, war die Lossagung Preußens von seiner Verbindung mit Frankreich, und seine innige Vereinigung mit Rußland. Das gegenseitige Schutz- und Trutzbündniß wurde am 2. März 1813 in Breslau geschlossen, und Rußland verpflichtete sich in demselben die Waffen nicht früher nieder zu legen, als bis Preußen bezüglich seines Länderumfanges, seiner Bevölkerung und Einkünfte wieder in derselben Lage hergestellt sey, in welcher es sich vor dem Kriege vom Jahre 1806 befunden hatte. Seit jenem für dieses Königreich so unheilvollen Jahre, wo es nach der Schlacht bei Jena gleichsam wie mit einem Schlage zertrümmert wurde, war das unglückliche Preußen mehr als irgend ein von Napoleon unterjochtes Land der Hab- und Plünderungssucht der französischen Emissäre ausgesetzt, und selbst seine politische Existenz ruhte auf sehr schwankenden Grundfesten. Der empörende Uebermuth der französischen Soldadesca gegen ein deutsches Volk, welches so große Erinnerungen in seinem Busen trug, konnte natürlich keine Sympathie zwischen den beiden Nationen erzeugen, und der lange wie in einem tiefen Schlummer versunken gelegene deutsche Geist erwachte beschämt plötzlich wieder, und schüttelte zürnend an den verhaßten Fesseln. Preußens Jugend gab zuerst das schöne Beispiel des wieder erwachenden Freiheitsgefühles, und scharenweise reiheten sich die edelsten Söhne dieses Landes den alten Kriegern an. Bald schloß sich kein Alter und kein Stand von dieser schönen Pflicht aus, und das bisher wie in starrer Ohnmacht befangene Preußen, welches, wie sich einst Napoleon äußerte, sein Fortbestehen nur in seiner Gnade finde, erschien jetzt wie mit einem Zauberschlage kräftig und furchtbar auf dem Kampf-

platze, und riß durch seine Begeisterung halb Deutschland mit sich fort. So hatte der Druck des Feindes, Preußens Gemeingefühl geweckt, die Scheidewände, welche früher Volk und Adel getrennt hatten, nieder gerissen, das gegenseitige Vertrauen begründet, und eine moralische Kraft erzeugt, welche mehr als Musketen und Kanonen den künftigen Sieg der gerechten Sache verbürgte.

Napoleon hatte die Trümmer seiner geschlagenen Armee bei Smorgony am 5. December 1812 verlassen, und war über Dresden nach Paris geeilt, wo er am 18. d. M. anlangte. Gleich am nächsten Tage hielt er im Senate eine Rede, wo er sein großes in Rußland erlittenes Unglück der Kälte zuschrieb, und 350,000 Mann forderte, um seinen gesunkenen Ruhm wieder aufzurichten, welche ihm der unterthänige Senat auch bewilligte. Die Nachricht von der Convention, welche der preußische General York am 30. December zu Poscherau mit den Russen schloß, so wie jene der russisch-preußischen Allianz zu Breslau, erfüllte Napoleons Seele mit Wuth, und er bereuete es jetzt, diesen Staat nicht ganz vernichtet zu haben. Am 27. März 1813 erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Frankreich, und mit diesem Tage beginnt eigentlich der Kampf für Deutschlands Freiheit und Errettung vom französischen Joche.

Allein die Verbündeten konnten eben so gut voraus sehen, daß sie keine kleine Aufgabe zu lösen haben; denn ungeachtet seines in den Eiswüsten Rußlands erlittenen ungeheueren Menschenverlustes war ihnen Napoleon dennoch an der Zahl seiner Streitkräfte überlegen, und hatte mit bewundernswerther Schnelligkeit noch im Anfange des Jahres 1813 drei gewaltige Armee-Korps gebildet, die in Eilmärschen nach der Saale hinauf zogen. Das fehlende Geschütz mußten theilweise die Festungen decken, und die Post die Pferde zur Reiterei liefern. In Frankfurt am Main sammelte sich die kaiserliche Garde, ein so beträchtliches Korps, daß es füglich für eine Armee gelten konnte, und noch waren in den Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe viele Veteranen von der sogenannten großen Armee gelegen. Zwar sah jetzt Napoleon wohl ein, daß sein einst gehegter Lieblingsplan, nämlich in Europa eine Universalmonarchie zu gründen, nicht mehr ausführbar sey, auch seine Idee eines Kontinental-Systems zur Vernichtung Englands war erschüttert, und er konnte es bereits merken, daß er in den deutschen Fürsten nicht mehr so gefällige Werkzeuge seines dictatorischen Willens besitze; allein dennoch war die Achtung für seine militärischen Talente nicht gemindert, und noch immer erfüllte sein Name die Völker Europas mit Ehrfurcht, wenn nicht mit Zagen.

Im April 1813 setzten sich seine Armeen nach Sachsen in Bewegung, und am 11. d. M. reisete Napoleon von St. Cloud zur Armee ab, nachdem er früher seine Gemalin Maria Louise zur Regentin während seiner Abwesenheit eingesetzt hatte. In Mainz begrüßten ihn mehrere Fürsten des Rheinbundes, wiewohl zum letzten Male als ihren Beschützer. Hier verweilte er mehrere Tage, mit nichts anderen beschäftiget, als mit den Anordnungen zur Vertheidigung des Reiches, im Falle es ihm dießmal in Deutschland mißlingen sollte. Den meisten Kummer machte ihm aber Oesterreich, denn wessen Partei dieses ergreifen würde, dort mußte das Uebergewicht und der Sieg nothwendig Statt finden. Um nun diese Macht für sich zu gewinnen, hatte Napoleon in eben dem Geiste, von welchem seine Politik bisher belebt gewesen war, eine Theilung Preußens vorgeschlagen, und Oesterreich eingeladen, das in den früheren Kriegen eingebüßte Schlesien wieder an sich zu nehmen. Allein der edle Kaiser Franz verschmähete diesen Antrag, und nun konnte Napoleon mit Sicherheit darauf rechnen, daß dieser mächtige Staat dem Bündnisse Rußlands und Preußens beitreten werde; eine Aussicht, welche ihn in seinen militärischen Operationen von allen Seiten hemmte, den glücklichsten Erfolgen, wenn sie Statt fanden, ihre Kraft benahm, und diesen Krieg mehr als jeden andern, den er bisher geführt hatte, zu einem bloßen Glücksspiele machte.

Während dieser Zeit waren seit Preußens Kriegserklärung an Frankreich bereits mehrere blutige Gefechte in Deutschland zum Nachtheile der Franzosen vorgefallen. So vernichtete der preußische General Dörenberg am 2. April das Korps des Generals Morand bei Lüneburg; am 5. siegte York bei Möckern gegen Eugen, und bei Langensalza und Weimar fielen ebenfalls für die Franzosen nachtheilige Gefechte vor. Eben so waren die preußischen Waffen bei Halle, Merseburg und Weissenfels siegreich, bei welcher letzten Stadt der französische General Bessieres selbst blieb.

Obgleich aber alle diese Gefechte für die eigentliche Entscheidung des Kampfes kein Resultat liefern konnten, so hatten sie doch den moralischen Vortheil, daß die preußische Jugend, die sich hier zum ersten Male mit dem gefürchteten Gegner maß, einsah, daß auch die Franzosen besiegt werden könnten, und zwar selbst dann, wenn sie solche in Uebermacht angriffen, was allerdings den Muth der Nation über-

haupt sehr beleben und erheben mußte. Nun hatten sich aber die großen Armeen Napoleons in Sachsen versammelt, und er selbst befand sich an ihrer Spitze. Dieses Königreich, welches vermöge seiner geographischen Lage im Herzen von Europa schon seit Jahrtausenden her das eigene Schicksal hatte, der Tummelplatz streitender Völker zu seyn, wurde jetzt wieder der Schauplatz eines ungeheueren Kampfes, und wieder sollte auf seinen Ebenen das Schicksal Europas entschieden werden. Wie hier einst Gustav Adolph, der sieggekrönte Schwedenkönig vor 181 Jahren wegen der Glaubensfreiheit kämpfte, so kämpften auch jetzt die vereinigten preußischen und russischen Heere unter dem Generale Wittgenstein um die politische Freiheit Europas, und zwar auf derselben Ebene bei Lützen. Es war am 2. Mai 1813, als Napoleon diesen General mit 100,000 Mann angriff, während ihm derselbe nur 70,000 Mann entgegen stellen konnte. Die Schlacht war blutig und hartnäckig, denn Napoleon sah ein, daß wenn er diese erste große Schlacht in Deutschland verlieren würde, sein Ruhm unfehlbar verloren seyn müßte. Aber ungeachtet seiner Uebermacht konnte er die Preußen und Russen nicht zum Weichen bringen, auch eroberte er keine Kanonen, wie es sonst bei ihm der Fall war, wohl verlor er selbst mehreres Geschütz, und eben so war auch die Zahl der Gefangenen, die er machte, ganz unbedeutend; da aber die Verbündeten am andern Morgen das Schlachtfeld räumten, und sich in guter Ordnung zurück zogen, so eignete er sich dennoch den Sieg mit prahlenden Worten zu. Auf diesem Rückzuge fielen mehrere blutige Gefechte, wie bei Rochlitz, Haarburg, Meißen und Bischofswerda vor, noch heftiger aber waren jene bei Weissig und Königswertha; allein bei allen diesen Gefechten konnte Napoleon seinen Plan, die weichenden Heere durch stetes Verfolgen und Scharmützeln zu ermatten, und zu demoralisiren, so wie er es bei seinen früheren Feldzügen zu erleben gewohnt war, nicht erreichen; ihm Gegentheile stellte sich ihm Wittgenstein am 20. Mai bei Bautzen mit neuer Kampflust entgegen, und überließ ihm erst nach einem 2tägigen mörderischen Kampfe das Schlachtfeld. Aber, so wie in der Schlacht bei Lützen, eben so konnte sich in dieser Napoleon der feindlichen Siegestrophäen rühmen, und der Rückzug der Verbündeten wurde wie früher in der schönsten Ordnung und zwar jetzt nach Schlesien angetreten, wo dann zu Poischwitz am 4. Juni zwischen den streitenden Mächten ein Waffenstillstand Statt fand, der bis zum 26. Juli dauern sollte, nachmals aber bis zum 10. August verlängert wurde.

Während dieser Zeit bemühete sich Kaiser Franz einen dauernden Frieden zwischen Napoleon und den Verbündeten herzustellen, weßhalb er sich, um dem Kriegsschauplatze näher zu seyn, am 1. Juni nach Prag begab. Allein Napoleon sah dieses Mittleramt seines Schwiegervaters ungerne, weil es seinem Stolze kränkend schien, daß er, wenn er diese Vermittelung annehme, in die Gleichheit mit den übrigen Souveränen zurück zu treten gezwungen seyn würde. Daher kam es nun, daß er in seinen Entschlüssen nur zweideutige Aeußerungen abgab, und das Friedensgeschäft so lange hinaus zu schieben versuchte, bis er seine Rüstungen vollendet haben würde. Aber auch Oesterreich und die Verbündeten waren nicht saumselig gewesen, und da man zuletzt die Machinationen des französischen Kaisers, dem es um den Frieden eigentlich nie Ernst gewesen war, durchschauete, und man in ihm nur einen unersättlichen Eroberer erkannte, dem an der Ruhe und dem Glücke Europas nichts gelegen war, so erklärte Oesterreich am 10. August 1813 dem französischen Kaiser den Krieg, zog seine Truppen, die es bisher zur Beschützung der Grenzen aufgestellt hatte, zusammen, und ließ dieselben zu den Verbündeten stossen.

Nun war die Uebermacht auf der Seite der Alliirten, und Napoleon konnte sein Schicksal in Deutschland leicht voraus sehen, da es ihm nicht unbekannt seyn konnte, wie bei einer Verbindung, welche die gemeinschaftliche Noth und das gemeinschaftliche Interesse der Fürsten geknüpft hatte, eine Trennung derselben durch eine schlaue und hinterlistige Politik von seiner Seite nicht mehr Statt haben könne, weil es ihnen Allen vollkommen klar war, daß ihre Selbstständigkeit, ohne ihr inniges Zusammenwirken nicht errungen werden könne. Bald nach geschehener Kriegserklärung von Seite Oesterreichs an Frankreich trafen die 3 verbündeten Monarchen in Prag zusammen, und beschlossen hier, ihre Heere überall selbst zu begleiten, um dadurch deren Muth anzufeuern, und auch allenfällige Streitigkeiten, welche unter verbündeten Kriegern so leicht entstehen, gleich an Ort und Stelle auszugleichen. Bereits am 17. August begannen die Feindseligkeiten wieder auf's Neue, wo in den Schlachten bei Groß-Beeren und bei Katzbach die französischen Marschälle Reynier, Oudinot, Ney, Macdonald und Lauriston große Niederlagen erlitten. Aber noch ein Mal sollte Napoleons Glücksstern, ehe er völlig untersank, hell aufleuchten, und der Glaube an eine ewige Vorsehung, wel-

cher die Herzen der Alliirten belebte, eine harte Probe bestehen. Der Sturm auf Dresden nämlich, welche Stadt Napoleon mit 100.000 Mann besetzt hatte, mißlang gänzlich, und die Alliirten sahen sich genöthigt mit einem großen Verluste an Mannschaft und Kanonen den Rückweg nach Böhmen einzuschlagen, welcher wegen des in Strömen herab fallenden Regens nur noch unheilvoller wurde, und den Muth der Krieger ungemein herab stimmte. Die unglückliche Schlacht bei Dresden, in welcher auch Moreau sein Leben verlor, wurde am 27. August geliefert, und mit dem ihm eigenthümlichen Scharfblicke hatte Napoleon bereits den General Vandamme mit 52 Bataillonen und 5000 Pferde über Peterswalde nach Böhmen gesendet, um den Alliirten, falls sie geschlagen werden sollten, den Rückzug abzuschneiden. Wirklich gelangte dieser ohne Hindernisse am 29. in die Engpässe bei Kulm, wo aber der russische General Ostermann mit 8000 Mann stand, um den Eingang des Feindes nach Böhmen von dieser Seite zu verhindern. Eine so geringe Macht konnte kaum für ein Hinderniß angesehen werden, weßhalb auch Vandamme den Befehl gab, unverweilt den Angriff zu machen, in der Hoffnung keinen ernsten Widerstand zu finden, und sich so den von Napoleon ihm versprochenen Marschallsstab zu erringen, wenn er bis nach Prag vorgedrungen seyn würde. Allein er irrte sich hier gewaltig, denn Ostermann kannte nur zu gut die Wichtigkeit des ihm anvertrauten Platzes, der, wenn er verloren oder aufgegeben worden wäre, auf das Schicksal des ganzen Feldzuges einen entschiedenen Nachtheil hätte hervor bringen müssen, und vielleicht selbst die Gefangennehmung der verbündeten Monarchen zur Folge gehabt haben könnte. Wie ein zweiter Leonidas schlug Ostermann mit seinem Häuflein die wüthenden Angriffe Vandamms wiederholt zurück, und widerstand heldenmüthig dem mörderischen Feuer von 80 feindlichen Kanonen, die Tod und Verderben unter seine braven Waffengefährten verbreiteten, und wobei ihm selbst ein Arm zerschmettert wurde. Es war höchste Zeit, daß ihm eine Beihilfe zugeschickt wurde, denn würde es Vandamme gelungen seyn nach Teplitz vorzudringen, wo damals Kaiser Franz war, so wären alle noch im Gebirge stehenden Truppen der Verbündeten mit Geschütz und Gepäck so gut wie verloren gewesen. Prinz Koburg, der sich in der Nähe befand, und eine österreichische Reiterbrigade kommandirte, rückte sogleich nach Kulm vor, stellte seine Truppen in die erste Linie der russischen Reiterei, eben da, wo das Feuer des Feindes am heftigsten wüthete, und gab durch wiederholte Angriffe der Lage der Sachen bald eine bessere Wendung. Bald trafen auch von Eichwald aus frische russische Kolonnen an, welche Fürst Schwarzenberg abgeschickt hatte, und so sah sich Vandamme, der keinen Schritt vorwärts machen konnte, gegen Abend genöthiget sich nach dem Dorfe Karwitz zurück zu ziehen. Hier blieb er stehen, um Verstärkungen zu erwarten; allein am 30. August wurde er von dem russischen Generale Barclay de Tolly mit frischen Truppen versehen auf seinem Standpunkte angegriffen, während die österreichischen Generale Kolloredo und Bianchi ihn umgingen, und der preußische General Kleist eben während das Gefecht am heftigsten entbrannte auf dem Passe von Nollendorf her in den Rücken der Franzosen eindrang. Auf diese Art sah sich Vandamme plötzlich von allen Seiten angegriffen, und da Kolloredo die Höhen des feindlichen linken Flügels erstürmte, und ihn aus Parchwitz und Neudorf vertrieb, Kleist aber den Paß von Nollendorf forcirte, so blieb den Franzosen nichts weiter mehr übrig als Tod, Flucht oder Ergebung. In der That entkamen auch wirklich von diesem schönen Armee-Korps Vandamms nur Wenige, indem die meisten wie in einer Hetze aufgerieben wurden, 8000 Mann aber sich zu Gefangenen ergaben. Unter den Letztern befand sich Vandamme selbst, der, als er sich von allen Seiten umrungen, und den geträumten Marschallsstab verloren sah, sich noch durch die Flucht zu retten suchte; allein mehrere Kosaken erkannten ihn in dem Gewühle an seiner glänzenden Uniform für einen hohen Officier, sprengten auf ihn zu, und einer davon riß ihn von seinem Pferde rücklings herab, und zwang ihn sich ihnen zu ergeben. Außer ihm wurden noch 3 Generale gefangen, und 81 Kanonen, 2 Adler und 3 Fahnen erobert. Die Schlacht bei Kulm war also eine Schicksalsschlacht, denn von nun an wendete sich das Kriegsglück Napoleons, und lächelte ihm so schön wie vorher nie wieder. Die Schlacht bei Leipzig setzte den Mühen der Verbündeten die Krone auf, und rettete Deutschlands Freiheit, und wenige Monate nach ihr schrieben die Alliirten den Franzosen in Paris die Friedensbedingungen vor. Auf demselben Platze aber, wo Ostermann so heldenmüthig stritt, wurde ihm und den gefallenen Russen im Jahre 1835 von den 3 Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen bei ihrer Zusammenkunft in Teplitz ein ehrenvolles Denkmal errichtet.

KAISERLICHE KÖNIGLICHE HOFBIBLIOTHEK



Die Besitzerin

des Schlosses Schönberg in Böhmen

wird vom Blitze erschlagen.

Jahr 1211.

Unferne von der alten böhmischen Stadt Wosicze im Taborer-Kreise erblickt man in einem großen fast unzugänglichen Forste auf einem Felsenhügel die gewaltigen und majestätischen Ruinen der Veste Schönberg, von welcher eine uralte böhmische ritterliche Familie ihren Stamm und Namen herleitete. Diese Veste soll schon im 5. Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung, wo noch die Markomannen in Böhmen hauseten, erbauet worden seyn, und jedenfalls deutet ihr Name selbst auf einen deutschen Ursprung hin.

Die Besitzer dieser Veste, stolze und kühne Herren, hatten dieselbe nach und nach ungemein erweitert und befestiget, und sich das umliegende Land zinspflichtig gemacht, bei welchem sie auch weit und breit im gefürchteten Ansehen standen. Sie hielten jedoch jederzeit treu an dem herzoglichen Regentenhause, und erwarben sich dadurch die besondere Gunst der Przemisliden.

Unter der Regierung des böhmischen Herzogs Hostivit überzog König Ludwig der Deutsche im Jahre 845 Böhmen mit Krieg, weil dieser Herzog ihm den jährlichen Tribut verweigerte. Dieser Tribut, den die Böhmen und noch mehrere benachbarte slavische Völker an das deutsche Reich jährlich zu leisten hatten, stammte schon seit den Zeiten Kaiser Karls des Großen her, der im Jahre 789 mit einem Heere über die Elbe zog, um die Wilzen zu demüthigen, welche die Obotriten in dem heutigen Meklenburg, die mit Karl ein Bündniß eingegangen hatten, bekriegten. Karl überwand sie, und ließ sich von ihnen Geiseln stellen, hingegen mußten ihm die Böhmen und Sorben, die er schon früher theilweise seiner Herrschaft unterwarf, einen jährlichen Tribut, der in Gelde und Pferden bestand, verabfolgen. So lange nun Karl lebte, zahlten die Böhmen ihren Tribut regelmäßig; allein unter seinen schwachen Nachfolgern bewiesen sie sich darin immer saumseliger, und verweigerten denselben zuletzt gänzlich, bis nach der Theilung der großen fränkischen Monarchie im Jahre 843 Deutschland einen eigenen Staat zu bilden anfing, und Ludwig, als der erste Beherrscher desselben die alte aber längst vernachläßigte Tributspflichtigkeit der Böhmen an Deutschland wieder in Anregung brachte. Um dieselbe Zeit dämmerte bereits das Christenthum unter den noch heidnischen Böhmen, und 14 der vornehmsten und mächtigsten Wladiken oder Großen waren nach Deutschland gegangen, und hatten daselbst sammt ihrem Gefolge die christliche Religion angenommen. Diese Gelegenheit benützte nun Ludwig, und gab den heimkehrenden Wladiken den Auftrag an ihren Herzog, daß dieser den so lange versäumten und schuldigen Tribut bezahlen solle; allein Hostivit weigerte sich dessen, indem er behauptete, daß dieser Tribut nur an Frankreich, nicht aber an Deutschland zu leisten gewesen sey, und da er voraus sehen konnte, daß Ludwig seine Forderung zuletzt mit Waffengewalt geltend machen werde, so rüstete er sich zur Gegenwehre, und ließ alle Eingänge und Päße, die von Deutschland nach Böhmen führten, mit seinen Völkern auf's Beste besetzen, oder unzugängliche Verhaue anlegen. Hostivit hatte richtig geurtheilt, denn in dem Jahre 844 erschien wirklich Ludwig der Deutsche, dem die Hartnäckigkeit Hostivits verdroß, mit einem Heere an der Grenze von Böhmen, um in dieses Land einzufallen; da er aber überall auf unübersteigliche Hindernisse gerieth, so wandte er sich plötzlich nach den von den Truppen entblößten Mähren, und brachte dieses Land bald unter seine Gewalt, worauf er von dieser Seite in Böhmen einrückte. Doch war er für dießmal

nicht glücklich, sondern mußte mit einem beträchtlichen Verluste aus Böhmen zurück ziehen. Indessen war aber Ludwig nicht der Mann, der sich durch einen Unfall von einer ein Mal gefaßten Unternehmung so leicht abschrecken ließ, und schon im folgenden Jahre erschien er mit einem frischen Heere in Böhmen wieder, schlug den Hostivit, und brachte ihn zuletzt dahin, daß er nicht nur den schuldigen Tribut bezahlen, sondern noch überdieß Geiseln als Bürgschaft seiner künftigen Treue stellen mußte. In diesem Feldzuge wurde die Veste Schönberg von den Deutschen vom Grunde aus zerstöret, weil ihr Gebieter ein eifriger Anhänger Hostivits war, und durch seine Macht und Tapferkeit, wodurch er dem Könige Ludwig bedeutenden Schaden zufügte, dessen Zorn besonders gereizt hatte.

Nach Beendigung dieses Krieges wurde das Schloß Schönberg durch seine Besitzer wieder aus dem Schutte aufgebauet, und nach den damaligen Grundsätzen der Kriegsbaukunst mit allem Aufwande befestiget, so, daß es in seiner neuern Gestalt die alte Veste an Schönheit und Stärke weit übertraf. Doch schweigt seit der neuen Gründung dieses Schlosses die Geschichte gänzlich von demselben, und eben so wenig gibt sie von den Schicksalen seiner Gebieter einige Kunde, bis im Jahre 1039 die Wrssowetze diese Burg an sich brachten. Dieses uralte und mächtige Wladikengeschlecht spielt in der ältern Geschichte Böhmens eine große Rolle, ist aber leider nur durch seinen unversöhnlichen Haß, den es gegen die regierende Familie der Przemisliden an den Tag legte, und durch seine wilde Grausamkeit, die es gelegentlich gegen dieselbe ausübte, berühmt geworden. Voll Aerger, die herzogliche Krone, zu deren Erlangung es zu gewissen Zeiten so große Hoffnung hegte, zuletzt aber immer solche seinen Händen entwunden sah, bereitete es den Trägern derselben mannigfaltige Verdrüßlichkeiten und Gefahren, und war besonders an der Blendung und Ermordung des Herzogs Jaromir Schuld. Oft unterdrückt, und manchmal selbst der Vernichtung nahe, erhob es, gleich der Lernäischen Schlange nach kurzer Zeit sein trotziges Haupt wieder, und erschreckte Böhmen und Mähren durch Aufruhr und Gewaltthätigkeit von einem Ende zum andern. Dieses unheilvolle Geschlecht bekam nun in dem erwähnten Jahre die Veste Schönberg in seine Hände, ob durch List, oder durch Waffengewalt, ist unbekannt; daß es aber seine neue Herrschaft den Bewohnern der Umgegend bald schmerzlich fühlbar zu machen verstand, das bezeugen die alten böhmischen Chroniken, und die vielen und schaudervollen Verließe, die noch heut zu Tage in den Ruinen Schönbergs bemerkt werden können, und in welche man die unglücklichen Opfer der Rache oder des Eigennutzes, dem quälenden Hungertode preisgebend lebendig hinab senkte. Die unruhevollen Zeiten, die seit Hostivits Regierung über Böhmen herein brachen, der beständige und blutige Kampf des Heidenthums gegen das damals schon mächtig anwachsende Christenthum, die Unsicherheit der Nachfolge im Herzogthume Böhmen als Folge der Volkswahl, und die dadurch unter den Przemisliden selbst häufig erregten heftigen Kämpfe begünstigten nur zu sehr einen unruhigen und trotzigen Adel, der keine Gesetze als jene seines Uebermuthes kennend, und auf die Festigkeit seiner Burgen pochend, ungescheuet und ungestraft die grösten Gewaltthaten beging, wodurch Böhmen beinahe 100 Jahre den Schrecken des Faustrechts preis gegeben ward.

Die Wrssowetze blieben im Besitze Schönbergs bis zum Jahre 1211, wo eine schreckliche Naturbegebenheit dieses stattliche Schloß zerstörte. Eine bereits an Jahren vorgerückte Dame aus dem Geschlechte der Wrssowetze, die verwittwete Frau von Mraczek wollte zu einer zweiten Ehe schreiten, und ließ, um ihre Hochzeitsfeier prunkvoll begehen zu können, das ganze Schloß mit einem fürstlichen Aufwande auf das Glänzendste ausschmücken. Sie war der Sage nach eine stolze und hartherzige Dame, welche selbst an Sonn- und Festtagen ihre armen Unterthanen mit der Peitsche zur Arbeit am Schloße treiben ließ, und bei dem Flehen der Nothleidenden kalt und mitleidslos blieb. Freilich erreichte sie auf diese Weise ihren Zweck, nämlich das Schloß auf's Schnellste hergestellt zu sehen, bald; allein ihre Unterthanen litten durch ihre Tyrannei in der Haus- und Feldwirthschaft großen Schaden, und verwünschten heimlich sie und ihr ganzes Prachtgebäude. Als dieses nun im vollkommenen und prachtvollen Zustande hergestellt war, ließ sie durch eilende Boten den benachbarten Adel zur Beiwohnung der Hochzeitsfeierlichkeit einladen, und bald wimmelte an dem dazu bestimmten Tage Alles von Gästen, welche die fast asiatische Pracht und die verschwenderische Einrichtung der Säle bewunderten. Die Frau von Mraczek befand sich eben mit ihrem Bräutigame und noch mehreren andern Gästen im Speisesaal, und schrie vom Fenster auf einen Knecht hinab, daß er das herzugeströmte schaulustige Volk aus dem Schloßhofe jagen solle; als plötzlich aus einer schweren Gewitterwolke, die eben über die Burg schwarz und drohend hinzog, sich ein Blitz entladete, und mit solcher Gewalt durch das Fenster, wo Mraczek stand, in den Saal hinein fuhr, daß er sie sogleich tödtete,

und den ganzen Saal zerstörte, bei welchem Unfalle von den herab stürzenden Gemäuer noch 13 Personen erschlagen und der gröste Theil des Schlosses in Flammen gesetzt wurde. Seit jenem schrecklichen Augenblicke an, dessen Folgen die Bewohner der Umgegend für eine Strafe Gottes ansahen, wurde das einst so prächtige Schloß von allen seinen Bewohnern völlig verlassen, und auch in der Folge nicht wieder aufgebauet. Da um eben diese Zeit eine pestartige Seuche in dieser Gegend zu wüthen anfing, und späterhin die böhmischen Wladiken es vorzogen, ihre Wohnungen mehr in den niedriger gelegenen Gegenden, als in Waldungen und auf Bergen zu erbauen, so blieben vielleicht auch aus diesem Grunde diese ehrfurchtgebietenden Ruinen durch viele Jahrhunderte dem Zahne der allzerstörenden Zeit ausgesetzt, dem sie aber durch die Festigkeit des Mauerwerks ziemlich getrotzt haben, indem besonders der Thurm, welcher die Aussicht über eine Ebene von 6 bis 7 Meilen gewährt, sich noch in einem sehr guten Zustande befindet.

Nach dem Abgange der Wrssowetze gelangten die Schönberge wieder in den Besitz jener Gründe, welche vorher die Wrssowetze ihnen abgenommen hatten, und diese baueten nun am Fuße des alten Schlosses in der Folge ein Neues, welches noch heut zu Tage steht, obschon diese Familie selbst schon ausgestorben, und ihr Besitzthum in andere Hände übergegangen ist.

Mit der Geschichte des Schlosses Schönberg hängt aber jene des alten und benachbarten Bergschlosses Hrad innig zusammen, weil die Schönberge lange Zeit Schutzherren über dasselbe waren. Dieses Schloß liegt fast in der Mitte der schon erwähnten Stadt Wosicze, die man auch Plankowa Wosicze nennt, und die einst mit Mauern und Pfahlwerk umgeben war. Auf einem steilen Berge, dessen Seitenwand unterhalb der Stadt dem erstaunten Auge furchtbar romantische Abhänge, und Grauen erweckende Felsentiefen darbietet, und dessen Thäler von beiden Seiten durch moorigte Haiden, Sumpfgewässer und Teichgräben umschlossen werden, erblickt man noch die Ruinen dieses alten und selbst in seinem Verfalle noch sehenswerthen Bergschlosses Hrad. Sein Erbauer war der böhmische Herzog Spitignew, der Sohn Borziwoys, welcher vom Jahre 895 bis 921 über Böhmen herrschte, und unter welchem das Christenthum besonders durch Methodius Eifer in Mähren und Böhmen große Fortschritte machte. Unter diesem Herzoge kamen aber auch zuerst die Ungarn nach Böhmen, die sich selbst Magyaren nannten. Diese hatten bereits Pannonien und einen Theil Oesterreichs in ihre Gewalt gebracht, und droheten jetzt dem kaum beginnenden Christenthume in Böhmen die Vernichtung. Spitignew kaufte ihnen aber den Frieden durch einen jährlichen Tribut ab, in welchem er ihnen noch überdieß den freien Durchzug durch Böhmen nach Sachsen und Deutschland gestatten, und versprechen mußte, ihnen im Falle eines Einfalls nach Deutschland mit Hilfsvölkern beizustehen. Seit jener Zeit an kömmt es, daß man besonders an der March die meisten Flecken und Dörfer bis auf den heutigen Tag mit Slaven und Ungarn zugleich bewohnt antrifft, weil sich die Magyaren nach der Ueberwältigung des Großmährischen Reiches in den Ländern der Slaven ansiedelten.

Spitignew hatte aber das Schloß Hrad hauptsächlich deßhalb auf einem so schwer zugängigen Berge und noch überdieß mitten in einer bevölkerten und befestigten Stadt erbauet, weil er darin das rohe Silber von dem in der Nähe befindlichen, damals äußerst ergiebigen Silberbergwerke aufbewahrte, und diese Schätze daselbst am besten gesichert glaubte. Wirklich wurde dieses Schloß später auch zu einem königlichen Münzschloße verwendet, wo die rohen Silberstoffe bis zu ihrer Transportirung in die königliche Münzstätte zu Prag in Verwahrung lagen. Als unter König Sigmund nach Hussens Verbrennung auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz *), in Böhmen die hussitischen Unruhen

---

*) Johann Huß ward am 6. Juli 1373 zu Hussinetz in Böhmen, von armen und geringen Aeltern geboren, die ihm, als er die Universität zu Prag bezog, keine Unterstützung geben konnten, weßhalb er eine Famulatur bei einem Professor annehmen mußte. Diese Stelle gab ihm gute Gelegenheit seine Kenntnisse zu erweitern, und er benützte sie auch auf das eifrigste. Im Jahre 1393 ward er Baccalaureus, und im Jahre 1396 Magister der freien Künste. Er hatte sich große theologische Kenntnisse und Fertigkeit im Reden erworben, und machte in seinen Predigten Gebrauch davon, daß er die Fehler der Geistlichkeit freimüthig strafte. Huß ward um das Jahr 1400 Prediger an der Bethlehemskapelle und Beichtvater der Gemalin des Königs Wenzel. Im folgenden Jahre ward er Dekan der theologischen Fakultät, und im Jahre 1409 Rector der Universität. Er hatte sich durch seine Predigten schon den Haß der Geistlichkeit zugezogen, und vergrößerte ihn nun dadurch, daß er die Nominalisten, eine Secte, welcher besonders die Deut-

begannen, schickte der königliche oberste Münzmeister Namens Niklas Lobkowitz von Prag aus einen Zug von 1000 wohlbewaffneten Reisigen nach Hrad und die Stadt Wosicze, um Beide wider die Ueberfälle der fanatischen Schwärmer der neuen hussitischen Secte zu beschützen. Allein der Anführer der Hussiten, der fürchterliche und unwiderstehliche Zizka, dem es wohl bekannt war, daß in diesem Schloße viel ungemünztes Silber aufbewahret werde, säumte nicht, einen seiner ersten Streifzüge in diese Gegend vorzunehmen, in der Absicht, durch einen raschen Ueberfall sich dieses Schatzes zu bemächtigen, dessen er sehr bedurfte, um seine rohen und undisciplinirten Horden in steter Kampflust zu erhalten, und ähnlich einer sich fortwälzenden Lawine neue Verderben athmende Schaaren unter seinem blutgedüngten Banner zu sammeln. In der Nacht vor dem Charfreitage des Jahres 1420 überfiel er wirklich unversehens die schwach vertheidigte und fast sorglose Stadt Wosicze, plünderte sie rein aus, und ließ die darin befindliche Mannschaft über die Klinge springen. Sodann begann er die Belagerung des Bergschlosses Hrad mit aller Hitze, und nach einem 8tägigen unausgesetzten Stürmen gelang es ihm in der Nacht des neunten Tages, trotz des hartnäckigsten Widerstandes der zahlreichen Besatzung die Veste mit Sturm zu erobern, und auf solche Art sich zum Meister aller darin aufbewahrten Schätze und Kostbarkeiten zu machen. Kaum gelang es noch dem obersten Münzmeister Niklas Lobkowitz, der die Vertheidigung dieses Schlosses so muthvoll geführt hatte, fast unbekleidet nach Kuttenberg zu entfliehen. Die ganze übrige Besatzung theilte das Los ihrer unglücklichen Brüder in der Stadt, und nachdem Zizka seine Truppen befriedigt hatte, schleppte er den Rest des Silbers nach dem festen Tabor, dem Hauptsammelplatze seiner Hussitten in aller Eile hinweg.

Im Jahre 1425 kehrte Zizka abermals mit einem Heere in diese Gegend zurück, und belagerte die mittlerweile befestigte Stadt Wosicze 20 Tage lang, ehe er sie erobern konnte; allein nach ihrer Einnahme ließ er sie in Asche legen, worauf sich schon am nächsten Tage die erschreckte Schloßbesatzung an den Unwiderstehlichen ergab. Obgleich ihm dieß Mal die Besitznahme sowohl der Stadt als des Schlosses wenig Blut gekostet hatte, so verlor er dennoch dabei zu seinem größten Leidwesen einen seiner besten Hauptleute Namens Bzindka, welcher durch einen Steinwurf getödtet, und unterhalb des Schlosses Hrad feierlich zur Erde bestattet wurde.

Im folgenden Jahre (1426) aber erschien der königliche Heerführer von Schönberg, ein Nachkömmling von den alten Besitzern der in Ruinen liegenden und bereits beschriebenen Burg Schönberg, mit mehreren Fähnlein königlichen Fußvolkes und Reisigen in dieser Gegend, entriß nach einer hartnäckigen Belagerung die Stadt und das Schloß den Hussiten wieder, und führte darauf die gefangenen Glaubensgegner nach Kamenitz ab. Ueberhaupt blieben während der ganzen Zeit des verwüstenden Religionskrieges diese Gegenden der Schauplatz der blutigsten Kämpfe, weil in dem Kreise, wo Wosicze und Hrad lagen, nämlich im Taborer-Kreise gleichsam der Herd gelegen war, woraus die Verwüstungszüge der Hussiten in die Nachbarschaft und in der Folge selbst in ferne Länder ausgingen.

Im Jahre 1427 kehrten racheschnaubend die Hussiten abermals mit verdoppelter Macht zurück, erstürmten die Stadt und das Schloß zum dritten Male, und zerstörten das Letzte gänzlich. So blieb Hrad von jener Zeit an in Ruinen liegen bis zum Jahre 1646, wo die Herrschaft Wosicze (Woschitz) durch Kauf an Christoph Karl Przehorzowsky von Quaßegowicz gelangte, der aus dem Schutte der bereits mit Moos und Gesträuche bewachsenen Ruinen der alten Veste Hrad eine Kapelle zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria aufführen ließ, die noch heut zu Tage steht.

---

schen auf der Universität zu Prag ergeben waren, drückte; und da er es bei Hofe so weit brachte, daß ihnen zwei Stimmen genommen, und den Böhmen gegeben wurden, erbitterte er sie noch mehr. Dieß war die Ursache, daß sie jetzt zu Tausenden Prag verließen, und zur Stiftung der Universität Leipzig Veranlassung gaben. Nach der Entfernung der Deutschen von Prag lehrte Huß mit seinen Böhmen noch freier, und trug besonders die Irrlehren des Engländers Wiklef vor. Als von dem Kaiser Sigmund im Jahre 1414 das Koncilium zu Kostnitz veranstaltet ward, wurde Huß dahin zur Verantwortung berufen, und erhielt auch von dem Kaiser einen Sicherheitsbrief. Allein Huß wollte ungeachtet alles Zuredens sowohl von dem Kaiser als auch der Prälaten seine Lehre nicht widerrufen, und so wurde er gefangen gesetzt, und zum Scheiterhaufen verdammt. Noch auf dem Scheiterhaufen wurde er von dem Kurfürsten von der Pfalz ermahnt, gebeten und beschworen zu widerrufen, aber vergebens. Der Scheiterhaufen wurde nun angebrannt, und eine Wolke von Rauch und Dampf erstickte ihn im Augenblicke.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Vaterländische Immortellen von Ziegler. 169.

Die Vermälung

der österreichischen Erzherzogin Leopoldine

mit dem Kronprinzen Dom Pedro von Brasilien und Portugal.

Jahr 1817.

Das gegenwärtige Kaiserthum Brasilien, das gesegnetste und mit Ausnahme Rußlands das gröste Land der Erde, wurde im Jahre 1500 von einem portugiesischen Seefahrer Namens Pedro Alvarez Cabral durch Zufall entdeckt. Es erhielt seinen Namen von dem Brasilienholze, welches man als Färbestoff anwendet, und hier von vorzüglicher Güte wächst. Dieses Land blieb ungeachtet seiner ungeheueren Ausdehnung von beinahe 130,000 Quadrat-Meilen bis zum Jahre 1822 eine Provinz von Portugal, seit jener Zeit an aber erhob es der Prinz Dom Pedro zu einem constitutionellen Kaiserthume.

Dieser Prinz ist es nun, welcher für die Geschichte Oesterreichs besonders dadurch ein großes Interesse einflößt, nachdem er sich am 6. November 1817 mit der durchlauchtigsten Erzherzogin Leopoldine, einer Tochter des nunmehr höchst seligen Kaisers Franz vermälte, wodurch zwei der ansehnlichsten Fürstenhäuser zweier Welttheile, die an Größe der Erinnerung in der Geschichte kaum ihres Gleichen haben, durch die Verwandtschaft des Blutes verschlungen wurden.

Dom Pedro von Alkantara, Herzog von Braganza, war der zweite Sohn des Königs Johann des VI. von Portugal und der Charlota Joaquima, Infantin von Spanien. Er wurde am 12. Oktober 1798 in Lissabon, der Hauptstadt Portugals geboren, und nachdem sein älterer Bruder, der Prinz von Beira bereits im Jahre 1802 gestorben war, Kronprinz dieses Reiches. Als solcher verließ er im Jahre 1807 sein Vaterland, und segelte nach Brasilien, wohin ihm auch sein Vater bald nachfolgte, nachdem er sich vor dem französischen Generale Jounot, welchen Napoleon zur Eroberung Portugals absendete, und der auch in kurzer Zeit das ganze Königreich eroberte, zu flüchten genöthigt fand.

Dom Pedro war ein Prinz mit trefflichen Anlagen des Geistes und Herzens, und von einer ungewöhnlichen Körperkraft, aber oft von stürmischen Leidenschaften beherrscht, die man als eine Folge seiner vernachläßigten Erziehung und des heißen Klimas von Brasilien betrachten muß. Nichts destoweniger war er aber großer Entschlüße fähig, und wußte in seiner von revolutionären Stürmen durchbrausten Zeit kühn das Netz der Gefahren, die ihn umstrickten zu zerreißen, und ein edles Ziel mit ritterlichem Muthe, wenn gleich nicht immer auf dem richtigsten Wege, doch mit festen Willen zu verfolgen, wie es der Verlauf dieser Geschichte nachweisen wird.

Nachdem sein Vater, Johann VI. am 20. März 1816 König von Portugal und Brasilien geworden war, so dachte er daran seine durch die verwickelten Landesverhältnisse schwankende Krone in der Person seines Sohnes Dom Pedro festzustellen, und richtete daher sein Augenmerk auf das Haus Oesterreich, dessen redlicher und kräftiger Monarch so eben Europa beruhigt hatte. Eine Vermälung seines Sohnes mit dessen Tochter Leopoldine schien ihm zur Befestigung der Ruhe seiner eigenen Länder die beste Bürgschaft zu leisten, und der hochherzige und menschenfreundliche Kaiser Franz fand auch keinen Anstand in ein so geartetes Begehren bereitwillig einzugehen. Es fand daher schon am 13. Mai 1817 auf die dießfällige Bewerbung die Vermälung zwischen Dom Pedro und der Erzherzogin Leopoldine durch Prokuration Statt. Um dieselbe würdig zu begehen, wurde auf Veranstaltung des außerordentlichen Botschafters Sr. Allerchristlichen Majestät des Marquis von Marialva

zu Wien am 1. Juni 1817 im Augarten ein Fest veranstaltet, welches durch Geschmack, Aufwand und Herrlichkeit seiner hohen Bestimmung vollkommen entsprach.

Wie einst Titäa, die Göttin der Fabel, zur Feier der Hochzeit des Himmelskönigs Jupiters mit Juno den Dichterberg Olymp durch den Garten der Hesperiden verherrlichte, so hatte der portugiesische Botschafter die schönen Säle und Anlagen des Augartens mit gleichsam magischer Kraft durch Zubau und Verzierungen in einen Tempel der Lustgefilde umgewandelt, die Alles verwirklichten, was von der Feenwelt gedichtet worden ist. Den Plan hiezu machte der fürstlich Eszterházysche Architekt und Rath der k. k. Akademie der vereinigten bildenden Künste, der Chavelier Moreau, der, um die Zahl der zu diesem Feste geladenen Gäste bequem aufnehmen zu können, das Hauptgebäude mit neuen Sälen, Portaden, Zugängen und Komunikationen prachtvoll erweiterte und verzierte. Von Außen wie von Innen wußte er überall Geschmack mit Kunst und Majestät zu vereinigen, und das überraschte Auge weilte mit Vergnügen theils an der sinnigen Anordnung des ganzen kunstvollen Zubaues, theils an dem Feuermeere, das ihm durch den Glanz unzähliger Lichter und Lampen sowohl in den Sälen als in dem Lustgarten selbst entgegen flammte.

Als der Abend herein gebrochen war, fuhren Personen vom höchsten Adel, das ganze diplomatische Korps, und die ausgezeichnetsten Bürger von Wien in dem Augarten auf. Um 9 Uhr erschienen der Kaiser und die Kaiserin, die Erzherzogin Braut in ihrer Mitte; dann der Kronprinz von Baiern und dessen Gemalin, denen alle Erzherzoge und Erzherzoginnen und der Herzog von Sachsen-Teschen in gröster Galla nachfolgten. Das Fest eröffnete der portugiesische Botschafter mit einer Polonaise, die er mit der durchlauchtigsten Braut tanzte, worauf das Vergnügen allgemein wurde. Um 11 Uhr begann die Tafel, an welcher die Majestäten sammt der durchlauchtigsten Braut, den Botschafter an der Seite, und die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie im großen Saale, und zwar unter einem eigens aufgerichteten prächtigen Gezelte versammelt waren, während die übrigen hohen Gäste in den neu erbaueten Seitengallerien speiseten. Nachdem die Gesundheit auf das Wohl des durchlauchtigsten Brautpaares ausgebracht worden war, ertönte ein allgemeiner Jubelruf unter der zahlreichen und frohen Menge, die Musik stimmte freudig ein, und schloß mit der Volkshymne: »Gott erhalte Franz den Kaiser.« Nach geendigtem Male, welches bis 1 Uhr dauerte, entfernte sich der Kaiser und die Kaiserin sammt der Erzherzogin Braut, und fuhren in die k. k. Burg zurück, während die übrigen Dignitäten noch bis um 4 Uhr Morgens in ungetrübter und seliger Heiterkeit beisammen blieben.

Am 4. Juni nahm die Erzherzogin Abschied von ihrem Vater, und eine tiefe Rührung erfaßte die ganze bei dieser Gelegenheit versammelte Menge, als der ehrwürdige Kaiser seine kniende und in Thränen versunkene Tochter segnete, welche nun wohl über 1000 Meilen weit von seinem väterlichen Herzen getrennt werden sollte, und die er auf dieser Erde kaum mehr zu sehen hoffen konnte. Die Reiseroute ging zuerst nach dem Seehafen Livorno im Toskanischen, wo eine portugiesische Eskadre die erlauchte Braut an Bord nehmen sollte. Am 12. Juni traf dieselbe bereits in Klagenfurt, und am 25. d. M. in Venedig ein. Hier harrte Ihrer eine ganz unverhoffte, und sehr erfreuliche Begebenheit. Maria Louise, die Herzogin von Parma, war nämlich im strengsten Incognito bereits in dieser Stadt eingetroffen, und wartete mit Sehnsucht auf die Ankunft ihrer geliebten Schwester. Als diese angelangt war, begab sich Maria Louise ungekannt zu ihr, und die beiden liebenswürdigen Prinzessinnen lagen sich nun plötzlich in den Armen, Thränen des reinsten Entzückens vergießend.

Nachdem die durchlauchtigsten Fürstinnen die zahlreichen Merkwürdigkeiten dieser an großen Erinnerungen so reichen Stadt besehen, und Abends einer Vorstellung in dem Theater St. Benedetto beigewohnt hatten, reiseten sie noch in derselben Nacht von Venedig nach Stra ab, und am 1. Juli erblickten sie früh Morgens die Thürme des freundlichen Florenz, der Geburtsstadt des theueren Vaters. Von der Ankunft benachrichtiget, fuhr der Großherzog den beiden erlauchten Prinzessinnen entgegen, begrüßte sie herzlich, und führte sie sodann in den Palast Pitti, wo die ganze großherzogliche Familie versammelt war, um die hohen Ankömmlinge ehrerbietig und freudig zu empfangen. In der Gesellschaft befand sich zur großen Ueberraschung der beiden Prinzessinnen auch ihre jüngere Schwester Maria Klementine, und ihr Gemal, der Prinz Leopold von Salerno gegenwärtig. Das Entzücken über dieses glückliche Zusammentreffen so geliebter Schwestern, die an Schönheit und Anmuth das Bild der Grazien lebhaft versinnlichten, war in der That rührend. Auch der um das Haus Oesterreich so hoch verdiente Fürst Metternich war als Uebergabskommissär der erlauchten Braut zugegen, und mit ihm noch die Grafen Edling und Elz, Bellegarde und Krasicki, so wie der Fürst

Taxis, ferner die zur Begleitung der künftigen Kronprinzessin bestimmten Hofdamen, nämlich die Gräfinnen Kühnburg, Sarentheim und Lodron. Ueberdieß bestand das Gefolge der Prinzessin Braut noch aus ungefähr 120 Personen, welche die Reise theils als Handwerker, theils als Künstler in das ferne Brasilien mitmachten. Unter Letzteren befanden sich auch die Maler Fritsch und Puchberger, so wie der Hofarzt Kammerlacher.

Nach einem beinahe 5 wochentlichen Aufenthalte in dem herrlichen Florenz erfolgte die Abreise der durchlauchtigsten Prinzessin am 4. August. Die Ursache des so langen Verweilens derselben in Florenz war das Ausbleiben der portugiesischen Eskadre, welche, obschon sie bereits am 6. Juli den Hafen von Lissabon verlassen hatte, erst am 25. d. M. nach einer Fahrt von 19 Tagen in Livorno angekommen war. Dieselbe bestand aus den Linienschiffen Johann VI. von 80 Kanonen mit 600 Mann Besatzung, und dem St. Sebastian mit 64 Kanonen und 560 Mann Besatzung unter dem Kommando des Admirals La Fonseca.

Bereits einen Tag vor der Abreise der Prinzessin war der Großherzog sammt seiner Familie nach Livorno abgereiset, um daselbst in dem großherzoglichen Palaste die nöthigen Vorkehrungen zum würdigen Empfange der erlauchten Braut zu veranlassen. Am 4. August fuhren die beiden Prinzessinnen Leopoldine und Maria Louise von Florenz nach Livorno ab, und verweilten in dieser Stadt bis zum 13. August, wo die Abfahrt Statt fand. Am 12. d. M. erfolgte die feierliche Uebergabe der kaiserlichen Braut durch den Fürsten Metternich an den königlich portugiesischen Kommissär unter einem prächtigen Thronhimmel und in Gegenwart der beiden Hofgefolge unter den gewöhnlichen Förmlichkeiten. Da Wind und Wetter am 13. August zur Abfahrt günstig waren, so erfolgte an diesem Tage um 4 Uhr Nachmittags die Einschiffung auf der großen Schaluppe des Linienschiffes König Johann VI. Es war nun der ernste Moment der Trennung gekommen, und Leopoldine und Maria Louise hielten sich zum letzten Male umschlungen. Ein tausendstimmiges Vivat begleitete die Absegelnde, während die Hafenbatterien donnerten, welchen Gruß die beiden portugiesischen Linienschiffe erwiederten. Auch das englische Kriegsschiff Albion, das eben im Hafen lag, gab eine 3malige Freudensalve, und hißte alle Flaggen auf. Bald verlor sich die portugiesische Eskadre in dem unermeßlichen Elemente aus den Augen der Zuschauer, und nur Segenswünsche begleiteten noch die holde Prinzessin. Am 25. August passirten die Schiffe die Meerenge von Gibraltar, und hier stieß die kaiserliche Fregatte Augusta zu denselben, die viele Personen, welche mit der Prinzessin in ihre neue Heimat reisen wollten, am Bord hatte. Die Fahrt im atlantischen Ocean ging glücklich, aber langsam von Statten. Erst am 11. Oktober landete man auf der durch ihren vortrefflichen Wein bekannten portugiesischen Insel Madeira, auf welchem herrlichen Eilande die Prinzessin durch 3 Tage verweilte. Als sie an's Land gestiegen war, erwarteten sie der Statthalter und der Bischof, die zum Handkuße zugelassen wurden, und eine große frohbewegte Volksmenge, welche sie in die Hauptkirche nach Funchal begleitete, wo ein Te Deum abgehalten wurde. Alle Straßen, durch welche die Prinzessin ging, waren mit Blumen bestreuet, und von allen Fenstern regnete es Blumen und Kränze, während die Luft vom Jubelrufe ertönte. Eben so war auch die Stadt 3 Nächte hindurch herrlich beleuchtet, und aus dem ganzen Verhalten der Bewohner derselben konnte die Prinzessin abnehmen, daß sie auf eine wahrhaft herzliche Weise geliebt wurde. Auch gab sie hier einen schönen Beweis ihrer Menschenfreundlichkeit, indem sie dem Weibe eines Matrosen, der auf der Fahrt verunglückte, und die in Funchal wohnte, einen lebenslänglichen Gehalt anweisen ließ.

In der Mitternacht des 13. Oktobers wurden die Anker wieder gelichtet, und am 5. November um 5 Uhr Abends lief die Eskadre nach einer Fahrt von 82 Tagen in den Hafen von Rio Janeiro glücklich ein. Bereits war die Ankunft signalisirt, und wer von den Bewohnern dieser Hauptstadt nur immer Zeit hatte, der eilte unaufhaltsam zu dem Hafen, um die künftige Regentin bei ihrer Ankunft ehrerbietig zu begrüßen. Der Graf Viana, Kammerherr des Königs bestieg sogleich ein Bot, und bewillkommte die Prinzessin im Namen des Monarchen, und bald nach ihm erschien Johann VI. mit Dom Pedro und der ganzen königlichen Familie auf einer prächtig verzierten Galliote vor dem Linienschiffe. Als die Prinzessin den König bemerkte, stieg sie sogleich auf die Galliote herab, wo sie von dem Könige und seiner ganzen Familie auf das Herzlichste empfangen, und sodann ihrem Gemale vorgestellt wurde, der von dem Zauber ihrer herrlichen Gestalt überwältigt, vor ihr auf die Knie sank, und die Hand seiner Braut mit Küßen bedeckte. Bald darauf begab sich die Prinzessin wieder auf ihr

Schiff, der König aber fuhr mit den Seinen zurück, und als es zu dunkeln anfing, erglänzte die Stadt und die Marine wie durch einen Zauberschlag von zahllosen Freudenfeuern.

Am 6. November endlich um 2 Uhr Nachmittags erfolgte die Ausschiffung Leopoldinens. Unbeschreiblich war der Jubel, der diesen feierlichen Akt begleitete. So weit das Auge reichen konnte, war das Meer mit geschmückten Fahrzeugen bedeckt, welche unter einander wetteiferten, der Ehre der Begleitung theilhaftig zu werden. Die Ufer wimmelten von Tausend und abermal Tausenden von Menschen, welche die anlandende Prinzessin mit donnerndem Jubelrufe begrüßten. Es gewährte wirklich einen eigenen höchst interessanten Anblick die Menge zu besehen, die aus Personen von jeder Farbenmischung und ihren eigenthümlichen Trachten bestand, und die ihre Freude auf eine eben so originelle Art an den Tag legten. Als die Prinzessin das Ufer betreten hatte, empfing sie die königliche Familie, und an der Seite Dom Pedros begab sie sich sogleich von einem prächtigen und zahlreichen Gefolge begleitet, in die königliche Kapelle, wo die priesterliche Einsegnung in Gegenwart des ganzen Hofes feierlich vollzogen wurde. Nach geendigter Ceremonie bewegte sich der Zug unter einem unaufhörlichen Jubelrufe nach dem königlichen Palaste, wo die Prinzessin bis zum Mittagsmale ausruhete, während der Adel und das Volk von Rio Janeiro sich den Ausbrüchen der Freude über dieses glückliche Ereigniß in den mannigfaltigsten Festen und Spielen überließ. Abends war wiederholt die ganze Stadt auf's Glänzendste beleuchtet, und als die Prinzessin sich auf dem Balkone der Menge, welche sie stürmisch zu sehen verlangte, zeigte, überstieg der Jubel alle Grenzen, und übertönte den Donner des Geschützes. Noch am nämlichen Abende schiffte sich die Prinzessin sammt Gefolge nach dem königlichen Schloße St. Christavoa ein, wo sie ein Wagen erwartete, der sie nach dem königlichen Lustschloße Boavista führte, wo sie sich dann einige Tage aufhielt. Am 7. November hatte der Graf von Elz, als außerordentlicher Botschafter des Kaisers von Oesterreich seine Abschiedsaudienz beim Könige, wobei die junge Kronprinzessin in dem Theater St. Juan an der Seite ihres Gemals erschien, und wieder von dem zahlreichen und glänzenden Auditorium auf's Herzlichste begrüßt wurde. Den Schluß der Feste bildete der 15. November, nämlich das Namensfest der Kronprinzessin, welches auf eine höchst feierliche Art begangen wurde, und wobei auch Gnadenbezeugungen und große Wohlthaten an die Armen Statt fanden.

Dom Pedro erzeugte während seiner Ehe mit Leopoldinen 6 Kinder, wovon die älteste Tochter, Namens Maria d. Gloria, Königin von Portugal wurde, jedoch erst nach mancherlei Kämpfen mit ihrem Oheime Dom Miguel, dem sie zur Gemalin bestimmt war, der sie aber nicht heirathete, und mit Berufung auf die Staats-Grundgesetze die Krone dieses Reiches ausschließend für sich in Anspruch nahm. Sie wurde am 4. April 1819 geboren, und zuerst an den Prinzen August von Leuchtenberg, nach dessen Tode aber (28. März 1835) an den Prinzen Ferdinand Koburg-Kohary vermält. Leopoldine selbst starb schon am 11. December 1826 an den Folgen einer zu frühen Niederkunft, nachdem der König Johann schon im Monate März des nämlichen Jahres verblichen war. Sie hatte an der Seite ihres Gemals wohl nicht die glücklichsten Tage verlebt, indem gerade während ihrer Ehe jene stürmische Periode zwischen dem Mutterlande und Brasilien begann, und zugleich der Kampf des Volkes gegen den Adel in dem Letztern immer heftiger überhand nahm. Als Johann VI. im Jahre 1821 nach Portugal zurück ging, rief das Volk am 2. April 1822 den Dom Pedro zum Kaiser von Brasilien aus. Als solcher handelte er zwar mit Kraft, jedoch auch mit Leidenschaftlichkeit; und konnte es nicht dahin bringen, die Brasilianer mit Portugal wieder auszusöhnen. Nach dem Tode seines Vaters trat er auch die Regierung von Portugal an, um dem Lande eine Konstitution zu geben, trat aber schon am 2. Mai 1826 diese Krone seiner ältesten Tochter Maria da Gloria ab, und ernannte seinen Bruder Dom Miguel zum Regenten, was aber wie schon erwähnt wurde, im Jahre 1828 einen Bruderkrieg zur Folge hatte. In Brasilien selbst erregte das Volk am 6. April 1831 einen Aufstand wider ihn, so, daß sich Dom Pedro bewogen fand am 7. d. M. zu Gunsten seines Sohnes Dom Pedro des II. abzudanken, und sich nach Frankreich zu begeben, wo er den Titel eines Herzogs von Braganza annahm. Hier war er rastlos für das Wohl seiner ältesten Tochter beschäftigt, und eroberte auch durch Frankreich unterstützt am 24. Juli 1833 Lissabon, worauf er den Dom Miguel zwang aus dem Lande zu fliehen. Im Jahre 1834 erwählten ihn die Cortes fast einstimmig zu ihrem Könige; allein noch in diesem Jahre starb er am 24. September an der Wassersucht als Folge seiner gehabten unglaublichen Anstrengungen.

WIENER·STADTBIBLIOTHEK



Der heilige Adalbert,

Bischof von Prag, und Märtyrer in Preussen.

Jahr 997.

Der erste Bischof zu Prag, der aus der Nation selbst gewählt wurde, hieß Woytiech (Heereshilfe), war ein Sohn des mächtigen Wladiken Slawnik von Libicz, und erblickte das Licht der Welt im Jahre 956. Diese Begebenheit ist für die Geschichte Böhmens um so merkwürdiger, weil dieser Bischof Woytiech kein anderer ist, als der in der Folge so berühmte Apostel und Märtyrer Adalbert.

Seit der Einführung des Christenthums in Böhmen und der Gründung des Bischofsitzes zu Prag hatten bisher nur deutsche Bischöfe diese kirchliche Würde in Böhmen begleitet, sey es, weil das Christenthum in Deutschland viel früher als in Böhmen Eingang gefunden hatte, und von dort her seine geistlichen Vorsteher kamen, oder weil nach dessen schon geschehenen Einführung die Söhne der böhmischen Großen den geistlichen Wissenschaften nicht oblagen.

Woytiech erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause zu Libicz, einem Orte an dem Einfluße der Cidlina in die Elbe, theils von seiner edlen Mutter Strzezislawa, theils von seinem wissenschaftlich gebildeten Lehrer, Namens Radla. Beiläufig um das Jahr 972 wurde er in die zu jener Zeit berühmte Schule nach Magdeburg geschickt, und der Pflege des dortigen ersten Erzbischofs Adalbert empfohlen, der sich auch des jungen Woytiech mit Liebe annahm, und den schönen, wißbegierigen und bescheidenen Jüngling bald zärtlich lieb gewann. Den Unterricht erhielt er dort von einem Mönche, Namens Otherich, einem durch Gelehrsamkeit damals ausgezeichneten und in ganz Deutschland hochgeachteten Manne. Als ihm der Erzbischof die geistliche Würde ertheilte, gab er ihm auch seinen eigenen Namen Adalbert, obgleich die Böhmen fortfuhren ihn noch wie zuvor Woytiech zu nennen. Nach dem Tode des Erzbischofs kehrte Adalbert nach Böhmen zurück, und hier hatte er den Schmerz gleich nach seiner Ankunft seinen redlichen Vater zu verlieren. Nun trat Adalbert in den Dienst der prager Kirche unter dem Bischofe Dithmar, und war bei dessen Tode Zeuge seines Leid's und seiner frommen Unruhe darüber, daß es seinem Eifer noch nicht gelungen war, die Böhmen von allen heidnischen Gebräuchen und Gewohnheiten abzulenken. Die Klagen des sterbenden Seelenhirten machten einen tiefen Eindruck auf Adalberts empfängliches Gemüth, und übten auch auf sein künftiges Benehmen einen großen Einfluß aus.

Nachdem Adalbert wenige Wochen nach Dithmars Tode auf der Burg Lewy Hradek, da, wo einst Herzog Boriwoy I. die erste christliche Kirche in Böhmen erbauet hatte, von der Versammlung einstimmig zum Bischofe von Prag erwählt worden war, begab er sich sogleich nach Deutschland an den kaiserlichen Hof, um daselbst die Investitur und die bischöfliche Weihe zu erhalten. Damals herrschte in Deutschland Kaiser Otto II. aus dem sächsischen Hause; da aber dieser gerade zu jener Zeit in Unter-Italien abwesend war, wo ihn der unglückliche Krieg mit den Saracenen beschäftigte, die ihn bei Basentello geschlagen hatten, so verzog sich seine Weihe bis zum Juni des Jahres 983, für welche Zeit der Kaiser allen seinen Fürsten einen Reichstag nach Verona angesagt hatte. Hieher kam nun auch die böhmische Gesandtschaft mit dem neu gewählten Bischofe, den der Kaiser sehr freundlich aufnahm, oft in seinen Umgang zog, am 3. Juni mit Ring und Krummstab belehnte, und am 29. Juni, am Peter- und Paulustage von dem mainzer Erzbischofe in Verona selbst zum Bischofe weihen ließ. Nachdem Adalbert den Zweck seiner Reise sofort erreicht hatte, kehrte er wieder nach Böhmen zurück, und wurde, wo er sich nur immer zeigte, von dem Volke mit ungeheuchelter Freude und einem lauten Jubel begrüßt. Als er sich der Hauptstadt Prag näherte, stieg er vom Pferde, und zog barfuß und still betend in die Stadt und in die Domkirche ein.

Das erste Geschäft, welches Adalbert als Bischof unternahm, war eine Bereisung seiner weitverbreiteten Diöcese. Im Jahre 984 kam er in die Slowakei, dem heutigen Ober-Ungarn, und von dort begab er sich von seinem getreuen Lehrer Radla stets begleitet nach Gran an den Hof des be-

reits getauften Ungarnherzogs Geiza, der ihn mit großen Ehrenbezeugungen aufnahm, und seine Bekehrungs-Versuche kräftig unterstützte, obgleich er selbst es mit dem Christenthume nicht so genau nahm, und mit demselben noch manche heidnischen Gebräuche vermengte. Mit Radlas Hilfe belehrte und taufte hier Adalbert schon jetzt eine große Menge Volkes, bei 5000 an der Zahl, und einige Jahre später, bei einer zweiten Reise nach Ungarn verrichtete er auch die Taufhandlung an Geizas ältestem Sohne und Nachfolger, Namens Waik, der nach der Taufe, nachdem diese am St. Stephanstage Statt fand, den Namen dieses ersten Märtyrers der Christenheit annahm, und als Stephan I. auch der erste König von Ungarn, und später selbst den Heiligen beigezählt wurde. Auch von einer Anwesenheit Adalberts in Krakau um diese Zeit ist bei den polnischen Chronisten die Rede. Er soll an der Stelle, wo heut zu Tage die St. Adalbertskapelle steht, dem Volke gepredigt, und insbesondere auf die Einführung des lateinischen Ritus und die Verdrängung des bisher in slavischer Sprache üblichen hingearbeitet haben.

In Adalbert offenbarte sich zu allen Zeiten ein seltener Verein der schönsten Eigenschaften des Geistes und Herzens. So weich und zart er fühlte, eben so stark und fest war sein Wille; ein freundlicher Ernst beherrschte seine natürliche Lebhaftigkeit, und das Feuer seines Gemüthes diente nur dazu, seinem Geiste die nöthige Spannkraft zu erhalten. Er hatte alle Bildung und Wissenschaft, welche sein Zeitalter bieten konnte, sich vollkommen eigen gemacht, und an einer zu Herzen dringenden Beredsamkeit fehlte es ihm eben so wenig. Reich und schön an Gestalt, wie er von Geburt war, geliebt und geehrt von allen Hohen und Niedern, die ihn im persönlichen Umgange kennen lernten, suchte er dennoch keine andern Genüße als die der Tugend und Andacht, der Wohlthätigkeit und Frömmigkeit. Je höher er stand, je mehr er ausgezeichnet wurde, um so mehr befließ er sich der Demuth, und unterwarf sich selbst den härtesten Prüfungen und Entbehrungen, um sich nicht von Stolz oder Anmaßung beschleichen zu lassen. Als Bischof behielt er nur den vierten Theil seiner Einkünfte für sich; das Uebrige verwendete er theils zum Besten der Kirche und des Clerus, theils zur Unterstützung der Armen, deren er eine große Anzahl speisete und kleidete. Seine Zeit theilte er in die Pflichten seines Berufs regelmäßig ein, und die Stunden der Erholung widmete er zur Belehrung der jüngeren Geistlichkeit. Er hatte genaue Kundschaft von allen Kranken in der Stadt, und suchte sie selbst auf, um ihnen mit Trost und Hilfe beizustehen. Streng gegen sich selbst, aß, trank und schlief er nur wenig; und bewachte als ein treuer Hirt, mit Liebe seine ihm von Gott anvertraute Heerde. Die hohe Bedeutung des ihm von der Vorsehung angewiesenen Berufs fühlte er tief, und widmete sich ihm mit einem Eifer, einem Ernst und einer Thätigkeit, die von je her nur selten gesehen, aber kaum je übertroffen wurde. Darum erlangte Adalbert auch schon bei seinen Zeitgenossen weit und breit einstimmig den Ruf eines heiligen Mannes.

Allein wie wohlthätig er auch auf die religiöse Ueberzeugung und die moralische Besserung des böhmischen Volkes hinwirkte, so genügte diese jedenfalls langsame Wirkung seinem Feuereifer dennoch nicht. Alt eingewurzelte Sitten und Gewohnheiten, die mit dem reinen Geiste des Christenthums unverträglich waren, aber zum Theile selbst in der Rechtsverfassung des Landes ihre Stütze fanden, ließen sich, so wie er es wünschte, nicht so bald und so allgemein abschaffen, und besonders war der ernste Sittenprediger den Reichen und Mächtigen im Lande lästig, die seine Sorge um ihr Seelenheil ihm mit Undank, Haß und Spott lohnten. Am meisten kränkte den heiligen Mann der wilde Uebermuth und die offene Mehrweiberei vieler Großen des Landes, dann die Ehen der Geistlichen, gegen die er vergeblich kämpfte, und die Verkäufe von Kriegsgefangenen in die Leibeigenschaft an Juden, welche loszukaufen und in Freiheit zu setzen seine Geldmittel nicht mehr hinreichten. Er fürchtete wie sein Vorfahrer, für alles Böse, welches während seiner geistlichen Leitung das Volk öffentlich beging, einst vor Gott verantwortlich zu seyn, und doch schwand ihm nach mehrjähriger Erfahrung jede Hoffnung es hindern zu können. Da faßte er nach langer Unruhe darüber im Jahre 989 plötzlich den Entschluß nach Rom zu gehen, und seinen Bischofstuhl, wenn es der Papst erlaube, gänzlich zu verlassen. Da um diese Zeit der bei der Ermordung des heiligen Wenzel geborne Bruder des Herzogs, Namens Strachkwas, der später in Regensburg Mönch wurde, nach Prag gekommen war, so vertrauete ihm Adalbert sein Vorhaben an, und trug ihm zugleich sein Bisthum und seine Verwendung bei dem Papste an, der ihn dazu sicher bestätigen werde, weil Adalbert meinte, daß der Bruder eines regierenden Herzogs bei dem Volke ein weit größeres Ansehen und auch ein willigeres Gehör finden werde, als er selbst gefunden habe. Allein der Herzog nahm diesen Vorschlag nicht an, sey es aus Bescheidenheit, oder aus dem Wunsche den heiligen Mann dem Lande zu erhalten.

Adalbert machte aber dennoch die einmal beschlossene Reise. Damals saß auf dem päpstlichen Stuhle Johann XVI., der auf Adalberts Bitte ihm erlaubte sein Bisthum aufzugeben, und sich hinzuziehen, wohin er wolle. Adalbert schickte also gleich sein Gefolge nach Böhmen zurück, und behielt nur 3 seiner Vertrautesten bei sich, nämlich seinen jüngsten Bruder, den prager Probst Welich und seinen stets getreuen Radla, mit denen er nun eine Reise nach Jerusalem anzutreten beschloß. Als die zu Rom eben anwesende Kaiserin Theophania, Otto des III. Mutter von diesem seinen Vorhaben hörte, schenkte sie ihm so viel Reisegeld, als der junge Radim, Adalberts Bruder, auf den Rücken forttragen konnte; allein Adalbert vertheilte es sogleich wieder unter die Armen, indem er nichts für sich behalten wollte, und trat die weite Reise mit seinen Gefährten zu Fuß an. Auf derselben kam er nach dem schon damals berühmten Kloster Monte Cassino, wo ihm der dortige Abt durch kluge Vorstellungen dahin zu bewegen wußte, daß er seine vorgehabte Reise nach Jerusalem aufgab, und in den Orden der Benediktiner trat. Da ihn aber die Ordensbrüder stets als Bischof ehren wollten, so verließ er darüber unmuthig ihr Kloster, und begab sich zu den Brasilianern nach Vallicala, und von da nach Rom in das Kloster des heiligen Alexius auf dem aventinischen Berge. Hier unterzog er sich mit Erlaubniß des Papstes als Novitze den niedrigsten klösterlichen Diensten, und legte nach überstandener Prüfung am 17. April 990 die Gelübde ab. Von seinen Gefährten blieb jedoch jetzt nur sein Bruder Radim bei ihm, während seine beiden andern Gefährten, in ihre Heimat zurück kehrten.

Indessen fühlten der Herzog Boleslaw und sein Volk den Verlust ihres Bischofs sehr schwer, obschon während seiner Abwesenheit der Bischof von Meißen die nothwendigsten Funktionen an seiner Statt in Böhmen ausübte. Sie wendeten sich daher mit ihrer Klage an den Erzbischof von Mainz, und mit diesem vereint an den Papst; bei welchem im Jahre 992 plötzlich eine böhmische Gesandtschaft, den Bruder des Herzogs und Radla an der Spitze erschien, und die nun im Namen des Regenten um die Bewilligung baten, den Mönch Adalbert wieder als Bischof nach Prag zurück führen zu dürfen, was ihnen Papst Johann auch erlaubte, indem er dem Adalbert den Befehl gab, der Gesandtschaft als Bischof nach Böhmen zu folgen. Adalbert fügte sich in den Willen des Papstes, nahm aus seinem Kloster noch 12 Brüder mit, die er bei dem Eintritte in Böhmen unweit der Grenze zurück ließ, und dann später nach Brewnov führte. Als er sich Prag näherte, kam ihm der Herzog mit vielem Volke entgegen, das ihn mit Freude und Jubel wieder in die Stadt einführte, wo man ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche gelobte, und er alles Böse, was man ihm früher angethan hatte, für immer als vergessen erklärte.

Aber seine Zufriedenheit währte auch dießmal nicht lange. Wie früher, so konnte er auch jetzt das Volk nicht dazu bewegen, daß es seine alten heidnischen Gewohnheiten völlig ablegte, und auch die Großen achteten seiner Lehren jetzt eben so wenig wie vorher. Seine Lage wurde noch drückender, als der edle und fromme Herzog Boleslaw vom Schlage gerührt wurde, und die Regierung seinem gleichnamigen Sohne und einigen mächtigen Wladiken überlassen mußte. Unter denselben befanden sich die so mächtigen und stolzen Wrssowetze, die Erbfeinde des Hauses Slawniks, aus welchem Adalbert abstammte, und die bei ihrem jetzigen großen Einfluße keine Gelegenheit vorbei gehen ließen, den edlen Bischof zu kränken. Einst wurde die Gattin eines dieser Wrssowetze bei einem Ehebruche ertappt, und sollte nach den altböhmischen Gesetzen für dieses Verbrechen den Tod aus der Hand des beleidigten Gatten erhalten. Diese flüchtete sich aber in ihrer Angst zu Adalbert, und flehte ihn um seinen Schutz an. Adalbert verbarg auch wirklich die Unglückliche, die ihm Buße angelobt hatte, unter den Frauen des Klosters bei St. Georg, und empfahl sie deren Schutze. Allein die Wrssowetze, welche die Flucht der Ehebrecherin zu den Bischof erfahren hatten, stürmten mit einem bewaffneten Haufen den bischöflichen Palast, um sich der Schuldigen mit Gewalt zu bemächtigen, und da sie dieselbe nicht auffinden konnten, so schmäheten sie heftig wider den Bischof, der eine Ehebrecherin in Schutz nehme. Da trat der Bischof zürnend mitten unter den Haufen, und warf ihnen ihren Blutdurst vor, unbekümmert, ob sie sich an ihn vergreifen würden; allein ein Wrssowetze erwiederte ihm, daß er ihm die Ehre des Märtyrerthums nicht anthun, wohl aber an seinen Brüdern und Verwandten eine empfindliche Rache zu nehmen wissen werde. Zuletzt wurde die Unglückliche dennoch ausgeliefert, und ihr von einem gemeinen Diener eines Wrssowetze der Kopf abgeschlagen. Jetzt verließ Adalbert voll Entrüstung sein Bisthum zum zweiten Male, und begab sich wieder nach Rom in das Kloster des heiligen Alexius, wo ihn die Brüder mit Freude und Herzlichkeit aufnahmen, und zu ihrem Prior erwählten, in welcher Eigenschaft er die Ruhe seines Herzens bald wieder gewann.

Während seines Aufenthaltes in Rom hatten aber die rachesüchtigen Wrssowetze nur zu getreu ihr Wort gehalten, und die Besitzungen Slawniks mit Raub, Mord und Brand überzogen. Adalbert hatte noch 5 ältere Brüder, Namens Sobebor, Spitimir, Pobraslav, Porev und Caslav. Sobebor flüchtete sich zu Kaiser Otto dem III., und bat bei diesen um Hilfe wider die Wrssowetze, die von dem Herzoge in ihrem Wüthen selbst begünstigt würden. Otto versprach sie ihm, da er aber eben wider die empörten Nordslaven zu Felde zog, so lud er Sobebor ein, diesen Zug mitzumachen, welchen Antrag er auch annahm, jedoch nach dessen Beendigung nicht wieder in seine Heimat zurück kehrte, da er bei dem polnischen Herzoge Boleslaw Chrabry blieb, der ihn mit Ehren und Reichthum überhäufte. Hier beschuldigten ihn die Wrssowetze eines Einverständnisses mit den Feinden des Landes, begannen die Fehde gegen die Slawnik auf's Neue, beraubten sie in kurzer Zeit aller ihrer Besitzungen bis auf die Stammburg Libicz, und erstürmten endlich auch diese, bei welcher Gelegenheit sie schonungslos das ganze Geschlecht Slawniks hinwürgten.

Mit tiefer Betrübniß vernahm Adalbert zu Rom den kläglichen Untergang seines einst so mächtigen und blühenden Hauses durch den unersättlichen Blutdurst der Wrssowetze. Er wendete sich an Kaiser Otto dem III., und dieser so wie der Papst Gregor V., der auf Johann den XVI. gefolgt war, riethen ihm dringend, wieder nach dem heillosen Böhmen zurück zu kehren, und die Ruhe im Lande durch seine Predigten herzustellen. Herzog Boleslaw II. war indessen von seinem Schlaganfalle geheilt worden, und da auch er seine Bitten mit jenen des Kaisers und des Papstes vereinigte, so zögerte Adalbert nicht länger mehr in sein unglückliches Vaterland zurück zu kehren. Allein als man ihn bei seiner Ankunft in Böhmen den Strafprediger nannte, und er die näheren Umstände von dem traurigen Untergange seines Geschlechtes erfuhr, verließ er wiederholt sein Vaterland, und begab sich zu seinem Bruder Sobebor nach Polen. Hier faßte er den Entschluß den Heiden das Evangelium zu predigen, und ungewiß, ob er sich zu den heidnischen Luticen, oder den Preußen wenden solle, entschied er endlich für die Letzten, und machte sich zu Anfang des Monats März 997 auf den Weg dahin. Ihn begleiteten sein jüngster Bruder und der Priester Benedikt. Der Herzog von Polen gab ihm 30 Krieger und ein Schiff, mit welchem er die Weichsel hinab bis nach Danzig fuhr, wo er einige Tage verweilte, und bei dieser Gelegenheit vieles Volk taufte. Sodann segelte er über das Meer an die Küste von Samland, wo er an's Land stieg, und die bewaffnete Begleitung zurück schickte. Schon die erste Berührung mit Preußen war ihm ungünstig, denn er wurde mißhandelt, bedroht, und mußte sich mehrere Male flüchten. Nun dachte er, daß es rathsamer wäre, zu den Luticen umzukehren, wo er eine bessere Aufnahme zu finden hoffte; allein zuletzt beschloß er dennoch in Preußen zu bleiben, und scheuete weder Gefahren noch Mühen in seinem verfolgenden Bekehrungsgeschäfte. So gelangte er am 23. April 997 mit seinen beiden Gefährten bis Fischhausen, oder Feßhaus, ein Städtchen und Schloß am curischen Haff bei Königsberg, wo er auf einem von den Heiden für heilig gehaltenen Felde vor Ermüdung ausruhen wollte. Als dieses mehrere Heiden bemerkten, und dadurch ihre geheiligte Stätte für verspottet ansahen, eilten sie auf ihn wüthend zu, und nahmen ihn sammt seinen Gefährten gefangen. Noch stehend, und für seine Feinde betend, stieß ihm ein preußischer Götzenpriester die Lanze durch die Brust, und sagte höhnisch: »Nun wirst Du Dich freuen, denn nach Deinen Aeußerungen wünschtest Du nichts sehnlicher, als für Christus zu sterben.« Hierauf bohrten ihm noch 6 andere Heiden ihre Spieße in seine Brust, schnitten ihm den Kopf ab, und steckten denselben auf einen Pfahl. Seine Gefährten ließ man am Leben, und diese erzählten nun nach ihrer Rückkehr dem Herzoge von Polen, was mit dem Märtyrer Adalbert geschehen sey. Boleslaw fertigte sogleich eine Gesandtschaft nach Preußen ab, um den Leichnam des heiligen Mannes zu holen, und bot dafür so viel Gold als Lösegeld an, als die Gebeine schwer waren, wofür man endlich die sterblichen Ueberreste dieses Apostels und Märtyrers ausfolgte. Boleslaw ließ hierauf den heiligen Leichnam in der Abteikirche zu Tremezno beisetzen, von wo er aber dann im folgenden Jahre in die Kathedrale von Gnesen gebracht wurde. Selbst Kaiser Otto III. besuchte diesen durch viele Wunder berühmt gewordenen Heiligen zu Gnesen, und Herzog Brzetislaw von Böhmen entführte im Jahre 1038 die Gebeine, und richtete damit mehr aus, als dem heiligen Manne selbst gelungen war. Unter der Bedingung diese wunderthätigen Reliquien in ihrer Mitte zu haben, unterwarfen sich die Böhmen willig den Satzungen der christlichen Lehre, die sie von ihm selbst nicht hatten annehmen wollen.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Die Ermordung

des königlich böhmischen Rathes Zderads

vor Brünn in Mähren.

Jahr 1090.

Der erste König von Böhmen war Wratislaw II., der Bruder des im Jahre 1061 verstorbenen Spitignew, Herzogs dieses Landes. Er verdankte seine Erhebung zu dieser Würde, die aber nur für seine Person galt, der treuen Anhänglichkeit an den unglücklichen Kaiser Heinrich dem IV., dem er in seinem langen und harten Kampfe wider den großen Papst Gregor dem VII. unverbrüchlich treu blieb, während die meisten andern Fürsten und Vasallen dieses Kaisers ihm entweder abtrünnig wurden, oder ihn doch im Nothfalle im Stiche ließen. In 4 großen Schlachten, die der bedrängte Heinrich IV. seinen Gegnern, und zwar bei Hohenberg an der Unstrut (9. Juni 1075), bei Melrichstadt an der Streu (7. August 1078), bei Flarcheim in Thüringen (27. Jänner 1080), und an der Elster (15. Oktober 1080) lieferte, fochten stets böhmische Scharen tapfer mit. An der Unstrut, so wie an der Streu trugen sie zum glücklichen Ausgange wesentlich bei, während sie bei Flarcheim den stärksten Stoß erlitten, indem sie nahe an 4000 Todte zählten, an der Elster aber den von den Feinden beabsichtigten Einfall in Böhmen abwehrten.

Für so viele, und mit so großen Aufopferungen verknüpfte Anhänglichkeit an den von einem widrigen Geschicke hin und her geworfenen Kaiser, verdiente der getreue Wratislaw II. allerdings eine Belohnung, welche ihm der dankbare Heinrich auch im Jahre 1086 auf einer Synode zu Mainz gewährte, indem er mit Beistimmung aller ihm anhängenden geistlichen und weltlichen Reichsfürsten dem dort anwesenden Wratislaw selbst eine Krone überreichte, und dem Erzbischofe von Trier den Auftrag gab, ihn damit in Prag feierlich zu krönen.

Dieser Wratislaw II. ist auch für Oesterreichs Geschichte merkwürdig, weil er den ersten in der Geschichte bekannt gewordenen Krieg mit Oesterreich führte. Damals herrschte über dieses Land der babenbergische Markgraf Leopold III., beigenannt der Schöne, der sechste Markgraf aus diesem hochberühmten Geschlechte, welcher seinem Vater, Namens Ernst der Tapfere, der in der erwähnten unstruter Schlacht für Kaiser Heinrich den IV. selbst das Leben verlor, und dafür den Titel des förderſten und getreueſten Fürſten des römiſchen Reiches erlangte, im Jahre 1075 in der Regierung nachgefolgt war. Nachdem nämlich der Papst Gregor VII. im Jahre 1081 über Heinrich den großen Kirchenbann ausgesprochen hatte, verließen in Folge dessen die meisten deutschen Reichsfürsten, und unter ihnen auch Leopold III. die Partei des Kaisers, und gingen zu jener des Papstes über. Leopold insbesondere vertrieb in Verbindung mit dem, dem Interesse des Papstes innig anhängenden Bischofe von Passau, Namens Altmann, alle Anhänger Heinrichs aus seinem Lande, und half dem neuen Gegenkönige Hermann von Luxemburg die ihrem alten Herrn treu gebliebene Stadt Augsburg belagern. Zu jener Zeit war es nichts Ungewöhnliches, daß auch geistliche Fürsten die Toga mit dem Schwerte vertauschten, und wider ihre Gegner geharnischt zu Felde zogen. Kaiser Heinrich, über den Abfall Leopold des III. erzürnt, forderte von Italien aus, wo er eben verweilte, den damaligen Herzog Wratislaw auf, den Markgrafen dafür zu bestrafen, und ihm die Mark Oesterreich abzunehmen, wozu sich Wratislaw auch gleich bereitwillig fand, nachdem er in Verbindung mit seinen Brüdern und dem Bischofe von Regensburg im Jahre 1082 in Oesterreich einfiel, und dieses Land nach der Sitte jener Zeit mit Feuer und Schwert verwüstete. Markgraf Leopold zog ihm mit seiner ganzen Macht und durch einige Hilfe aus Passau verstärkt entgegen, und erreichte den Feind bei Mailberg, einem Orte, welcher seines guten Weines wegen schon damals bekannt war.

Es war am 12. Mai 1082 als es zu einer großen Schlacht kam, die aber zuletzt für Leopold unglücklich endete. Wratislaw stellte die bairischen Bundestruppen auf den rechten, seine Brüder Konrad und Otto mit den Mährern auf den linken Flügel, während er selbst mit den Böhmen im Centrum focht. Der Kampf war einer der hartnäckigsten und blutigsten in jener Zeit, bis sich endlich gegen Abend der Sieg für die Böhmen und Mährer entschied, und Leopold gezwungen war nach einem großen Menschen-Verluste und mit Hinterlassung der ganzen Bagage das Feld dem Feinde zu überlassen. Indessen erreichte aber Wratislaw seine Absicht, nämlich die Mark Oesterreich zu erobern, dennoch nicht. Bei dem Umstande, daß sein Heer in dieser Schlacht gleichfalls großen Verlust an Mannschaft erlitten hatte, hielt er es für rathsamer nicht weiter vorzudringen, und zog sich fast bis an die Grenzen Böhmens zurück, wo er mehrere Ortschaften besetzte. Aus diesen vertrieb ihn aber Leopold im folgenden Jahre wieder (1083), und zwar durch die Tapferkeit seines Feldhauptmanns Azzo, des Stammvaters der Kuenringe, eines der berühmtesten Rittergeschlechte jener Zeit, der den Schaden, welchen Leopold im vorigen Jahre von den Böhmen erlitten hatte, von denselben jetzt reichlich wieder herein brachte.

Dieser Wratislaw II. ist es auch, welcher das Bisthum Olmütz in Mähren stiftete, und zwar im Jahre 1062 bald nach dem Anfange seiner Regierung. Früher gehörte Olmütz in kirchlicher Hinsicht zu der Gerichtsbarkeit des Prager-Bisthums, wohin auch der Zehent abgeführt wurde. Da aber die Metropolite zu entfernt war, so bewog Wratislaw den damaligen Prager-Bischof, Namens Severus dahin, daß er seine Einwilligung zur Gründung eines eigenen Bisthums in Olmütz gab, wofür ihm der König 12 Dörfer in Böhmen und 100 Mark Silbers jährlich als Schadenersatz für den eingebüßten Zehent schenkte. Schon im folgenden Jahre (1063) bestätigte Papst Alexander II. dieses neue Bisthum, und ein gewisser Johannes, einst Mönch in dem Kloster zu Brewnow wurde von dem Erzbischofe von Mainz, Namens Siegfried, als erster Bischof von Olmütz geweiht.

Indessen veranlaßte bei der Gründung dieses Bisthums eine Kleinigkeit in der Folge einen heftigen und langwierigen Streit zwischen Wratislaw und seinem Bruder Jaromir (der später Bischof von Prag geworden war) der in der Geschichte Wratislaws eine eigene Epoche bildet, und den Geist der damaligen Zeit lebhaft karakterisirt. Eine andere ebenfalls interessante Begebenheit in seiner Regierung ist der tragische Untergang seines Lieblings und Günstlings, des Ritters Zderad, ein Umstand, der das Herz des Königs mit einem solchen Schmerze erfüllte, daß er demselben selbst unterlag, und so seinem Günstlinge im Tode bald nachfolgte. Diese beiden Begebenheiten verdienen also hier eine genauere Darstellung.

Was das Erste betrifft, so besaß das Bisthum von Prag schon seit langer Zeit in der Gegend von Olmütz die mitten im Wasser liegende Burg Podiwin und den Markt Slawnice eigenthümlich. Nun wünschte Wratislaw bei der Gründung des Olmützer-Bisthums auch dieses Besitzthum demselben einzuverleiben, wozu wirklich Severus seine Einstimmung gab. Nachdem aber dieser wackere Seelenhirt nach einer 37jährigen sturmbewegten bischöflichen Verwaltung im Jahre 1067 im hohen Alter mit Tode abgegangen war, so riefen die Brüder Wratislaws, nämlich Konrad, Markgraf der Brünner-, und Otto, beigenannt der Schöne, Markgraf der Olmützer-Provinz ihren jüngsten Bruder Jaromir aus Polen zurück (wo derselbe bei dem Könige Boleslaw dem II., beigenannt dem Kühnen, bisher lebte) um das erledigte Bisthum von Prag in Besitz zu nehmen. Dieser Jaromir wurde nämlich als der jüngste der 4 Söhne Spitignews zu dem geistlichen Stande bestimmt, eine zu jener Zeit und auch noch in unseren Tagen bei solchen jüngstgebornen Prinzen gewöhnliche Sitte. Als Jaromir aber den Tod seines Vaters erfahren hatte, so wollte er, da er eben für den geistlichen Stand keine große Neigung fühlte, auch einen Antheil an der gemeinschaftlichen Ländererbschaft haben, und kam deßhalb nach Prag. Sein Bruder Wratislaw wußte ihn aber hier mit der Aussicht auf die einstige Bischofswürde zu Prag zuletzt dennoch zu bereden, und so ließ sich dann Jaromir von dem Bischofe Severus ordiniren, und las die Messe. Bald aber reuete ihn dieser Schritt, und zog die kaum abgelegte Ritterkleidung wieder an, worauf er mit einigen Gleichgesinnten zu dem Könige von Polen flüchtete, wo er bis zu dem Tode des Severus verblieb.

Nun kam er auf den Ruf seiner Brüder schnell nach Prag zurück, legte seine Rittertracht wieder ab, unterwarf sich der Tonsur, und erinnerte seinen Bruder an das gemachte Versprechen, ihn nach dem Tode des Severus zum Bischofe von Prag ordiniren zu lassen. Allein Wratislaw wollte jetzt davon nichts mehr wissen, und hatte die Absicht seinen Hofkaplan, den Probst Lanzo von Leitmeritz

zu dieser Würde zu erheben. Da er aber mit seinem Plane nicht durchdringen konnte, und Jaromir wirklich am 30. Juni 1068 zu Mainz von Kaiser Heinrich dem IV. mit Ring und Stab belehnt, und unter dem Namen Gebhard, Bischof von Prag wurde, so rächte sich Wratislaw dadurch, daß er jene dem vorigen Prager-Bischofe für die Ablassung des Olmützer-Zehents versprochenen 100 Mark Silbers dem Jaromir vorenthielt, wofür aber dieser die Burg Podiwin wieder mit seinem Bisthume vereinigte. Nun klagte der Bischof von Olmütz, der schon erwähnte Johann bei dem Könige, der auch sogleich den Jaromir zur Zurückgabe dieser Burg anwies; allein Jaromir weigerte sich dessen, und so sah sich der König genöthigt den ganzen Vorfall an den Papst zu berichten. Darüber wurde aber Jaromir so sehr aufgebracht, daß er gegen Ende des Jahres 1071 mit einem zahlreichen Gefolge nach Olmütz ging, wo er den alten Bischof Johann arg schmähete und mißhandelte, während seine Begleitung dem Beispiele ihres Herrn folgend, die Dienerschaft des Bischofs wacker durchprügelte und zuletzt verjagte.

Diese Gewaltthat mußte Wratislaw natürlich als eine ihm selbst angethane Beleidigung ansehen, und berief deßhalb den Bischof Johann zu sich, um ihn gegen neue Gewaltthaten zu schützen, während er einen eigenen Legaten, den Priester Hagen nach Rom schickte, um seine und des Bischofs Klagen bei dem Papste anzubringen. Allein Hagen kam nur bis Regensburg, nachdem er hier auf Jaromirs Veranlassung von einem Bürger dieser Stadt, Namens Rombold in einem Hinterhalte mit mehreren Leuten überfallen, seiner Kleider beraubt, schwer mißhandelt, und sodann zur Rückkehr nach Mähren gezwungen wurde. Dieß erbitterte nun Wratislaw, der davon Kunde erhielt, noch mehr, weßhalb er jetzt eine zahlreiche Gesandtschaft nach Rom sandte, an deren Spitze sich der Probst von St. Georg befand, während er dem Jaromir, der sich nach Mainz flüchtete, alle seine Besitzungen abnahm. Der Erzbischof von Mainz verwendete sich jetzt zwar bei dem neuen Papste Gregor dem VII. für Jaromir; allein dieser befahl, daß Jaromir selbst nach Rom zu kommen habe, und sich hier persönlich wegen seiner Missethat rechtfertige. Jaromir leistete wirklich Folge, bat zu Rom den Papst demüthig um Vergebung, und dieser dadurch versöhnt, ermahnte den König von Böhmen in einem eigenen Schreiben seinen Bruder wieder als Bischof von Prag einzusetzen, was Wratislaw auch wirklich that.

Kaum war aber Jaromir unter einem großen Jujauchzen seiner Partei wieder als Bischof installirt, als er sogleich die Burg Podiwin dem Bischofe Johann wieder abnahm, und dadurch den Wratislaw neuerdings erzürnte. Wratislaw schickte deßhalb eine Gesandtschaft an den Papst, und bat durch diese um ernstliche Bestrafung des Prager-Bischofs, dessen unruhiger Sinn seine und des Landes Ruhe auf eine ärgerliche Weise trübe. Allein Gregor, der bereits erfahren hatte, daß Wratislaw zur Partei seines Gegners, Kaiser Heinrich des IV. übergetreten sey, willfahrte jetzt seinem Wunsche keineswegs, sondern schrieb an den Bischof Johann, daß er sich mit Jaromir wegen der Burg Podiwin ausgleichen und versöhnen solle, was dieser in der Folge auch that, nachdem er ihm, um den ärgerlichen Streit zu beendigen, dieselbe völlig überließ, worauf nun beide Prälaten in bester Eintracht lebten.

Was den Untergang des Zderad, einen Günstling des Wratislaw betrifft, so war die Ursache desselben folgende: Dieser Zderad war ein Rath und zugleich Haushofmeister des Wratislaw, und hatte durch sein einschmeichelndes Benehmen das Herz des Königs in einem solchen Grade gewonnen, daß dieser nichts von Bedeutung ohne seine Zustimmung unternahm, und so gleichsam von seinem Willen abhing. Diesen großen Einfluß über das Gemüth des Königs benützte aber Zderad schlau zu selbstsüchtigen Zwecken, und da ihn der älteste Sohn des Königs, Namens Brzetislaw gewöhnlich mit Verachtung begegnete, so wußte er ihm die Liebe seines Vaters dergestalt zu entziehen, daß sich Bretislaw nur selten am Hofe einfand. Nun geschah es, daß im Jahre 1089 der Bruder des Wratislaw, nämlich der Beherrscher der Olmützer-Provinz, Otto der Schöne starb, und sich seine Witwe Euphemia mit ihren Kindern und dem Besitzthume ihres Mannes in den Schutz Konrads, des Regenten von Brünn empfahl. Dieses Betragen wußte Zderad dem Wratislaw dahin zu deuten, als wollte Euphemia einen Hochverrath wider ihn, den ältesten der Brüder anlegen, welche Handlung nur mit den Waffen in der Hand bestraft werden könnte. Wirklich fiel Wratislaw mit einem starken Heere verwüstend in Mähren ein, eroberte Olmütz, vertrieb daraus Euphemiens Kinder, und setzte mit Uebergehung seines ältesten Sohnes Brzetislaw seinen jüngsten Sohn aus der dritten Ehe, Namens Boleslaw daselbst zum Herrscher ein, worauf er dann vor

Brünn zog, und daselbst seinen Bruder Konrad mit ganzer Macht belagerte. Hier aber veranlaßte Zderads Uebermuth einen noch abscheulicheren Krieg, in welchem sich der Sohn gegen den Vater empörte, und die jüngere Generation wider die ältere bewaffnete.

Der Prinz Brzetislaw, der das Heer seines Vaters begleitete, war nämlich vor einiger Zeit von demselben wider die Sachsen in den Krieg geschickt worden. An der Grenze kehrte er einst an einem heißen Sommertage von einem Streifzuge zurück, und als er eben an einen Fluß gekommen war, so wandelte ihn die Lust zu baden an, weßhalb er sein Geleite fortschickte, und nur wenige Edle in seiner Nähe behielt. Kaum hatte er sich aber im Wasser etwas abgekühlt, so stürzte schon eine Truppe sächsischer Reiter aus einem Hinterhalte hervor, welcher nur mit Mühe, und dem Verluste der meisten Edlen, die ihren künftigen Beherrscher rasend vertheidigten, der Prinz durch eine schnelle Flucht entkommen konnte. Als nun König Wratislaw die Anordnungen zur Belagerung Brünns traf, und die einzelnen Scharen auf ihre verschiedenen Stellungen vertheilte, bat ihn Zderad höhnisch in Gegenwart Brzetislaws und der Heerführer, daß er doch den Prinzen mit seinen Zelten an die Ufer der vorbei fließenden Switawa stellen möchte, damit er sich darin wieder nach seiner Lust baden könnte. Dieser Spott verletzte den hochsinnigen Prinzen tief, der sich ohnehin wegen dieses Günstlings zurück gesetzt fühlte, und entfernte sich daher schnell aus dem Kreise der Feldherrn, um sich in sein Zelt zurück zu ziehen, wo er den ganzen Tag ohne Speise und Trank zubrachte. Am folgenden Morgen lud Brzetislaw den Zderad wie zu einer Unterredung zu sich in sein Lager ein (11. Juli 1090), und ritt in Begleitung des Grafen Drzimir dem Ankommenden entgegen, überhäufte ihn aber gleich mit Vorwürfen, und warf ihm endlich, sich mit seinem Pferde wegwendend, seinen Handschuh in's Gesicht. Dieß war das verabredete Zeichen, und sogleich sprangen 2 böhmische Ritter, Namens Nosislav und Drzkray herbei, erhoben ihre eisernen Lanzen wider Zderad, der jetzt mit seinem Roße vergeblich zu entfliehen suchte; durchbohrten ihn von 2 Seiten, und hoben ihn mit ihren Lanzen vom Sattel hoch in die Luft, worauf sie ihn dann zu Boden warfen, neuerdings durchbohrten, und endlich durch Pferdehufe zerstampfen ließen. So endete der Günstling Zderad auf eine schaudervolle Weise sein Leben, von Niemand bedauert als nur von dem Könige, der bei der Nachricht von dem Tode seines Lieblings sich in sein Zelt verschloß, und seinem Andenken bittere Thränen weinte, dann aber in der Folge an dem Platze, wo Zderad ermordet wurde, ein Denkmal errichten ließ.

Brzetislaw zog nach vollbrachter That mit dem Theile seines Heeres sogleich in eine andere Gegend, und durch unzählige Ueberläufer aus dem Heere des Königs verstärkt, lagerte er sich auf einem Hügel, um einen offenen Kampf wider seinen Vater zu beginnen, von dem er wohl wußte, daß er ihn nicht liebe, und daher den Tod seines Günstlings hart rächen werde.

Mit Schrecken gewahrte Wratislaw den Abfall seines Heeres, und sowohl dieses, als der traurige Fall Zderads machten einen so tiefen Eindruck auf sein bekümmertes Gemüth, daß er wie angedonnert da stand, und keines Entschlußes mehr fähig war. Mehrere Tage vergingen so in einem dumpfen Hinstarren, bis sich endlich Konrad aus Brünn heraus wagte, und als Vermittler zwischen ihm und seinem Sohne sich anbot, was seinen Bemühungen auch gelang. Wratislaw verzieh seinem Sohne, und dieser bat reumüthig seinen Vater auf den Knien um Vergebung. Allein bald bereuete Brzetislaw diesen Schritt, nachdem ihm die Einflüsterungen seiner Partei die Nachgiebigkeit des Königs verdächtig machten. Er erhob nun neuerdings die Fahne des Aufruhrs, und zog mit 200 seiner Getreuen nach Ungarn, wo er sich in der Gegend von Banow im Trentschiner-Komitate ansiedelte, nachmals aber bis zu seines Vaters Hinscheiden sich an den Hof des Königs Ladislav von Ungarn begab, der ihn gastfreundlich aufnahm, und mit Gütern und Ehren überhäufte.

König Wratislaw erholte sich nach diesem Doppelschlage nicht wieder. Er hob die Belagerung Brünns auf, und zog nach Böhmen zurück, wo er in Abgeschiedenheit seinem Trübsinne, der ihn bis zu seinem Tode nicht verließ, ununterbrochen nachhing. Um ihn zu zerstreuen, veranstalteten seine Getreuen einst eine große Jagd, und bewogen den König wiewohl mit Mühe dahin, daß er derselben beiwohnte. Es war am 14. Jänner 1092 als Wratislaw mit düsterem Blicke in den Wald ritt, wo er plötzlich sein Pferd so heftig spornte, daß es einen heftigen Sprung machte, der zur Folge hatte, daß der König herab fiel, und auf der Stelle seinen Geist aufgab.

BIBLIOTECA



Vaterländische Immortellen von Ziegler.

172.

Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen,

eine Tochter des ungarischen Königs Andreas des II.

Jahr 1226.

Eine der unruhevollsten Zeit in der Geschichte Ungarns war jene, wo der Thronstreit zwischen den beiden königlichen Brüdern Emerich und Andreas ausbrach. Ihr Vater, der König Bela III., hatte kurz vor seinem im Jahre 1193 erfolgten Tode das Reich seinem ältesten Sohne Emerich hinterlassen, der noch bei seinem Leben 2 Mal zum Könige von Ungarn gekrönt worden war, während sein zweitgeborner Sohn Andreas, als nachmaliger König dieses Namens der II., bloß mit einigen Schlössern, und mit einem großen Schatze abgefertigt wurde, um damit das Gelübde seines Vaters, der einst einen Kreuzzug nach Palästina angelobt hatte, an seiner Statt in Erfüllung zu bringen. Allein Andreas verschwendete in kurzer Zeit den ganzen väterlichen Nachlaß, und nun munterte ihn der große Papst Innocenz III. vergebens auf, das von seinem Vater gemachte Versprechen eines Kreuzzuges zu erfüllen. In dieser Verlegenheit riethen ihm jetzt seine Anhänger den päpstlichen Erinnerungen dadurch ein Ende zu machen, daß er seinen Bruder Emerich des Thrones berauben solle, wo er sodann über die Schätze von ganz Ungarn gebieten, und den Mahnungen des Papstes Folge leisten könnte.

Ein für einen ehrgeizigen Menschen, wie Andreas in der That es war, sehr lockender, aber für die Wohlfahrt und Ruhe des Landes gewiß sehr schädlicher Vorschlag. Leider ließ sich der leichtsinnige und immer Geld bedürftige Andreas zu diesem Schritte verleiten, erhob die Waffen wider seinen edlen Bruder, und da ihn der österreichische Herzog Leopold mit seinen Kriegern unterstützte, so kam Emerich bald in eine so drangvolle Lage, daß er den Frieden mit der Abtretung Kroatiens an seinem Bruder erkaufen mußte. Allein noch zwei Mal ergriff der unersättliche Andreas durch seine bösen Rathgeber verleitet das Banner des Bürgerkrieges gegen seinen Bruder; aber dieser darüber voll Unmuth und Lebensbitterkeit legte endlich sein Haupt in der Blüthe seines Lebens (er zählte erst 30 Jahre) zur ewigen Ruhe nieder, nachdem er noch vorher seinen kaum gebornen Sohn Uladislaus zum Könige von Ungarn hatte krönen lassen.

Ehe er noch verschied, ließ er seinen Bruder Andreas eilig aus Kroatien an sein Sterbebett rufen, und übergab ihm, freilich mit wehmuthsvollen Gefühlen die Vormundschaft über seinen einzigen Sohn, mit der Bitte, diesen in den durch Parteiungen so zerrüttetem Königreiche während seiner Minderjährigkeit zu schützen, und Vatersstelle an ihm zu vertreten, was ihm Andreas auch versprach; allein nach seinem Tode nicht hielt. Statt für das Beste seines Mündels zu sorgen, betrug er sich gleich nach Emerichs Tode als wäre er selbst König von Ungarn, und bewog dadurch die Königin Mutter mit Uladislaus nach Oesterreich zu flüchten, wohin sie auch die Reichskleinodien mitgenommen hatte. Herzog Leopold VI., der Tugendhafte, nahm sich jetzt der bedrängten Königin und ihres Sohnes großmüthig an, und wollte den kleinen König mit Waffengewalt auf den Thron seiner Väter zurück führen; allein als er eben im Begriffe stand mit seinem Heere in Ungarn einzudringen, starb Uladislaus, dieses Namens der III., beigenannt das Kind (1205), und Leopold, der nun weiter keine Ursache mehr fand wider Ungarn feindlich zu verfahren, entließ seine Söldner sogleich, und stellte die Reichsinsignien zurück, während Konstanze, die Königin Mutter nach ihrem Vaterlande Aragonien zurück kehrte.

Jetzt hatte Andreas II. das Ziel seiner so lang genährten Wünsche plötzlich erreicht, und da außer ihm kein näherer Kronbewerber aus dem Arpadenstamme vorhanden war, so krönten ihn die Ungarn ohne Widerrede zu ihrem Könige (1205).

War aber Andreas schon vor seiner Thronbesteigung dem Leichtsinne und der Verschwendung ergeben gewesen, so steigerte er diese für einen Regenten so höchst schädlichen Eigenschaften jetzt als König noch höher, und der Karakter seiner Regierung, nämlich Verschwendung bei sehr großer Armuth offenbarte sich gleich in den ersten Zeiten. Er verschleuderte die königlichen Einkünfte auf eine ungeheuere Weise, und die Zahl der Diplome, die ungeachtet der mongolischen Verwüstung bis zu uns gekommen sind, geben einen Schlüßel ab für jene, die verloren gegangen sind. Eben so leichtsinnig war er bei der Besetzung der Aemter, die er oft den untüchtigsten und unwürdigsten Personen ertheilte. Dieser Umstand sowohl, als die außerordentlichen Begünstigungen, womit er die deutschen Ankömmlinge, für welche er eine besondere Vorliebe hegte, überhäufte, brachten ihn aber zuletzt um die Liebe der ganzen Nation. Als er einst eine Reise nach Galizien unternahm, brach unter den meisten Großen des Landes eine Verschwörung wider ihn aus, die bald seinen Thron gekostet hätte, und wobei seine Gemalin Gertrud das Leben verlor. Kaum wurde sein Sohn Bela durch seinen Lehrer Salomon gerettet, und nur mit Mühe entkam der Herzog Leopold von Oesterreich, der eben damals am Hofe Gertrudens anwesend war, durch die Schnelligkeit seines Roßes. Zwar eilte Andreas auf die Nachricht von diesen Gräuelthaten nach Ungarn zurück, um die Hochverräther und Mörder zu bestrafen; allein die meisten derselben waren bereits entflohen, worunter auch der Schatzmeister der Königin, Namens Berthold sich befand, der zugleich ihren ganzen, heimlich zusammen gelegten Schatz von 7000 Mark Goldes entwendet hatte.

Nachdem die Ruhe im Lande einigermassen scheinbar hergestellt war, erfüllte Andreas sein schon lange gegebenes Versprechen eines Kreuzzuges, trat aber denselben mit so geringen Geldmitteln an, daß er sogar gezwungen war, die kostbare Krone der Königin Gisela, die in der Kirche zu Wesprém aufbewahrt wurde, zu versetzen, und auch von vielen Großen und Bischöfen Geld auszuleihen. Indessen ist von diesem seinen Kreuzzuge, der ganz planlos unternommen ward, eben nichts Rühmliches zu erwähnen, nachdem man in Palästina zwecklos herum zog, ohne den viel schwächeren Feind anzugreifen, Städte und das flache Land plünderte, und nach einem fruchtlos gemachten Versuch bei dem Berge Tabor, wieder nach Ungarn zurück kehrte.

Dieses Reich war während seiner Abwesenheit in eine an Anarchie grenzende Gesetzlosigkeit gerathen. Um nun die Ruhe in demselben und besonders unter den Großen wieder herzustellen, ließ sich Andreas zur Herausgabe der sogenannten goldenen Bulle verleiten, was im Jahre 1222 geschah, wodurch er auf Kosten der königlichen Gewalt den ohnehin schon bestens bedachten Adel noch mit neuen und ungewöhnlich großen Vorrechten und Freiheiten begabte, so daß er beinahe ein Vasall desselben wurde. Diese berüchtigte Bulle, die auch den Rest der Freiheit in den niedern Ständen unterdrückte, bestand aus 31 Artikeln, worunter besonders jener merkwürdig ist, der den Adeligen gestattet, selbst mit den Waffen in der Hand gegen ihren König aufzutreten, wenn er einen oder den andern dieser Artikel zu verletzen gesonnen wäre, oder er nicht nach ihren gemeinschaftlichen Wunsche handeln würde *).

Und dennoch hatte sich Andreas durch diese leichtsinnige Verschleuderung der Königsrechte und übermächtige Erhebung des Landesadels die gewünschte Ruhe nicht erkauft; im Gegentheile wurde der Adel nur noch trotziger, weil jetzt es gesetzmäßig seyn durfte, und da Andreas in dieser Bulle unbegreiflicher Weise für das königliche Einkommen fast gar nicht besorgt war, so wurde auch seiner dringenden Geldnoth nicht gesteuert. Er sah sich vielmehr in die Nothwendigkeit versetzt, durch gewaltsame Erpreßungen bei dem Klerus sich Geld zu verschaffen, und gerieth dadurch mit diesem Stande, und zuletzt selbst mit dem Papste in Streitigkeiten, die dann zur Folge hatten, daß ganz Ungarn mit dem Interdikte belegt wurde, welches so lange dauerte, bis der König die der Kirche entrissenen Güter wieder zurück gestellt hatte. Die Noth in Ungarn war damals so groß, daß selbst Aeltern ihre Kinder an Juden als Sclaven verkauften, um nur nicht verhungern zu müssen, ja mancher gab sogar seine Freiheit für die Kost hin.

Um das Maß des Unglücks voll zu machen, verwickelte sich Andreas noch im Jahre 1233 in einen Krieg mit Friedrich dem Streitbaren, dem Herzoge von Oesterreich, weil dieser seine Ge-

---

*) Im Jahre 1687 ist diese sonderbare Klausel, die Empörung und Widerstand im Busen trägt, vom Kaiser Leopold dem I. aufgehoben worden.

malin Sophie, eine griechische Prinzessin, welche eine Schwester der Gemalin seines Sohnes Bela war, wegen Unfruchtbarkeit verstossen hatte. Andreas fiel zugleich in Steiermark und Oesterreich ein, und führte den Krieg in beiden Ländern auf barbarische Weise; allein Friedrich überfiel seine zerstreueten Horden in verschiedenen Gegenden, und tödtete deren unzählige, worauf sich der bedrängte Andreas genöthigt fand, noch in demselben Jahre mit dem Herzoge einen Frieden zu schließen, der aber nur kurze Zeit dauerte, indem Andreas ein Jahr darnach die Feindseligkeiten wider Friedrich erneuerte, und bis vor Wien Alles mit Brand und Raub verwüstete. Die Ursache dieser erneuerten Feindseligkeit war eine Verschwörung der ungarischen Großen, welche seiner Regierung müde waren, und den Herzog einluden, nach Ungarn zu kommen, um daselbst die Krone dieses Reiches zu empfangen. Da aber der Bote, welcher diese Einladung an Friedrich überbringen sollte, aufgefangen und mit seinem Schreiben vor Andreas gebracht wurde, so ergrimmte er darüber so sehr, daß er ohne alle Kriegserklärung in Oesterreich einfiel, und den für einen solchen Besuch völlig unvorbereiteten Herzog zur Eingehung eines Friedens zwang, der dem Herzoge eine namhafte Summe Geldes kostete. Bald nach diesem Frieden starb Andreas II. (1236).

Betrachtet man das Leben und Walten dieses Regenten während seiner 31jährigen Regierung, so stellt sich dem Beobachter kein erfreuliches Bild desselben vor Augen. Schwachheit, Wankelmuth und Leichtsinn sind die Hauptfehler dieses Fürsten, wozu sich noch ein leicht beweglicher Wille, als Folge einer schwachen Denkkraft, und Zaghaftigkeit in Ausführung einer entscheidenden That gesellte. Die vielfachen Stürme seiner zum Unglücke für Ungarn so langen Regierung hat er meistens selbst herbei geführt, ohne die Kraft zu besitzen, das Ungewitter abzuwehren. Seine beständige Geldnoth wurde von den Juden, Griechen, Saracenen und Mäcklern auf's Beste benützt, welche nach und nach alle Regalien, wie z. B. Salz, Zölle ꝛc. in ihre Hände bekamen, und das unglückliche Land noch mehr aussaugten.

Wenn aber in dieser Beziehung Andreas II. als einer der schwächsten Regenten aus dem Stamme der Arpaden erscheint, so ist er doch in einer andern Rücksicht für den Geschichtsfreund merkwürdig, nämlich in Bezug seiner Kinder, die durchgängig eines edlen, ja vortrefflichen Karakters waren. Andreas war zu 3 verschiedenen Malen verheirathet. Seine erste Gemalin, Namens Gertrud, eine deutsche Prinzessin, wurde, wie schon erwähnt, während seiner Abwesenheit in Galizien bei einer Verschwörung umgebracht. Von ihr hatte er 5 Kinder, nämlich 3 Söhne, Namens Bela, Kolomann und Andreas, die alle nach einander Könige wurden, und 2 Töchter, Elisabeth und Maria. Seine zweite Gemalin hieß Jolanta, und war eine Prinzessin von Antiochien, eine Dame von wunderbarer Schönheit, mit welcher er eine Tochter, gleichfalls Jolanta genannt, erzeugte, die nachmals an Jakob von Aragonien vermält wurde. Die Tochter übertraf noch die Mutter an körperlicher Schönheit, und besaß eine so ausgezeichnete Herzensgüte und einen so hohen Geist, daß sie von allen Schriftstellern ihrer Zeit als die Zierde der Frauen geschildert wurde, die wahrhaft würdig wäre, daß sie dem edelsten, und am Geiste erhabensten Fürsten vermält werde, nicht nur als Theilnehmerin seiner Rathschläge, sondern auch als treue Gefährtin seiner Gefahren und Bedrängniße. Seine dritte Gemalin, Namens Beatrix, hinterließ Andreas bei seinem Tode in der Hoffnung, und sie gebar, nachdem sie in ihre Heimat nach Italien zurück gekehrt war, den Prinzen Stephan, der in der Folge in der Geschichte Ungarns gleichfalls eine merkwürdige Rolle spielte.

Andreas merkwürdigstes Kind war aber seine erstgeborne Tochter Elisabeth, deren Heiligsprechung er noch erlebte. Elisabeth wurde im Jahre 1207 in Presburg geboren. Ihre Mutter, die unglückliche Gertrud von Meran, wendete alle Sorgfalt auf die Erziehung ihres geliebten Kindes an, und hatte die Freude zu sehen, daß die kleine Elisabeth unter ihren Augen eine für ihr zartes Alter ungewöhnliche Seelengröße an den Tag legte. Schon im Jahre 1211 wurde sie an den 11jährigen Ludwig, den Sohn des Landgrafen von Thüringen verlobt, bald darauf nach der Wartburg abgeführt, und daselbst an dem Kunst- und Gesangliebenden Hofe Hermanns erzogen. Ungeachtet der Ränke ihrer Schwiegermutter und Anderer, welche das geschlossene Bündniß aufzuheben wünschten, ward die Verbindung dennoch im Jahre 1221 vollzogen, eben da, als Elisabeth in ihr 15. Jahr trat, nachdem ihr Gemal Ludwig bereits im Jahre 1215, wo sein Vater gestorben war, die Regierung der Landgrafschaft angetreten hatte. Beide Gatten waren im vollen Sinne des Wortes einander werth, liebten sich mit der unerschütterlichsten Treue, und prüften ihre Liebe in mehreren Gelegenheiten. Während Ludwig in ritterlichen Zügen seinen Heldenmuth und seine Ergebenheit gegen den Kaiser und das Reich bewährte, übte Elisabeth daheim die stillen Tugenden der Wohlthätigkeit und Milde, und

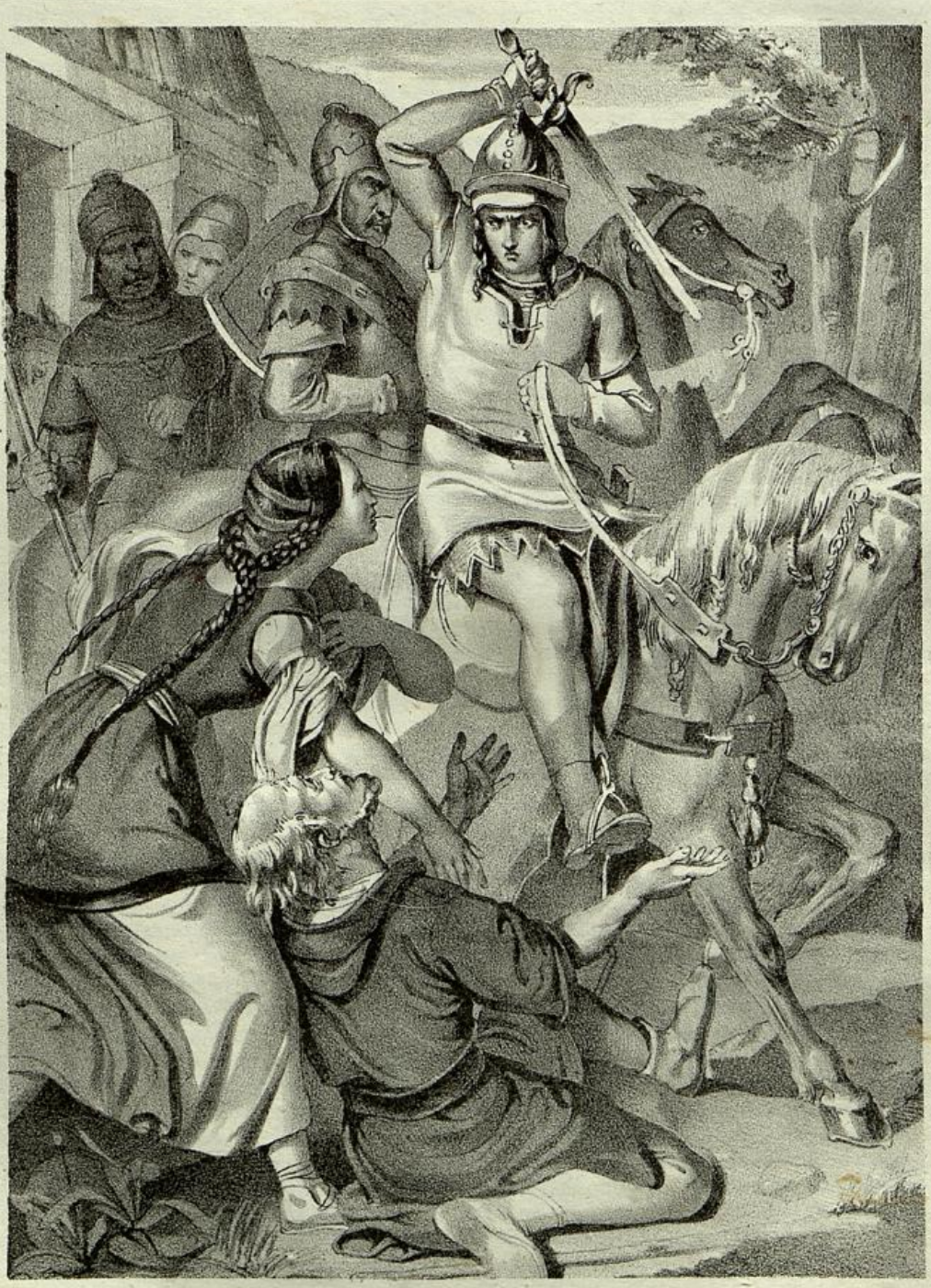
zwar in einem so ausgezeichneten Grade, daß sie als das Ideal eines zarten Frauensinnes von Jederman gepriesen wurde. Zu jener Zeit wurde Deutschland, und besonders Thüringen von Seuchen und einer großen Hungersnoth heimgesucht, und hier fand sie nun häufig Gelegenheit ihre vortreffliche Herzensgüte gegen Unglückliche und Nothleidende an den Tag zu legen. Sie stiftete eine Menge Hospitäler, und versah sie mit allem Nöthigen auf's Reichlichste. Täglich speisete sie eine Menge Arme an ihrer Tafel, wobei sie die Wirthin vorstellte, und wenn die Erquickten von der Tafel aufstanden, so beschenkte sie diese noch überdieß mit einem reichlichen Zehrpfennige. Sie ließ jenen, deren Kleider abgenützt waren, neue Kleider ausfolgen, von denen sie selbst viele verfertigte. Da einst das Hofgesinde bei dem Landgrafen darüber wie über eine Verschwendung Klage führte, und dieser seiner Gattin im aufwallenden Unmuthe diese kostspielige Armenverpflegung untersagte, so schritt sie zu einem besonderen Mittel, um die Unglücklichen, die ihrer Hilfe bedürftig waren, nicht hilflos lassen zu müssen. Sie bestellte nämlich die Armen auf einen abgelegenen Platz außerhalb der Burgmauer, und schlich von einer vertrauten Magd begleitet durch lange Zeit unbemerkt zu den bestellten, und mit Sehnsucht ihrer harrenden Armen hinaus, die sie sodann wie früher reichlich mit Speise, Kleidung und Geld betheilte. Bei einer solchen Gelegenheit bemerkte sie einst, eben da sie das christliche Werk der Nächstenliebe auf eine so rührende Weise erfüllte, ihr Gemal, der ihr nachgeschlichen war, um sich von den Zuflüsterungen seiner Hofdienerschaft persönliche Ueberzeugung zu verschaffen. Allein bei dem Anblicke der Menschenfreundlichkeit seiner Gattin wurde er jetzt so sehr ergriffen, daß er sie statt zur Rede zu stellen liebevoll umarmte, und ihr gestattete, die Armen wieder wie vorhin in der Burg zu verpflegen. So gütig aber Elisabeth gegen Andere war, eben so streng handelte sie gegen sich selbst. Sie brachte ganze Nächte im Gebete, fastend und sich kasteiend zu, und verschmähete alle Bequemlichkeiten sowohl in Kleidung als Nahrung. Zugleich war sie auch die zärtlichste Gattin, und die sorgsamste Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder.

Um aber ihre schöne Seele noch mehr zu prüfen und von allem Irdischen zu läutern, schickte ihr Gott bald noch viele und schwere Drangsale und Leiden, und hierin bewies sie erst eigentlich ihre Seelenstärke, und ein dem Himmel völlig ergebenes Gemüth. Im Jahre 1227 nahm ihr Gemal Ludwig an einem Kreuzzuge Theil, und übertrug während seiner Abwesenheit seinem Bruder Heinrich Raspe die Landesregierung.

Ludwig starb aber noch während der Reise an einem Fieber zu Ottranto in Apulien, und kaum als diese traurige Nachricht in der Wartburg angelangt war, verstieß der rauhe und gefühllose Raspe die durch diesen empfindlichen Schlag ohnehin auf's Schmerzlichste verwundete Elisabeth aus dem Schloße, und ließ sie mit ihren Kindern mitten im strengsten Winter wie eine Bettlerin durch Thüringen wandern, indem er den Bewohnern verbot sie aufzunehmen.

Endlich kam sie unter Müheseligkeiten aller Art zu dem Bischofe nach Bamberg, den Bruder ihrer Mutter, der ihr das Schloß Pottenstein zum Aufenthalte anwies. Hier besuchten und bewunderten viele Edle die junge und schöne aber unglückliche Frau, und mancher wackere Ritter bot ihr Hand und Herz an; allein Elisabeth schlug jede Bewerbung standhaft aus, und wollte bloß dem Andenken ihres theueren Gemals und zum Besten ihrer Kinder leben. Nur beklagte sie sich einst bei einigen von dem Kreuzzuge zurück kehrenden thüringischen Edlen über ihre erlittene Schmach, und diese brachten es endlich bei dem Landgrafen Raspe dahin, daß er sein Unrecht einsah, und der Witwe die Stadt Marburg nebst einem ansehnlichen Jahresgehalt überließ. Hier stiftete sie ein Hospital und lebte wie früher ganz den Werken der Wohlthätigkeit und einer außerordentlichen und strengen Andacht ergeben. Zuletzt begab sie sich in das von ihr gestiftete Hospital, wo sie am 19. November 1231 verschied. Ihr folgte mit Recht die Bewunderung aller Zeitgenossen, und schon 4 Jahre nach ihrem Tode wurde sie von dem Papste Gregor dem IX. in die Zahl der Heiligen aufgenommen, und ihr zu Ehren in der Folge an ihrem Begräbnißorte eine schöne Kirche gebauet und ein kostbares Denkmal errichtet, welches zu den ehrwürdigsten Resten der gothischen Baukunst in Deutschland gehört. Ihre Reliquien befinden sich theils zu Breslau, theils in dem Kloster der Elisabethinerinnen zu Wien. Durch ihre Tochter Sophie, welche mit dem Herzoge Heinrich dem V. von Brabant vermält worden war, wurde Elisabeth die Stamm-Mutter des hessischen Hauses.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Der Herzog Grimuald von Benevent,

und die Hirtentochter aus dem Samniterlande.

Jahr 622.

Es war im Jahre 611 nach der Geburt Christi, als die Avaren, ein wildes Nomadenvolk, das seine Weideplätze in Hoch-Asien verlassen hatte, und zuletzt nach Unter-Ungarn gekommen war, einen feindlichen Einfall in das erst neu geschaffene Herzogthum Friaul machten. Der erste Herzog dieses Landes, Namens Gisulf, war von dem dankbaren Alboin, dem Könige der Longobarden, dem er einst auf einer Jagd das Leben rettete, über Friaul zu jener Zeit eingesetzt worden, als Alboin mit seinem ganzen Volke aus Ungarn nach Ober-Italien gezogen war, und dieses Land glücklich erobert hatte.

Gisulf erzeugte mit seiner Gemalin Radegunde 4 Söhne und 2 Töchter, wovon die Erstern Taso, Caco, Radualb und Grimuald, die Letztern aber Papa und Gaila hießen. Mit seinen 2 ältesten Söhnen zog nun Gisulf wider die Avaren aus, um sie aus dem Lande zu vertreiben; allein er erlitt von ihnen und dieß vorzüglich durch den Verrath seines jüngern Bruders Grasulf, der ihn um die herzogliche Krone beneidete, und mit den Feinden im heimlichen Einverständniße stand, eine völlige Niederlage, wobei er selbst sein Leben verlor, während seine beiden Söhne nur mit Mühe durch die Flucht nach der Stadt Friaul entkommen konnten. Aber auch Friaul fiel wenige Tage darauf hauptsächlich durch den Verrath der Herzogin Romilda, der zweiten Gemalin Gisulfs in die Hände des Avaren-Chans, und erlitt eine völlige Verwüstung. Romilda büßte ihre Treulosigkeit mit einem schaudervollen Tode; ihre Stieftöchter aber, die durch eine List ihre Ehre retteten, wurden zuletzt an angesehene Fürsten vermält.

In dem Tumulte gelang es nun den Söhnen Gisulfs sich durch die Flucht mittelst geheimer Ausgänge zu retten. Grimuald, der jüngste dieser Brüder, damals ein Knabe von kaum 10 Jahren, konnte aber auf seinem Pferde den älteren Brüdern nicht so schnell nachfolgen, und wurde von einem nachsetzenden Avaren eingeholt, jedoch seines schönen Kleides wegen, das er am Leibe trug, in der Hoffnung eines großen Lösegeldes mit dem Tode verschont, und daher nach dem Lager zurück gebracht. Bei dieser Gelegenheit ersah aber der Heldenknabe seinen Vortheil, und zog, während der Avare sorglos sein Pferd am Zügel nachführte, sein kleines Schwert, führte mit beiden Händen auf den Hals des Avaren einen kräftigen Streich, und verwundete denselben dergestalt, daß er wie bewußtlos zu Boden sank, worauf Grimuald seinen Brüdern nacheilte, die er auch auf der Straße nach Gemona glücklich einholte. Voll Freude über seine Rettung empfingen die Brüder den jungen Helden, der ihnen den noch blutigen Spaden zeigte, und die Art seiner Befreiung erzählte, und zogen nun mit ihm nach der Stadt Zuglio, wo damals der heilige Bischof Maxentius lebte, bei dem sie auch eine sichere Aufnahme fanden.

Die Bewohner von Gemona, welche friaulische Unterthanen waren, hatten sich aus Furcht von den Avaren in das heutige Gailthal geflüchtet, wurden aber von den dasigen Bewohnern mißhandelt und selbst ihrer Freiheit beraubt. Da unternahmen Taso und Caco kurze Zeit nach ihrem Aufenthalte in Zuglio einen Zug in dieses Thal, bestraften die Bewohner für ihre Gewaltthätigkeit, befreieten alle Longobarden, und machten das ganze Land bis zur Stadt Mauten hin, ihnen zinsbar, worauf sie mit den befreieten Freunden wieder nach Friaul zogen, und die verwüstete Stadt, so wie das Schloß aufbaueten. Bald erhoben sich auch durch ihre Sorgfalt die von den Avaren zerstörten Dörfer und Schlößer aus ihrer Asche, und die verwüsteten Ländereien prangten neuerdings mit dem Segen des

Himmels. Ruhe und Sicherheit herrschte allenthalben, und es schienen die goldenen Tage Gisulfs wieder in dem schwer heimgesuchten Herzogthume zurück zu kehren. Allein der alte Verräther Grasulf lebte noch, und konnte den beiden Neffen ihr Glück, daß sie jetzt dennoch regierten, nicht vergönnen, noch weniger seine fehlgeschlagene Hoffnung, durch ihren Untergang selbst über Friaul zu herrschen, verschmerzen, nachdem Agilulf, König der Longobarden, die beiden ältesten Söhne Gisulfs nach ihres Vaters tragischem Ende zu Herzogen dieses Landes eingesetzt hatte. Er und sein ihm an niedern Gesinnungen gleicher Sohn, Gisulf genannt, der in Ravenna unter der Obhut des griechischen Exarchen Gregorius lebte, sannen also auf Mittel, die beiden verhaßten Herzogssöhne Taso und Caco zu verderben, weil sie sodann von den beiden andern Söhnen ihrer Jugend und Unerfahrenheit wegen keinen besondern Widerstand zu besorgen hatten. Grasulf verstand sich jetzt mit dem schlauen Gregorius, und Beide kamen darin überein, daß man die jungen Herzoge unter einem guten Vorwande nach einer Stadt des griechischen Exarchats locke, wozu Opitergium ausersehen war, um sie daselbst zu verderben. Der Vorwand war bald gefunden, und zwar mußte die Religion den Deckmantel dazu geben. Die Longobarden waren nämlich Arianer; allein schon unter Gisulfs Herrschaft hatten viele Einwohner in Friaul dieser Ketzerei entsagt, und waren zur rechtgläubigen Kirche übergegangen. Nun ließ Gregorius den Taso und Caco nach Opitergium einladen, um daselbst den Irrthum abzuschwören, damit er an ihn, als einen Glaubensbruder einen beständigen Freund und treuen Nachbar in Noth und Gefahr habe. Die herzoglichen Söhne, ohnehin der Lehre des rein katholischen Glaubens im Herzen zugethan, versprachen dieser Aufforderung Genüge zu leisten, nachdem ihnen diese selbst in politischer Hinsicht für die Zukunft von großem Nutzen seyn konnte. Zugleich wollten sie in Opitergium auch die Bartschur an sich verrichten lassen, ein noch aus dem alten Heidenthume herstammender Gebrauch, der mit besonderer Feierlichkeit an jungen Männern zum ersten Male begangen wurde, und wo derjenige, der diese Ceremonie unternahm, gleichsam Pathenstelle an den Geschornen vertrat, wozu Gregorius sich auch den beiden Herzogen in dieser Eigenschaft anbot. Taso und Caco erschienen nun mit einer geringen aber auserlesenen Begleitung in Opitergium, der Grenzstadt des byzantinischen Exarchats. Kaum waren sie aber in derselben angelangt, als sie hinter sich die Thore schließen, und sich selbst bald von allen Seiten von den meineidigen Griechen angefallen sahen. Man schwur, das Leben so theuer wie möglich zu verkaufen, und Grasulfs schändlicher Sohn war der erste, der unter Tasos Schwerte sein verruchtes Leben aushauchte. Allein der immer mehr und mehr anwachsenden Uebermacht der Feinde war das verrathene Heldenhäuflein in die Länge nicht gewachsen, und so lagen in kurzer Zeit Taso und Caco, so wie die ganze edle longobardische Jugend die ihnen auf diesem unglücklichen Zuge gefolgt war, unter den Streichen und Geschoßen der Griechen aus unzähligen Wunden blutend, todt auf dem verrätherischen Boden. Nun erfüllte der hinterlistige Gregorius wirklich sein gegebenes Versprechen, indem er den beiden unglücklichen Herzogssöhnen die Kehlen abschnitt, und dann den Bart unter einem großen Jauchzen der schändlichen Bewohner abscheerte.

Die Nachricht von diesem blutigen Untergange der Herzoge Taso und Caco, und von der Niedermetzlung der edelsten longobardischen Jünglinge machte in Friaul einen schmerzlichen Eindruck. Grimuald, Gisulfs jüngster Sohn, griff an sein Schwert, ballte die Faust und schäumte vor Wuth. Er wollte schnell durch alle Gaue reiten, den Heerbann aufbieten, und an den meineidigen Griechen blutige Rache nehmen; allein sein älterer Bruder Raduald suchte, obschon selbst auf's Innigste gekränkt, seinen Bruder zu beschwichtigen, indem er ihm die Unzulänglichkeit der Streitkräfte in Bezug jener des griechischen Exarchats vorstellte. Nach seiner Meinung sollte zuerst die Hilfe des longobardischen Königs, Namens Ariald, der damals in Mailand residirte, angerufen, und damit verstärkt, die Rache an dem hinterlistigen Gregorius genommen werden. Allein bereits war ihnen ihr schlauer Oheim Grasulf bei dem Könige Ariald zuvor gekommen, und dieser, erst kurze Zeit auf den Thron erhoben, ließ sich durch Grasulfs Gold und Versprechungen verblenden, und ernannte Grasulf zum Vormunde über die beiden noch minderjährigen Söhne Gisulfs. Dieselbe Waffe der Bestechung wendete er auch mit Erfolg bei vielen friaulischen Großen an, die mit der Regierung der beiden Herzogssöhne nicht zufrieden waren, und denen er noch überdieß große Freiheiten für den Fall zugestand, wenn sie ihm in seiner Vormundschaft keine Hindernisse in den Weg legen würden. Bald mußten Raduald und Grimuald zu ihrem Schmerze erfahren, daß die Zahl ihres Anhanges in Friaul nur unbedeutend sey, und als ihnen auch ein Bote die nahe Ankunft ihres verhaßten Onkels

meldete, und sie auf die Pflichten aufmerksam machte, die sie nunmehr ihrem Vormunde zu leisten hätten, beschloßen sie seine Ankunft nicht abzuwarten, und wollten lieber eine freiwillige Verbannung dem unerträglichen Drucke ihres Vater- und Brudermörders vorziehen. Sie rafften also was sie an Kostbarkeiten mit sich nehmen konnten zusammen, verhüllten sich in ein Pilgergewand, und verließen von wenigen Getreuen begleitet den blutbefleckten väterlichen Boden, gleich Flüchtigen in einer stürmischen Herbstnacht. Glücklich gelangten sie nach Venedig, mietheten daselbst ein Schiff, und sahen sich erst dann frei und froh, als sie den verhaßten italischen Boden vor ihren Augen in den Fluthen des Meeres verschwinden sahen. Ihr Plan war nach Benevent zu gehen, wo damals der alte Arichis, ein Waffenbruder und Freund ihres getödteten Vaters herrschte, und ein günstiger Wind ließ sie auch bald die Küsten Apuliens sehen, wo sie an's Land stiegen, und über Sipontum, Arpi, Luceria glücklich in Benevent anlangten. Hier wechselten sie ihre Kleider, und ließen sich bei Arichis als unglückliche Söhne seines Waffenbruders Gisulf anmelden. Man führte sie vor den Alten, aber wie erschracken sie, als sie im Palaste Alles traurig und niedergeschlagen fanden, und ihnen der Herzog mit Wehmuth entgegen kam. Sein einziger Sohn, Namens Ajo, der sein Trost und seine Hoffnung war, rang eben im Wahnwitze mit dem Tode, als Folge eines ihm beigebrachten griechischen Giftes. Der betrübte Vater führte die beiden Jünglinge an das Sterbelager seines einzigen Kindes, wo aber dieselben bei dem Anblicke des traurigen Zustandes so sehr erschüttert wurden, daß sie den alten Vater unter Thränen baten, diesen Ort des Schreckens mit ihnen zu verlassen. Nachdem sie sich hierauf in ein anderes Gemach begeben, und einigermassen wieder gesammelt hatten, erzählten sie dem Arichis mit kurzen Worten die Ursache ihrer Ankunft, und baten den Herzog um seinen Schutz. Dieser, nachdem er sie einige Zeit theilnehmend angesehen hatte, umarmte Beide plötzlich unter einer Fluth von Thränen, und nannte sie seine vom Himmel geschickten Söhne, welche die Stelle seines unglücklichen Ajo ersetzen sollten, worauf er den Befehl gab, sowohl für ihre Einrichtung als ihre Verpflegung Bestens zu sorgen.

Indessen erholte sich Ajo wieder, gelangte aber nicht mehr zum vollen Gebrauche seiner Vernunft. Während ihrer Anwesenheit gewannen Radoald und Grimuald durch ihr liebreiches und edles Betragen die Achtung und Liebe des Herzogs in einem so hohen Grade, daß er oft in ihrer Gegenwart die Stunde segnete, die sie zu seinem Troste und seiner Aufrichtung nach Benevent gebracht hatte. Da die treulosen Griechen dem Herzoge durch die Vergiftung seines Sohnes so großes Herzensleid zugefügt hatten, so war es dem rachedurstigen und kühnen Grimuald ein Leichtes, auch Arichis wider diese ränkevollen Nachbarn aufzubetzen, und Grimuald vergalt daher in verheerenden Streifzügen den Griechen die seinem Hause angethane Schmach mit Wucher, und ließ ihre Waffen nie unbeschäftigt. Auf einem solchen Streifzuge verirrte er sich einstens nur von Wenigen begleitet in den Thälern des alten Samniterlandes, das Arichis gleichfalls seiner Herrschaft unterworfen hatte, und sah sich hier plötzlich von einem zahlreichen griechischen Haufen, der sich in einem Hinterhalte gelegt hatte, umrungen und angegriffen. Tod oder schmachvolle Gefangenschaft war hier sein Los; aber als kühner Krieger wählte er das Erste, eiferte die Seinigen zum Kampfe an, und stürzte mit eingelegten Lanzen in die dichtesten Scharen der Feinde. Erschrocken flohen die Feigen aus einander, und die Wenigen, die sich zur Wehre gesetzt hatten, fielen unter den gewaltigen Streichen der Longobarden. Grimuald erlegte noch manchen flüchtigen Feind, und wollte eben vom Nachsetzen einhalten, als er durch das Gebüsch einen sehr alten Mann mit allen Zeichen der Furcht eilige Flucht nehmen sah. Grimuald, der ihn für einen Spion hielt, spornte sein Roß, und war eben im Begriffe dem Alten den Kopf zu spalten, als ein junges schönes Mädchen in der alten Tracht der Samniterinnen aus einer nahen Hütte schreiend herbei eilte, sich vor den Alten, den sie mit einem Arme aufhielt, stellte, um so den Todesstreich statt seiner zu empfangen. Grimuald erstaunte bei diesem Anblicke, und senkte die schon gehobene Rechte, als die Jungfrau flehend zu Boden sank, seine Füße umklammerte, und sich als die Tochter des Alten erklärend, hohes Lösegeld für seine Befreiung anbot. Alles dieses war das Werk weniger Minuten, und ehe noch Grimuald von seinem Erstaunen sich erholen konnte, war bereits das Mädchen in die nahe Hütte geeilet, und mit einem Kästchen zurück gekommen, in welchem mehrere Goldstücke und vieles Geschmeide lagen, dessen Grund eine beschriebene Platte bedeckte, deren Inhalt Grimuald aber nicht zu enträthseln verstand. Grimuald vertheilte die Goldstücke unter seine Begleitung, das Geschmeide gab er aber dem Mädchen zurück, und behielt bloß das Kästchen für sich, worauf er noch einen langen Blick auf das Mädchen werfend, in einem tiefen Nachsinnen mit seinem Ge-

folge der Heimat zukehrte. Seit dieser Zeit schien in Grimualds Seele eine große Veränderung vorgegangen zu seyn, nachdem das Bild der schönen Samniterin, die ihr Leben für ihren Vater hinopfern wollte, beständig vor seiner Seele schwebte. Bald trieb ihm eine geheime Sehnsucht an, jene Gegend, wo er die schöne Hirtenjungfrau zum ersten Male gesehen hatte, wieder zu besuchen, als eines Tages der nämliche Alte mit seiner Tochter vor den Herzog geführt wurde. Diese Beiden wollten nämlich eine Wallfahrt nach dem Berge Gargano zu dem Erzengel Michael, der daselbst verehret wurde, unternehmen, da man sie aber für römische Kundschafter hielt, so brachte man sie gefesselt zum Prokurator nach Benevent. Hier drang nun die Hirtenjungfrau darauf, daß man sie zu dem Herzoge führen möchte, um sich bei ihm selbst zu verantworten, welche Bitte man ihr, so wie ihren Vater aus Neugierde gewährte. Als die beiden Gefangenen in den Palast des Herzogs anlangten, war Grimuald so eben bei dem Herzoge anwesend, und gerieth in nicht geringe Verlegenheit, da er die Geliebte seiner Seele plötzlich in seiner Nähe erblickte. Als ihn die Jungfrau sah, machte sie einige Schritte vorwärts zu ihm, sank auf ihre Knie, und bat um seinen Schutz, indem sie, so wie ihr Vater schuldlos wären, zugleich ersuchte sie ihn auch das ihm einstens überreichte Kästchen zu bringen, aus welchem ihre Unschuld sogleich erkannt werden würde. Grimuald ließ dieses augenblicklich herbei holen, und nun zeigte sich auf der bereits erwähnten Platte in lateinischer Sprache geschrieben, daß Pontio — so hieß ihr Vater — von dem alten Geschlechte jener Pontier abstamme, die beständige Feinde der Römer waren, und das Samniterland muthig wider dieselben vertheidigt hatten. Ueber diesen Aufschluß befahl der Herzog, daß man den Fremdlingen sogleich ihre Fesseln abnehme, und ließ ihnen auch Erfrischungen reichen, während er sich mit ihnen — der römischen Sprache vollkommen kundig — lange Zeit unterhielt. Grimuald verschlang aber gleichsam das holde und oft erröthende Mädchen mit seinen Blicken, und da er seiner Gefühle nicht länger mehr Meister bleiben konnte, sank er endlich vor dem Herzoge auf die Knie, erzählte dem erstaunten Arichis mit kurzen Worten die schöne That der Jungfrau, und bat, ihre Hand aus der Seinigen zu erhalten. Eine Bitte, welche der jetzt freudig überraschte Herzog dem geliebten Grimuald sogleich gewährte, indem er die züchtig erröthende Samniterin zu ihm führte, und ihre Hände in Gegenwart des zujauchzenden Hofstaates zusammen legte.

Bald nach dieser glänzenden Vermälung starb der alte Arichis, und da sein Sohn Ajo wegen seines Wahnsinnes zur Regierung unfähig war, so wurde mit Gutheißung der Großen der tapfere Grimuald zum Herzoge von Benevent *) ausgerufen. Seine Gemalin erfreuete ihn mit einem holden Knaben, den Grimuald zu Ehren seines Vaters Gisulf nannte, er aber regierte bis zu seinem Tode mit seltener Weisheit und Einsicht, nachdem er noch früher seine Brüder an dem treulosen Opitergium gerächt, und ein griechisches Heer, das in Apulien verheerend eingefallen war, bis auf den letzten Mann niedersäbeln ließ.

---

*) Benevento ist eine der Delegationen des Kirchenstaates, und ist eingeschlossen von der neapolitanischen Provinz Principato alteriore. In den frühesten Zeiten gehörte dieser damals weit ausgedehntere Staat zum Lande der Samniter (Maleventum), erhielt aber erst nachdem ihn die Römer erobert hatten den Namen Beneventum. Die Lombarden erhoben ihn im Jahre 571 zu einem Herzogthume, welches noch lange nach dem Falle des lombardisch-venetianischen Königreichs unabhängig blieb. Nachdem dasselbe im Jahre 840 in zwei, und im Jahre 850 in drei besondere Staaten, nämlich: Beneventum, Salerno und Capua sich geschieden hatte, fiel es im Jahre 1077 in die Hände der Normannen. Nur die Stadt und deren heutiger Bezirk blieben von den Letztern verschont, weil Kaiser Heinrich III. dieselben im Jahre 1053 dem Papste Leo den IX. zur Ausgleichung wegen einiger abgetretenen Lehnrechte auf Bamberg und Franken überließ. Nachdem Benevent im Jahre 1798 durch die Franzosen erobert worden war, ward es an Neapel abgetreten, dann im Jahre 1806 durch Napoleon dem Minister Talleyrand geschenkt, der davon den Titel eines Prinzen von Benevent annahm, und im Frieden 1815 an den päpstlichen Stuhl zurück gegeben. Der Aufstand, welcher im Jahre 1820 ausbrach, wurde sehr bald beschwichtigt, und im Jahre 1831 sorgte Neapel, welches Militär einrücken ließ, dafür, daß Benevent nicht gleich den andern Delegationen unruhig wurde.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK



Uladislaus Keretseni,

der Vertheidiger der Veste Gyula in Ungarn, in der Gefangenschaft zu Belgrad.

Jahr 1566.

Unter den ungarischen Helden, welche in der Mitte des 16. Jahrhunderts wider den großen Suleiman fochten, verdient auch Uladislaus Keretseni, ein edler Ungar, der durch Muth, Stärke und Tapferkeit sich stets rühmlichst ausgezeichnet hatte, eine lobenswerthe Erwähnung. Nur ist dabei zu bedauern, daß diese seine schönen Tugenden nicht mit Schonung, Milde und Menschenfreundlichkeit vereint waren, und daß ein von seinem Vater ihm angeerbter Haß gegen die Türken ihn sogar die Gefangenen nicht verschonen ließ. Keretsenis Name war daher den Türken ein Schrecken, aber auch selbst unter seinen Glaubensgenossen, deren Stütze er doch war, fand er keinen, der Liebe oder Freundschaft für ihn gefühlt hätte, und so vermied mit geheimen Abscheu jeder die Gesellschaft des sogenannten Türkenbezwingers. Nicht weniger hart war er auch gegen seine eigenen Unterthanen, und was dabei noch um so beklagenswerther war, war der Umstand, daß er diese Menschenfeindlichkeit auch seinen kaum 13jährigen Sohne Christoph einzupflanzen sich bemühete.

Keretseni besaß mehrere Güter in Ungarn, worunter Kaniamezö, von dem er auch seinen Geschlechtsnamen ableitete, das vorzüglichste war; er kaufte aber noch im Jahre 1560 von dem verschwenderischen Christoph von Liechtenstein dessen Stammhaus und Hauptherrschaft Nikolsburg in Mähren, das seit jener Zeit nicht mehr an die Liechtensteine zurück kam. Hier verweilte er, wenn ruhigere Tage eintraten im Sommer durch einige Wochen, und da sein Sohn Christoph in Nikolsburg erzogen wurde, so unterließ er bei derlei Besuchen nie, einige gefangene Türken mitzubringen, die dann das traurige Schicksal hatten, dem Knaben als Zielscheibe so lange zu dienen, bis sie durch die Pfeile, die er mittelst einer Armbrust auf sie abschoß, getödtet waren. Es versteht sich, daß das Leiden dieser Unglücklichen oft mehrere Tage dauerte, ehe der erwünschte Tod sie von ihrer Marter befreiete, nachdem die schwache Armbrust nur schmerzhafte Wunden erzeugen konnte, zudem war Christoph auch so grausam abgerichtet, daß er nie auf lebensgefährliche Theile, sondern nur dorthin zielte, wodurch ein früherer Tod des Gefangenen verhindert wurde.

Unter diesen Unglücklichen befand sich einst auch ein junger Türke, Namens Ali, der dem Burgherrn für seine Freiheit 5000 Goldgulden angeboten, und seinen treuen Diener Hassan deßhalb an seinen Vater, der weit mehr als ein bloßer Aga seyn sollte, abgeschickt hatte. Der bestimmte Termin kam heran, ohne daß Hassan mit dem Lösegelde erschien, worüber nun Keretseni so sehr in Wuth gerieth, daß er befahl den jungen Türken sogleich an einen Baum zu binden, damit er seinem Sohne als Zielscheibe diene. Vergebens war das Flehen des jungen Ali, der ihn nur um kurzen Aufschub der schrecklichen Todesstrafe bat; allein Keretseni achtete nicht der Bitte, sondern ließ ihn entkleiden, und hierauf von dem kleinen Tyranne unter Hohngelächter mit Pfeilen beschießen. Schon hing Ali halb ohnmächtig an den Banden, die ihn am Baume festhielten, als plötzlich Hassan athemlos auf dem beschäumten Pferde heran geritten kam, und das mitgebrachte Lösegeld zu den Füßen Keretsenis nieder warf. Sogleich wollte er jetzt zu dem Baume hineilen, um den schon halb entseelten Ali von den Fesseln zu lösen; allein Keretseni hielt ihn zurück, und sprach: »Ich habe zwar versprochen bei der Uebergabe des Lösegeldes den Ali seinem Vater wieder zu geben; jedoch ob todt oder lebend, das habe ich nicht bestimmt,« und so befahl er seinem Sohne auf Ali so lange fortzuzielen, bis er getödtet seyn würde, was auch bald erfolgte. Der jammernde Hassan lösete nun den Leichnam Alis vom Baume ab, und eilte damit seiner Heimat zu.

Es war im Jahre 1565 als durch die Anhetzungen des ungarischen Kronprätendenten, Johann Sigmund, einem Sohne Johann Zápolyas, der Kaiser Maximilian II. mit Suleiman neuerdings in Krieg verwickelt wurde. Da hiedurch vorzüglich die an Siebenbürgen grenzenden Ge-

spannschaften bedroht wurden, so verließ Keretseni Nikolsburg, und begab sich nach Gyula, einer Stadt mit einem festen Schloße, welches ihm gleichfalls angehörte. Da Gyula eine in jener Zeit bedeutende Festung war, so empfahl ihm der Kaiser Maximilian die Vertheidigung derselben auf's Dringendste, und ließ die Festung mit Geschütz, Munition, Geld und Proviant auf's Beste versehen. Zu gleicher Zeit wurde die Besatzung noch mit 2 Kompagnien deutschen Fußvolkes unter den Befehlen der Hauptleute Jörger und Hoppenrath, und einigen ungarischen Truppen, unter Holcha Zowists und Vizi Idnos Kommando verstärkt, der Oberbefehl darüber wurde aber dem Keretseni anvertrauet. Am 2. Juli 1565 erschien nun ein 5000 Mann starkes türkisches Heer unter der Anführung des Persaff, oder Partav-Pascha vor Gyula, und nachdem noch der Pascha von Temeswär mit mehreren Kriegsvölkern zu ihm gestossen war, so begann sogleich die Belagerung dieser Festung.

Fünf Tage lang hielt Keretseni den unabläßigen Sturm der Belagerer auf die Stadt aus; als er aber sah, daß er sich hier nicht länger mehr halten könne, so zog er sich in das Vorschloß zurück, und gab seinen Leuten den Befehl, die Stadt auf 4 Seiten anzubrennen, damit die Feinde bei ihrem Einzuge bloß einen Schutthaufen finden. Bald loderte auch die Flamme hoch empor, und beleuchtete schaudervoll das weite Lager der Muselmänner, die auf diese Weise in wenigen Stunden Gyula zerstört erblickten.

In dem Vorschloße hielt sich Keretseni noch 3 Wochen hindurch ritterlich; nichts destoweniger gewannen aber die Türken durch ihr unabläßiges Mieniren immer mehr Boden, und so sah sich Keretseni endlich genöthigt, nachdem die Mauern des Vorschloßes schon gänzlich in Schutt lagen, seine letzte Zuflucht in das Innere des großen Schloßes zu nehmen. Bei seinem Rückzuge wollte er die Zugbrücke wegreißen lassen; allein die Feinde vereitelten sein Vorhaben, indem sie sogleich das schwere Geschütz in das Innere des Schloßes richteten, und in unglaublich kurzer Zeit auf dem zerstörten Vorwerke eine Schanze aufführten, woraus sie besonders den innern Schloßthurm, der ein prachtvolles Gebäude noch aus den Zeiten der Römer war, bestrichen. Nach einigen Tagen stürzte durch das unaufhörliche Beschießen der prächtige Thurm zusammen, und gleiches Schicksal erlitten auch die 3 Basteien, worauf es nicht mehr möglich war, einigen Widerstand zu leisten. Dennoch vertheidigten sich aber die Belagerten mit Löwenmuth gegen die rastlos anstürmenden Osmannen, und es schien, als ob ihre Tapferkeit durch nichts zu erschüttern wäre, bis endlich die Türken die einzige Quelle, durch welche das Wasser in das Schloß geleitet wurde, untergruben. Als sich dadurch zu den täglichen Stürmen und Kämpfen und zu dem bereits fühlbaren Mangel an Lebensmitteln auch ein heftiger Durst gesellte, fing endlich auch ihr Muth zu sinken an, jedoch schwuren sie unter einander feierlichst, den Platz so lange als möglich dem Kaiser zu erhalten.

Da ließ der Persaff-Pascha eines Tages eine Aufforderung an Keretseni ergehen, in welcher er ihm zur Uebergabe des schon so sehr beschädigten Schloßes gegen freien Abzug zu bewegen suchte; allein Keretseni wies den Antrag stolz zurück, und betheuerte in seinem Widerstande zu verharren. Nun gab der Pascha den Befehl, einen hohen, gut verwahrten Berg aus Holzstössen und sonstigen Geräthen unmittelbar vor dem Schloßthore aufzurichten, und zwar von gleicher Höhe mit dem innern Walle des Schloßes. Nachdem dieser vollendet ward, wagte Persaff-Pascha von hier aus am 3. August einen Hauptsturm, der aber von Keretseni muthig abgeschlagen wurde, so daß viele hundert Türken den Wahlplatz bedeckten, und noch weit mehrere, und unter ihnen auch der Pascha von Temeswär verwundet wurden. Hierauf ließ Keretseni den Holzberg zerstören, die schadhaften Wälle und mehrere Verschanzungen in Eile wieder aufbauen, und machte sich, durch diesen Sieg ermuthigt, zu einer neuen tapfern Vertheidigung gefaßt.

Wenige Tage nach diesem rühmlich bestandenen Gefechte saß Keretseni gedankenvoll in seinem Zimmer, und überdachte, wie lange sich wohl noch die Festung bei dem immer fühlbarer werdenden Mangel an Lebensmitteln und Getränke werde halten können, da er wohl einsah, daß die Frist nur von kurzer Dauer mehr seyn könne. Da trat plötzlich einer von den ungarischen Hauptleuten mit trauriger Miene zu ihm, und berichtete, daß man bemerkt habe, wie die Türken die Wälle des Schloßes untergraben, um dasselbe am nächsten Tage in die Luft zu sprengen. Jetzt erschrack Keretseni zum ersten Male, und da er die furchtbaren Vorbereitungen der Feinde auf einer Warte selbst bemerken konnte, so blieb ihm über den zu erwartenden traurigen Ausgang auch kein Zweifel mehr übrig. Er verschloß sich nun in sein Kabinet, schrieb einen Brief an den Pascha, und versprach demselben ge-

gen einen freien und ehrenvollen Abzug die Uebergabe der Festung; wickelte dieses Schreiben um einen Pfeil, und schoß damit in das türkische Lager.

Der Pfeil mit dem Briefe wurde bald entdeckt, und schon mit dem nächsten Tage erschien ein Herold des Pascha vor dem Thore, und begehrte Einlaß. Als er vor Keretseni geführt wurde, meldete er den Gruß seines Herrn mit dem Beisatze, daß heute noch eine Antwort auf das Schreiben erfolgen werde. Nun äußerte sich ein leises Murren unter den Kriegern, und bald erschienen auch die Hauptleute, den Vizi Idnos an ihrer Spitze vor dem Kommandanten, und verlangten über die Rede des Herolds nähere Auskunft. Keretseni beruhigte aber den eifernden Vizi Idnos, (der ihn auf den Schwur aufmerksam machte, daß sie entweder als Helden sterben, oder den Platz dem Kaiser erhalten wollten), durch den Vorwand, als hätte er nur seinen Schwager, der im türkischen Lager anwesend sey, zu sich bestellen lassen, um von ihm etwas Näheres zu erfahren, was ihm und ihnen Allen gegenwärtig zum Vortheile seyn könnte. Dieser Schwager Keretsenis befand sich wirklich als Officier im Heere des Persaff-Pascha, und war daselbst, nachdem er bei den Türken den Turban angenommen hatte, als der Renegate Rebek bekannt. Dieser Rebek war aber ein Todfeind des Keretseni, nachdem dieser einst alle seine Güter an sich gezogen hatte, und glaubte also jetzt die schicklichste Gelegenheit gefunden zu haben, seine Rache an dem Güterräuber abzukühlen, wozu er die Maske der Freundschaft annahm. Wirklich ließen sich auch Idnos und die übrigen Hauptleute durch diesen Vorwand ihres Kommandanten beruhigen; allein so bald sie entfernt waren, schickte er ein neues Schreiben dem Vorgeben nach an seinen Schwager, in der That aber an den Pascha, worauf alsogleich Rebek mit 2 Dienern des Pascha vor Keretseni erschien, die sich einige Stunden mit ihm heimlich unterredeten.

Bald darauf schickte Keretseni mit dem abgehenden Rebek einen Edelmann aus seiner Besatzung an den Pascha, welcher ihm einen silbernen Harnisch sammt einem großen Schlachtschwerte mit einem goldenen Griffe als Geschenk zu überbringen hatte, welche Gabe der Pascha sogleich durch einige andere werthvolle Gegenstände erwiederte. Nun beschied Keretseni die ganze Besatzung zu sich, und machte sie mit der mißlichen Lage des Schloßes bekannt, stellte die Unmöglichkeit der längeren Vertheidigung desselben lebhaft vor, erinnerte an die vielen Kranken und Verwundeten, die bald hilflos verschmachten müßten, und ermahnte sie bei solchen Umständen einen ehrenvollen Abzug dem sicheren Tode vorzuziehen. Hierauf wies er ihnen das mit vielen Siegeln des Pascha versehene Dekret des frei zugestandenen Abzuges vor, und drang wegen der Unterhandlung auf eine bestimmte Erklärung.

Lange standen die tapfern Krieger lautlos da, und wähnten zu träumen, daß ihr sonst so tapferer Anführer zuerst von einer Uebergabe spreche. Endlich nahm Idnos das Wort, und machte auf die Wortbrüchigkeit des Feindes aufmerksam, welcher den Besatzungen zu Ofen, Temeswär und Erdent gleichfalls freien Abzug zugesichert, die sorglos Abziehenden aber gegen sein Versprechen sämmtlich habe nieder metzeln lassen. Bei diesen Worten zog er sein Schwert, und rief laut, daß Jeder, wer einen ruhmvollen Tod einem solchen Abzuge vorziehe, ein Gleiches thun solle. In der That zog wohl der größere Theil der Krieger das Schwert, während die Andern ihren Blick zur Erde senkten. Als Keretseni diesen Wankelmuth unter seinen Kriegern bemerkte, benützte er schnell die Gelegenheit, und machte den noch Standhaften die Vorstellung, daß ihr frühzeitiger Tod dem Kaiser keinen Nutzen bringen werde, während sie aber künftig noch viele Lorbeern und Glück sich erringen könnten, wenn sie ihr Leben hier nicht zwecklos opfern würden. Diese Ansicht erhielt endlich allgemeinen Beifall, und so wurde in der Meinung mit dem Kommandanten einstimmig der freie Abzug aus der Festung begehrt.

Keretseni ließ sogleich die Kapitulation unterschreiben, und schickte sie in das feindliche Lager hinaus. Der Pascha war auch damit zufrieden, nur verlangte er noch eine Monatslöhnung für die Janitscharen, um diese für die Abziehenden desto sicherer zu gewinnen, was Keretseni mit 4000 Thalern leistete, worauf dann der Abzug auf den andern Tag beschlossen wurde.

Kaum war der Tag — es war der 2. September des Jahres 1566 — angebrochen, als schon Alles im Schloße sich zum Abzuge rüstete. Die Pferde wurden vorgeführt, die Harnische geputzt, und die Kranken aus ihren Stuben geholt und auf Wägen gelegt. Dennoch verzögerte sich aber der Abzug bis gegen die Mittagszeit. Endlich eröffneten den Zug die Räthe des Pascha und die Diener derselben, gleichsam als Wegweiser, dann folgten die Kranken, und das Volk, welches sich aus den benachbarten Städten und Dörfern in die Festung geflüchtet hatte, und erst gegen Abend zogen die Krieger aus dem Schloße, welches sie 2 Monate hindurch auf das tapferste vertheidigt hatten. Die deutschen Lan-

zenknechte und Reiter zogen voran, ihnen folgte das ungarische Fußvolk und die Reiterei, den Kommandanten in ihrer Mitte führend.

Als Keretseni mit seinen Begleitern im feindlichen Lager angekommen war, beredeten ihn Letztere, sich zum Pascha zu verfügen, um sich daselbst persönlich zu bedanken. Keretseni willigte ein, und betrat an ihrer Seite das Zelt des Paschas. Aber kaum war er daselbst angekommen, als auf einen gegebenen Wink 10 Janitscharen über ihn herfielen und ihn entwaffneten. Sprachlos stand Keretseni jetzt da, denn der Schrecken hatte ihm die Zunge gelähmt. »Nun, Keretseni,« sprach hohnlächelnd der Pascha, »Du Schrecken der Muselmänner, Du Stütze der Christen, Du Mörder meines einzigen Sohnes Ali, habe ich Dich endlich in's Verderben gelockt? Alis Blut schreit um Rache, und mit Deinem Tode will ich seinen Tod sühnen.« Hierauf gab der Pascha Befehl ihn nach Belgrad abzuführen, und ihn dort bis zu seiner Ankunft daselbst in einem unterirdischen Kerker gefangen zu halten. Aber auch dem Kriegsvolke des Keretseni ging es nicht viel besser; denn die Abziehenden wurden mit überlegener Macht umzingelt, angegriffen, und fast alle nieder gesäbelt. Nur wenige Ungarn konnten auf ihren schnellen Rossen dem allgemeinen Blutbade entkommen, um die traurige Niederlage ihren Brüdern berichten zu können.

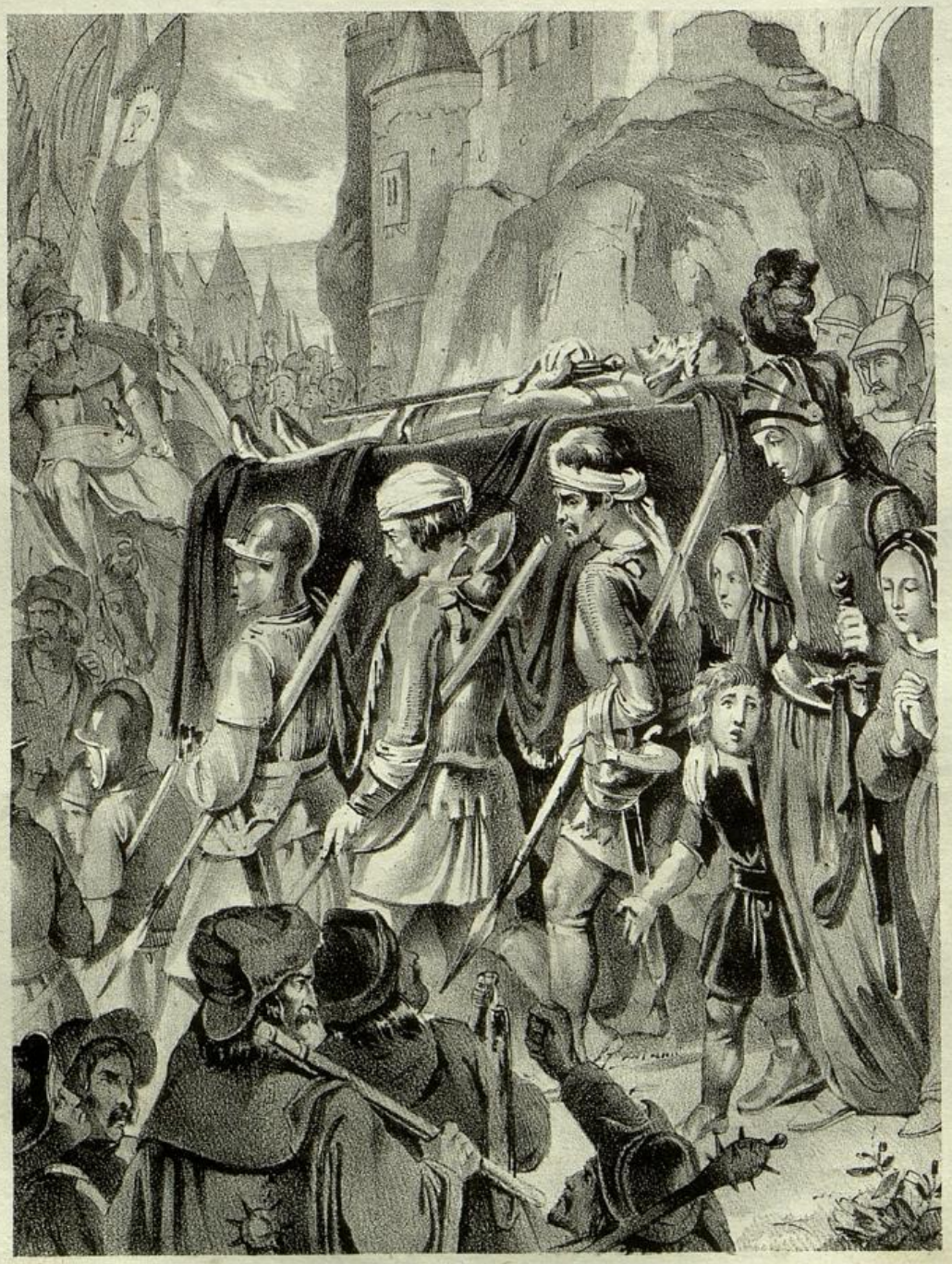
Nachdem nun Persaff in die Festung Gyula seinen triumphirenden Einzug gehalten, und diese in möglichster Eile in haltbaren Stand wieder hergestellt hatte, unterwarf er sich noch das benachbarte Jenö, und zog dann nach Belgrad. Hier angelangt ließ er den Keretseni, der mittlerweile den Tod tausendfach erduldet hatte, an die Grabstätte seines Sohnes Ali bringen, wohin er früher sich selbst verfügt hatte. Als Keretseni daselbst angekommen war, befahl er die einbalsamirte Leiche dem Keretseni zu zeigen, der aber über diesen Anblick so heftig ergriffen wurde, daß er wie ohnmächtig zurück sank. Da trat Persaff-Pascha im zornigen Tone sprechend zu ihm, und schrie: »Du kennst also diesen noch? Nun so wisse, daß ich bei dem Barte des Propheten geschworen habe, ihn nach unserer Sitte nicht eher beerdigen zu lassen, bis ich ihn an Dir qualvoll gerächt haben werde. Bereite Dich also zum Tode, denn Deine Zeit ist kurz gemessen!«

Nach diesem schrecklichen Ausspruche verließ der Pascha den schon halb todten Keretseni, der dann am andern Morgen in ein, von innen auf allen Seiten mit spitzigen Nägeln versehenes Faß gesperrt, und mit demselben von dem Festungsberge in die Donau hinab gerollt wurde. So mußte Keretseni seine Grausamkeit durch einen schrecklichen Tod büßen. Sein Sohn Christoph aber starb schon im Jahre 1572 ohne Erben hinterlassen zu haben, worauf die Herrschaft Nikolsburg dem Kaiser Maximilian dem II. anheim fiel, der dann damit im Jahre 1575 den Freiherrn Adam Dietrichstein, als seinen Freund, und Erzieher seiner Söhne belehnte. Die Nachfolger dieses Dietrichsteines sind noch im Besitze von Nikolsburg, mit welchem einst König Ottokar den Heinrich von Liechtenstein dafür belohnte, da vorzüglich er es war, der nach des letzten Babenbergers Tode, Friedrich des Streitbaren, die Augen der Oesterreicher auf ihn gelenkt hatte *).

---

*) Nachdem die österreichische Gesandtschaft, welche in den Aebten Philipp von den Schotten zu Wien und Dietmar von Klosterneuburg, Friedrich dem Schenken von Hausbach an der Spitze, und in Heinrich von Liechtenstein bestand, auf ihrer Reise nach Meißen in Prag angekommen war, machte diese aus Höflichkeit bei dem Könige Wenzel von Böhmen die Aufwartung, welcher diese günstige Gelegenheit benützend sie ungemein zuvorkommend empfing, und ihnen ganz unumwunden seinen eigenen Sohn und künftigen Kronerben Przemisl Ottokar, Markgrafen in Mähren, zu ihrem Landesfürsten antrug. Zugleich machte er ihnen die Bemerkung, daß dessen verstorbener älterer Bruder Wladislaw der österreichischen Gertrud erster Gemal war, und bereits die Hoffnung hatte zur Nachfolge als Landesfürst in Oesterreich vorgeschlagen zu werden; auch sey dieser sein Sohn Ottokar ein bereits erwachsener und schon wirklich in Mähren herrschender Fürst, mithin weit mehr zur Regierung in Oesterreich als die unmündigen Prinzen in Meißen geeignet. Anfangs schien dieser Antrag des Königs den österreichischen Abgesandten fremd und unerwartet, dennoch hatten sie aber wenig Muth und Ernst solchen mit der gehörigen Standhaftigkeit zurück zu weisen, und ließen sich bald bewegen den Vorstellungen des Königs ein bereitwilliges Gehör zu geben. König Wenzel gab der Gesandtschaft mehrere Briefe, Versicherungen und Geschenke, um ohne weitere Rücksicht auf Meißen, nach Oesterreich zurück zu kehren, und dort das Ansinnen des Königs ihren Landsleuten vorzutragen, was auch geschah, und zur Folge hatte, daß Przemisl Ottokar II. von den Abgesandten auf das Vortheilhafteste geschildert, zum Herzoge von Oesterreich angenommen wurde.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Agnes von Zesyma erhält freien Abzug

aus der festen Burg Kamenitz durch den Hussiten-Anführer Prokop dem Grossen.

Jahr 1427.

Vielleicht so lange die Erde steht wurde kein Krieg mit größerer Erbitterung geführt, und von schaudervolleren Gräuelscenen begleitet, als jener, zu welchem Hußens Verbrennung in Kostnitz im Jahre 1415 die Veranlassung gab.

Es ist hier keineswegs die Absicht eine ausführliche Darstellung dieses unheilvollen Religionskrieges zu geben; sondern es sollen aus demselben nur jene Punkte heraus gehoben werden, die eine nähere Aufklärung von diesem schrecklichen Kampfe verschaffen.

Wer kennt nicht den Namen Zizka, diesen furchtbaren Oberanführer der Hussiten oder Taboriten? Einäugig und zuletzt ganz blind gewann er mit seinen fanatischen Haufen 13 förmliche Schlachten und bestand hundert siegreiche Gefechte; solchergestalt nicht unähnlich dem besten Feldherrn des Alterthums, dem gleichfalls einäugigen Hannibal, dem Sohne des afrikanischen Generals Hamilkar, der durch seine wiederholten Siege das kriegerische und bisher unüberwindliche Rom zuletzt vor seinen eigenen Thoren erzittern machte. Wie Hannibal theilte auch Zizka jede Gefahr und Strapatze mit seinen Soldaten, und wußte durch kurze aber treffende Einfälle und Reden ihren Muth zu erwecken. Wenn man die Schlauheit des afrikanischen Führers bewundern muß, die ihn und sein Heer oft aus der drangvollsten Lage rettete, so gilt dieses in einem gleichen Grade von Zizka, der durch neue, und bisher unbekannte Vertheidigungsmittel, mit seinen, meistens nur mit Dreschflegeln und Streitkolben bewaffneten Bauern, die bis an die Zähne in Eisen gehüllten, und trefflich armirten Gegner immer in eine schmähliche Flucht trieb, obschon er oft kaum die Hälfte einer streitbaren Mannschaft dem Feinde entgegen stellen konnte. Zuletzt wurde der Name der Hussiten ein wahrer Schreckensname, und der Ruf: »Zizka kommt,« war schon allein im Stande, ansehnliche Heere in wilde Flucht zu treiben, ehe noch Zizkas gefürchtete Banden selbst erschienen waren. So kam der Unwiderstehliche noch kurz vor seinem Tode vor die Festung Litiz, welche dem tapfern Ulrich Zesyma von Rosenberg angehörte, einem Manne, der in dem Parteikampfe der Sache seines rechtmäßigen Oberherrn dem Könige Sigmund treu geblieben war, und sich auch nicht von dem Schwindel, welcher die Hussiten ergriffen hatte, hinreißen ließ, was nun genug Ursache war, daß der grimmige Zizka dessen Untergang beschloß.

Da unter solchen Umständen Ulrich von Zesyma seiner Aufforderung, ihm die Festung Litiz ohne Schwertstreich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, nicht Folge leisten wollte, befahl Zizka mit Sturm darauf loszuziehen, welchen Ulrich drei Mal tapfer abschlug. Zizka knirrschte vor Wuth, und befahl einem neuen ausgeruhten Haufen auf steilen Wegen die Zinnen hinauf zu klettern. Jetzt vermochte Ulrich mit den wenigen noch unverwundeten Kriegern dem wilden Andrange der Hussiten nicht mehr zu widerstehen, und da er den Tod einer schimpflichen Gefangenschaft oder einem noch kläglicheren Schicksale vorziehen wollte, stürzte er sich an der Spitze der Seinen dem heran drängenden Feinde muthig entgegen, wo er auch unter den Streichen der Dreschflegeln und Streitkolben bald seine muthige Seele aushauchte. Nicht lange nach dem traurigen Verluste des Burgherrn loderte die Burg durch hinein geworfene Pechkränze in hellen Flammen auf, und ehe noch der Nachtthau zur Erde nieder sank, ragte bloß ein morsches Gemäuer in die Lüfte empor. Mit Ulrich von Zesyma waren auch alle Vertheidiger der Festung Litiz bis auf 6 Personen gefallen, welche die Hussiten absichtlich schonten, um sie ihrem Feldherrn zur beliebigen Bestrafung vorzuführen. Als diese Unglücklichen zitternd vor dem Schrecklichen erschienen, zuckte es wie ein Blitz in seinen erloschenen Augen, und um seinen fest geschlossenen Mund zitterte es wie ein Hohnlachen. Endlich lösete er sein furchtbares Schweigen, und befahl, daß von den 6 Gefangenen jener frei seyn sollte, der den übrigen die Köpfe abschlagen würde. Da trat Hawel Pflichta hervor, verrichtete an seinen Kameraden das Henkeramt, und nachdem ihre Häupter gefallen waren, ließ er sich den Kelch reichen, und trat zu den Hussiten über.

Ulrich von Zesyma hatte aber einen nahen Stammverwandten, Namens Prokop Zesyma von Rosenberg, der ihm sowohl an Ansehen und Glücksgütern, als auch an Thatkraft und beharrlichem Muthe ganz gleich stand. In dem ersten Beginnen der Hussitenfehde rieß ihn seine Jugend und sein allzurascher Muth zur Partei der Hussiten hinüber, und Hußens Tod an seinen Urhebern zu rächen, schien ihm eine sehr verdienstvolle Sache zu seyn. Allein die unerhörten und oft zwecklosen Gräuelthaten seiner Partei brachte endlich sein besseres Selbst bald von seiner Verblendung wieder zurück, und so verließ er, sich derselben schämend, Zizkas blutbeflecktes Banner und seine mit Blut ausgebreitete Lehre, und trat als ein treuer Verfechter des alten Glaubens und der Vorrechte des rechtmäßigen Beherrschers von Böhmen, auf dessen Seite über.

Bereits waren 3 Jahre verstrichen, daß Zizka an der Lagerpest bei Przibislawa am 12. Oktober 1424 gestorben war; allein sein Glück, seine erfindungsreiche List, seine überraschende Kühnheit, seine Grausamkeit, der Schrecken seines Namens, so wie sein zahlreichster und bester Heereshaufe waren auf seinen Nachfolger, Prokop dem Großen übergegangen, der durch die Schlacht bei Aussig am 16. Juni 1426 seine Macht auf den höchsten Gipfel erhob *). Das bloße Gerücht von seiner Annäherung bewirkte, daß der kühne Herzog von Oesterreich Albrecht V., eben als er die Stadt Eibenschütz in Mähren belagerte, von seinem Volke im panischen Schrecken verlassen wurde, worauf der ihn verfolgende Prokop das Land ob- und unter der Enns bis an die Donau auf einem Streifzuge mit Feuer und Schwert-schrecklich verheerte. Schon auf diesem Zuge hatte Prokop dem abgefallenen Zesyma von Rosenberg, so wie seinem ganzen Stamme unversöhnliche Rache geschworen, und als er aus Oesterreich zurück kehrte, plünderte und sengte er auch alles Rosenbergische Besitzthum in weiter Umgegend von Budweis und Tabor. Hierauf zog er im Jahre 1427 vor die Festung Kamenitz, in welcher Prokop von Rosenberg mit seiner Tochter Agnes und seinen noch anderen 4 Kindern eingeschlossen war, mit dem festen Entschluße, sowohl ihn als auch alle die Seinen seiner Rache aufzuopfern. Allein die Bewohner der Burg hatten sich mit einem Eide verpflichtet, ihren geliebten Herrn nicht zu verlassen, und nur mit ihrem gänzlichen Untergange Kamenitz dem Rache schnaubenden Feinde zu überlassen, woher es kam, daß Prokop, der diese Festung nur für einen kleinen im Wege liegenden Stein hielt, den er mit seinem Fuße hinweg schleudern könnte, vor demselben selbst zu Schanden werden mußte.

Kaum war nämlich der Hussitenanführer vor Kamenitz angekommen, so ließ er, ohne früher einen Versuch zur friedlichen Uebergabe des Schloßes oder auch nur eine Aufforderung an dasselbe ergehen zu lassen, sogleich durch seine Taboriten die Festung berennen. Sturm und wieder Sturm war die einzige Losung, und so rannten auch viele Hunderte die hohen Mauern hinan, um sogleich verderblich von ihnen hinab geschleudert zu werden, und neuen Hunderten zu einem gleichen Schicksale Platz zu machen. Unzählige in die Burg geschleuderte Felsblöcke und Brandpfeile, Stein-, Blyden- und Donnerbüchsen hatten bereits die Außenwerke zerstört und in der Festung selbst großen Schaden angerichtet. Auch die tapfern Vertheidiger, die jetzt statt der Bollwerke ihre eigene Brust dem feindlichen Geschoße darboten, waren entweder getödet oder schwer verwundet, und durch die ungeheueren Anstrengungen beinahe gänzlich erschöpft. Indessen waren aber diese Wenigen ihres gemachten Schwures noch eingedenk und hielten aus Liebe zu ihrem Herrn standhaft aus, was zur Folge hatte, daß die immer erneuerten wüthenden Angriffe der schon höchst erbitterten Hussiten, ohne den gewünschten Erfolg blieben.

Als die Nacht herein gebrochen war, erblickte das Auge weit umher die Wachfeuer der Hussiten, die gleich Irrlichtern in beständiger Bewegung waren, und das wilde Getöse im Lager, welches jetzt

---

*) Andreas Prokop, der Geschorne, auch von seinen Gefährten der Große genannt, war ein berühmter Anführer der Hussiten und der Nachfolger des furchtbaren Zizka. Er war um das Jahr 1400 zu Prag aus einem adeligen Geschlechte geboren; früh verwaist nahm sich ein Oheim seiner an, ließ ihn studiren, und nahm ihn auf seine Reisen nach Frankreich, Spanien, Italien und Jerusalem mit. Nach seiner Rückkehr erhielt Prokop die Priesterweihe, woher sein Beiname, der Geschorne. Beim Ausbruche des Hussitenkrieges aber schlug er sich auf deren Seite, zeichnete sich durch mehrere glänzende Waffenthaten aus, und machte sich bei Zizka sehr beliebt, der ihm auch bei seinem Tode zum Heerführer empfahl; worauf Prokop den verheerenden Krieg mit erneuertem Fanatismus fortsetzte. In der Schlacht bei Hrzeby am 28. Mai 1434, in welcher die Katholiken einen entscheidenden Sieg erfochten, fand Prokop seinen Tod, mit welchem auch die Macht der Hussiten auf immer gebrochen war.

mit einer tiefen Stille abwechselte, ließ einen neuen Hauptsturm vermuthen, der auch wirklich mit Anbruch des folgenden Tages erfolgte. Der entsetzliche Prokop, mit ungeschornem Haupte, herab hängendem Knebelbarte, und kleinen Augen, erschien an der Spitze der Seinigen, dem verhaßten Zesyma drohend, und zum letzten Streite heraus fordernd. Schon hatten mehrere taboritische Wagehälse die Mauern erstiegen, und auf denselben jubelnd ihre Siegeszeichen aufgesteckt, als der auf einer andern Seite fechtende Burgherr herbei eilte, und die Kühnen über die Mauern hinab stürzte. Die Taboriten flohen, und die große Gefahr wäre für dieß Mal glücklich abgewendet gewesen, als Zesyma von einem abgeschossenen Pfeile der fliehenden Feinde in die Brust getroffen, nach wenigen Athemzügen wie ein alter Held sterbend auf seinen Schild nieder sank. Dieser Fall des geliebten Burgherrn war eine Schreckensnachricht für die Getreuen, welche wie erstarrt um die Leiche standen, und kaum mehr das wilde Jauchzen der über Zesymas Tod erfreuten und auf's Neue heran stürmenden Feinde bemerkten. Nun schien das Schicksal der Burg entschieden zu seyn, denn mit dem Herrn war der Muth, der Wille, Plan und Ordnung des Widerstandes bei den Belagerten entwichen. Da erschien aber gerade in dem entscheidendsten Augenblicke unter den zagenden Männern Agnes von Zesyma, Prokops erstgeborne Tochter, mit behelmtem Haupte, von dem die langen goldenen Locken herab wallten, das Schild und Schwert mit Kraft und Anmuth schwingend, und wie eine zweite Jungfrau von Orleans *) die entmuthigten Krieger zum neuen Streite aufrufend. Ihr Anblick, so wie ihre Rede wirkten elektrisch auf die erstarrten Krieger, neuer Heldenmuth erfüllte plötzlich ihre Brust, und die des Sieges schon sichern und in unordentlichen Haufen herauf gestiegenen Hussiten wurden von den Mauertrümmern und Zinnen wie früher hinab geschleudert. Was nicht zerschmettert am Boden lag, wurde in einer wilden, Alles mit sich fortreißenden Flucht des panischen Schreckens zertreten oder verstümmelt. Vergebens war die Bemühung der Hauptleute, vergebens Prokops unmenschlicher Zorn, eben so vergebens sein allen dunklen Mächten gethaner Schwur, daß Alles, was ein Schwert getragen, die Jungfrau nicht ausgenommen, unter Martern sterben, und kein Stein auf dem andern bleiben solle; die betäubten Hussiten waren zu keinem neuen Sturme mehr zu bewegen, und obschon sie am nächst folgenden Tage wieder gegen die Festung anrennten, so bemerkte man doch nicht jene trotzige Zuversicht unter ihnen, welche sie sonst unwiderstehlich zu machen pflegten, und mit leichter Mühe wurden sie auch dieß Mal von den Mauern abgetrieben.

Indessen hatte Agnes während einer stürmischen Wetternacht einen schlauen, alle Seitenwege kundigen Knecht mitten durch das feindliche Lager an ihren Oheim, den Meinhard von Neuhaus um Hilfe gesendet, und ihn von ihrer bedrängten Lage benachrichtigen lassen. Wirklich eilte dieser auf die erhaltene Kunde mit seinen Waffenbrüdern Jakob von Bozrgow und Hanns von Guttenstein zum Entsatze von Kamenitz herbei. Allein Prokop war von seiner Ankunft bereits unterrichtet worden, und zog, nachdem er einen Haufen zur Beobachtung der Veste zurück gelassen hatte, mit seiner übrigen Mannschaft den Hilfstruppen entgegen. Am Teiche Kalice traf er den Neuhaus, und erfocht nach einem hartnäckigen Kampfe einen vollständigen Sieg über ihn, so daß dieser sammt seinen Waffenbrüdern nur mit genauer Noth sich durchschlagen konnte, während seine übrigen Leute theils unter den Dreschflegeln und Morgensternen der Hussiten fielen, theils in den Teich gesprengt wurden, und darin ertranken.

Agnesens Lage war nun verzweiflungsvoll, da mit dieser Niederlage ihre letzte Hoffnung auf eine auswärtige Hilfe verschwunden war; aber dennoch ließ sie ihren Muth nicht sinken, und wies das Anerbiethen Prokops, daß sie, wenn sie ihre Waffen ihm ausliefere, die Burg öffne, und sich den Kelch reichen lasse, frei mit den Ihrigen abziehen könne, mit Unwillen zurück, wodurch ganz natürlich

---

*) Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, war zu Dom Remi bei Vaucouleurs an der lothringenschen Grenze im Jahre 1411 geboren, hatte zum Vater einen Bauer und selbst die Schafe gehütet. Im Jahre 1429 trat sie vor den Kommandanten von Vaucouleurs, und sagte, die heilige Jungfrau sey ihr erschienen, und habe ihr eröffnet, daß sie Frankreich von den Engländern reinigen, und Karl den VII. auf den Thron seiner Väter wieder setzen solle. Der Ritter glaubte ihr anfangs als einer Schwärmerin nicht, gab aber endlich ihren dringenden Bitten nach, und ließ sie mit Geleit zu Karl führen. Im Monate April 1429 erschien sie vor dem Dauphin, und bewirkte durch ihre Begeisterung, daß sich 10,000 Männer um ihre Person versammelten, denen sie mit der Fahne der heiligen Jungfrau voran ging, und solchergestalt das geängstigte Orleans befreiete, wodurch dem Könige der Weg zur Krönungsstadt Rheims geöffnet wurde.

der Taboriten-Anführer in eine noch heftigere Wuth gerieth. Er befahl nun einen neuen Sturm auf das verwünschte Nest, und drohte demjenigen mit dem Tode, der sich dabei feige oder nachläßig zeigen würde; aber auch dieser Angriff wurde wie alle früheren beldenmüthig abgeschlagen, und eben so wenig konnte die fortgesetzte Beschießung der Veste das Häuflein ihrer Vertheidiger zur Uebergabe bewegen. So waren unter beständigen Stürmen noch 2 Wochen vergangen, ohne daß es Prokop gelang, von dem Steinhaufen Besitz nehmen zu können. In seinem Grimme, sich jetzt von einem schwachen Weibe besiegt zu sehen, der noch nie eine Schlacht verloren hatte, befahl er den letzten allgemeinen Angriff; allein die Hussiten achteten dieß Mal den Befehl ihres Führers nicht, und ließen sogar ein leises Murren, das immer vernehmbarer wurde, hören. Prokop schlich durch ihre Reihen, und wollte die Widerspänstigen bestrafen, da rotteten sich aber die Haufen zusammen, und schrien: »Monate lang stehen wir schon vor dieser Veste und verloren so viele unserer Brüder, während unsere übrigen Kampfgefährten überall siegreich im Lande herum streifen und allenthalben reiche Beute gewinnen. Sie seyen also des fruchtlosen Kampfes nun müde, und wollen ohne auf den Eigensinn Prokops ferner zu achten, endlich nach Hause gehen. Prokop tobte über diesen Widerstand in seinem Heere, und besonders darüber, daß er nun seinen alten Ruhm bei einem Weibe einbüßen sollte. Aber ohne die Burg sein nennen zu können, wollte er dennoch um keinen Preis hinweg ziehen, und machte daher, was er sonst nie gethan hatte, durch einen Herold der Burgfrau Agnes den Antrag, daß er ihr sammt der Besatzung den freien Abzug aus der Burg gestatte, ohne daß sie ihren Glauben ändern, noch an Ehre, Leben, Freiheit und Habe gefährdet werden solle, jedoch müßte sie die Schlüßel von Kamenitz dem Prokop vorher ausliefern. Diesen ehrenvollen Antrag, welchen Prokop zugleich mit einem Eidschwure auf den heiligen Kelch betheuerte, gab nun Agnes Gehör, nur bat sie sich ein freies Geleite zu ihrem Oheime Meinhard von Neuhaus aus, welches ihr und den Ihrigen von Prokop auch zugesagt, und neuerdings auf dem Kelche beschworen wurde.

Am andern Morgen nach dem Abschluße erblickte man das bereits stark geschmolzene Heer der Taboriten am Abhange des Schloßhügels stattlich in Schlachtordnung ausgebreitet, und seitwärts jene Schar, die zum Geleite bestimmt war, aufgestellt. In der Mitte der Krieger saß in düsterer Neugierde hoch auf seinem Kriegswagen, von Fahnen und Siegeskränzen umflattert, Prokop, der Mann des Schreckens und des Sieges, bisher unüberwunden, und jetzt zum ersten Male im Nachtheile. Die böhmischen Spielleute machten eine lärmende Kriegsmusik, als eine Armbeweguung Prokops sie schweigen hieß, und aller Augen auf die Festung sich richteten, deren morsche Thore jetzt geöffnet wurden.

Fünfzig Männer, der Rest der ganzen Besatzung, alle mit Wunden bedeckt zogen den Schloßberg herab. In ihrer Mitte trugen sie die Leiche Prokops von Zesyma, und zwar offen, einen Siegeskranz auf seinem Haupte, das bloße Schwert mit gekreuzten Armen an die Brust gedrückt, und hinter der Bahre mit umflortem Helm und Schwert, den Blick zur Erde gewendet, Agnes von Zesyma sammt ihren gleichfalls in Trauer gekleideten kleinen Geschwistern. Die eine Hälfte der Besatzung schloß den Zug, der mit gesenkten Waffen, blaß und geisterähnlich einher schritt, und leise den Todespsalm betete. Wie angedonnert, hart an ihre Waffen gelehnt und lautlos starrten die Hussiten und ihr Heeresfürst auf den Zug, immer in der Erwartung, daß diesem kleinen Vorhute nun erst die eigentliche Besatzung folgen werde, deren Widerstand dem Taboritenheere so lange getrotzt und demselben so empfindlichen Schaden verursacht hatte. Allein der Zug war schon ziemlich entfernt, als Prokop aus seiner Betäubung empor fuhr, und dem Geleitshaufen mit Donnerworten befahl, der Agnes und ihrer Begleitung nachzufolgen, während 4 seiner Hauptleute das Innere der Burg vorsichtig ausspähen, und alle Posten wohl besetzen mußten. Erst als diese ihm benachrichtigen ließen, daß das abgezogene Häuflein wirklich die ganze Besatzung von Kamenitz ausgemacht habe, gab er heimlich knirrschend den Befehl zum Abzuge, und entfernte sich mit den Seinigen.

Langsam und in stille Trauer versunken zog Agnes zu ihrem Oheime, der von ihrer Ankunft bereits unterrichtet, ihr mit seinen vorzüglichsten Rittern entgegen kam, und die Heldenjungfrau zärtlich und mit thränenvollen Augen umarmte. Prokops von Zesymas Leichenfeier, die bald darauf erfolgte, war eine wahre Siegesfeier. Agnes war also die erste, welche den bisher unwiderstehlichen Siegeslauf der Taboriten gebrochen hatte, und nicht lange darauf, befand sich auch wieder die Veste Kamenitz in den Händen der rechtmäßigen Besitzer, und Hyneck von Bzdna, den der große Prokop als Burghauptmann dahin gesetzt hatte, beschloß dort sein Leben als Gefangener.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Vaterländische Immortellen von Ziegler. 176.

Kaiser Joseph II. befreiet die Mannschaft

eines türkischen Handelsschiffes zu Fiume aus der Gefangenschaft.

Jahr 1788.

Joseph, als römisch-deutscher Kaiser dieses Namens der II., war der Sohn Kaiser Franz des I. und der Maria Theresia, der ältesten Tochter Kaiser Karl des VI. Er war am 13. März 1741 zu Wien geboren, vermälte sich im Jahre 1760 mit Elisabeth von Parma, und nachdem diese Prinzessin bei ihrer zweiten Niederkunft starb, mit der bairischen Prinzessin Josephine, von der er ebenfalls durch einen baldigen Tod getrennt wurde. Im Jahre 1764 wurde er zum römischen Könige erwählt, und nach dem Tode seines Vaters (1765) Oberhaupt des deutschen Reiches. Aber erst nach dem Tode seiner erhabenen Mutter (1780) trat er die vollständige Regierung der kaiserlichen Erbstaaten an, indem er früher zwar Mitregent, aber bloß der Verwaltung des Heeres vorgesetzt war.

Mit Joseph des II. Regierungsantritt begann für Oesterreich eine wichtige Epoche. Joseph war bereits in seinem 40. Jahre, ehe er Alleinherrscher wurde, und er ahnete es, daß er nicht lange leben werde. Er wollte also die Zeit seiner Herrschaft nach Kräften benützen, und selbst ein Menschenfreund, so manche Last, die den minder begünstigten Theil seiner Unterthanen drückte, beseitigen. Sein heller, von Vorurtheilen freier Geist, so wie sein Scharfsinn, der ihm überall den rechten Weg zur Verbesserung auffinden ließ, und seine unermüdete Thätigkeit waren die Hebel, wodurch er die politische Reformation Oesterreichs vorbereitete. Maria Theresia legte einen zu hohen Werth auf die Geburt, was Joseph mißfiel, der in dem Menschen zunächst nur den Menschen sah, und nur verdienten Vorzügen Achtung erweisen wollte; und wenn Maria Theresiens ungeheuchelte Frömmigkeit mit Recht gepriesen wird, so war es Joseph nicht weniger, nur wollte er gewisse in dem Religionscultus eingeschlichene und verjährte Mißbräuche abgestellt wissen, woher es kam, daß er während seiner Regierung stets dahin trachtete, die großen Gerechtsame des Adels und der hohen Geistlichkeit zur Erleichterung des Volkes zu vermindern. Als er nun im Jahre 1780 zu dem vollen Besitze seiner Erbstaaten gelangte, verließ er sogleich die alten Staatsmaximen seines Hauses, und sein Volk betete ihn an; hingegen glaubte ihn der Adel und die Geistlichkeit fürchten zu müssen, und Viele aus diesen Ständen fingen ihn wegen seinen Neuerungen wirklich zu hassen an. Joseph hob die Leibeigenschaft auf, so wie viele Nonnen- und Mönchsklöster, welche sich weder mit dem Schulunterrichte noch mit der Krankenpflege abgaben; er verbesserte die Lage der jüdischen Nation, schuf ein neues Gesetzbuch, und milderte die Todesstrafen. Er gestattete eine größere Preßfreiheit, führte Konduitlisten ein, hob die Verbindung zwischen den Ordensleuten und Rom auf, und verminderte zum Theile die früher ausgesetzten Pensionen. Er erfaßte alle Theile der Staatsverwaltung; die öffentliche Erziehung, für deren Pflege er viele tausend Schulen errichtete, und mit tüchtigen Lehrern besetzte; die Polizei, deren Wirksamkeit er durch gehörige Regulierung die frühere Gehäßigkeit nahm; das Kirchenwesen und die Bildung der Geistlichkeit durch Seminarien; den Landbau, den er aus allen Kräften zu heben und zu verbessern suchte, und den Gewerbsfleiß, so wie den Handel durch großmüthige Unterstützung. Schon als Prinz hatte Joseph viele Reisen gemacht, theils in den Erbländern, um persönlich die Gebrechen kennen zu lernen, woran irgend eine Provinz leide, und diese gelegenheitlich abzustellen, theils in fremde Staaten, um die guten Einrichtungen derselben zu erfahren, und das Wohlthätigste davon in sein eigenes Reich überzutragen, theils aber auch um seinen politischen Blick zu schärfen und Verbindungen anzuknüpfen. So besuchte er auf einer solchen Reise unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein (1768) den König Friedrich den II. von Preußen in seinem Lager bei Neisse, gegen den er immer eine große Verehrung oder Bewunderung hegte, und erhielt

im folgenden Jahre einen Gegenbesuch von ihm im Lager zu Mährisch-Neustadt. Im Jahre 1777 besuchte er seine Schwester Maria Antoinette, die Gemalin Ludwigs des XVI., Königs von Frankreich zu Paris, und gewann hier durch seine Freigebigkeit und Herablassung die Herzen Aller. Sodann durchstreifte er ganz Frankreich, besah überall das Wichtigste und Merkwürdigste, und hinterließ allenthalben Spuren seiner kaiserlichen Freigebigkeit. Den Besuch des Papstes Pius des VI. in Wien im Frühjahre 1782 erwiederte er durch einen Gegenbesuch in Rom, ohne daß es dem Papste gelang, den Kaiser, der noch fortwährend Klöster einzog und in dem Cultus die Reformen fortsetzte, zur Abstehung davon bewegen zu können. Vielen Verdruß machten ihm die Holländer im Jahre 1784 wegen der freien Schifffahrt auf der Schelde, und die Niederländer, welche seinen Anstalten den entschiedensten Widerwillen entgegen setzten. Joseph wollte zuletzt dieses Land gegen das Kurfürstenthum Baiern vertauschen, und die Unterhandlungen waren bereits im vollen Gange, als der darüber eifersüchtige Friedrich II. das Werk plötzlich hinterstellig machte und den sogenannten Fürstenbund wider ihn errichtete.

Schon als Mitregent hatte Joseph die Freundschaft mit Rußland festgegründet, und als er den Kaiserthron bestieg, wurden die Bande, die beide Staaten umschlangen, noch enger. Die damalige russische Kaiserin Katharina war übrigens dem Kaiser noch persönlich gewogen, und da der Plan Beider sich hauptsächlich zur Belebung des Handels im Oriente richtete, welcher von Seite der Türkei stets mehr und mehr beeinträchtigt wurde, so faßten diese beiden Herrscher den Plan, diesen Uebelstand nöthigen Falls selbst mit den Waffen in der Hand zu beseitigen, da friedliche Unterhandlungen zu keinem günstigen Resultate zu führen schienen. Joseph hatte nämlich zu Cherson, einer erst im Jahre 1778 von den Russen angelegten Stadt, eine Handelsgesellschaft, so wie eine Waaren-Niederlage zu Kilia am Ausflusse der Donau in das schwarze Meer errichtet. Allein die Räubereien der türkischen Unterthanen störten den Handel, und verübten mehrere andere blutige Händel, wodurch sich nun der Kaiser genöthigt fand, Kriegsvölker gegen Bosnien zu senden. Joseph, der wohl wußte, daß der ungestörte Handel ein vorzügliches Mittel zur Hebung der Staatseinkünfte ausmache, drohete endlich der Pforte, man half aber seinen Beschwerden nur zum Theile ab, und dadurch, daß er jenen Vertrag garantirte, durch welchen Rußland die Krimm in Besitz nahm, dessen Verlust die Pforte nicht verschmerzen konnte, war bereits der Zunder zum Ausbruche der Kriegsflamme gelegt.

In derselben Zeit suchte der Fürst von Georgien, Namens Heraclius, den russischen Schutz, und Rußland klagte über die Bedrückungen der Einwohner der Moldau und Wallachei von Seite der Türken. Da nun der Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Pforte unvermeidlich schien, machte Joseph eine abermalige Reise zu seiner hohen Bundesgenossin, besuchte früher zu Corsum den polnischen König, und traf am 23. Mai 1787 zu Cherson mit Katharina zusammen, wo sich die beiden Monarchen wegen ihren Angelegenheiten besprachen.

Diese Zusammenkunft beunruhigte aber den Groß-Sultan Abdul Hamid ungemein, denn er vermuthete nichts Geringeres, als daß man damit umgehe, sein Reich zwischen Rußland und Oesterreich zu theilen, und England, das mit scheelen Augen das Aufblühen des ungarischen Handels betrachtete, ermangelte nicht, den Sultan in dieser Meinung zu bestärken, woher es also kam, daß dieser zuerst und plötzlich losbrach, und obgleich zum Kriege nicht vorbereitet, denselben dennoch an Rußland erklärte, bei welcher Gelegenheit der russische Gesandte, der in Konstantinopel anwesend war, in das Schloß der sieben Thürme gesperrt wurde.

Uebrigens verweilte Joseph nur 3 Tage in Cherson, machte dann mit Katharina eine Reise durch das neu erworbene Taurien, trennte sich aber bereits am 13. Juni von ihr, und kam schon am 30. Juni Abends wieder in Wien an.

Bald nach der erfolgten Kriegserklärung ersuchte Katharina den Kaiser Joseph, dem geschlossenen Bündnisse zu Folge, um seinen Beistand. Nach demselben sollte er bloß 30,000 Mann zu ihrer Verfügung stellen; Joseph aber wollte seiner erhabenen Bundesgenossin eine weit größere Hilfe zu Theil werden lassen, denn nicht weniger als 200,000 Krieger wurden in diesem Feldzuge verwendet. Die Kriegserklärung Oesterreichs an die Pforte erfolgte am 9. Februar 1788 zu Konstantinopel, und am nämlichen Tage sollte Belgrad durch Ueberrumplung und heimliches Einverständniß erstiegen, und überhaupt die Feindseligkeiten auf allen Seiten begonnen werden. Die Vorbereitungen dazu hatte der Kaiser schon längst getroffen, und einen außerordentlichen Grenzkordon errichtet, welcher sich von Galizien bis nach Triest, und vom Dniester bis an das adriatische Meer erstreckte, und eine Linie von beinahe

200 deutschen Meilen einnahm. Die ganze Armee war in fünf abgesonderte Korps getheilt. In der Bukowina stand der Prinz Koburg, in Siebenbürgen der General Fabris, im Banate Wartensleben, in Slavonien Mittrowsky, und in Kroatien Devins. Die Hauptarmee befehligten der Kaiser und Lascy, ein ansehnlich verstärktes Korps aber, das in Kroatien stand, der Fürst Liechtenstein. Damals hatte Joseph, um den Muth der gemeinen Krieger zu befeuern, für ausgezeichnete Thaten der gemeinen Mannschaft Medaillen von Gold und Silber mit angemessenen Löhnungszulagen bestimmt, indem die andern bereits bestandenen militärischen Auszeichnungen bloß den Officieren gewidmet waren.

Die Feindseligkeiten hatten bereits ihren Anfang genommen, und der Kaiser, welcher die Beschwerden und Gefahren des Krieges mit seinen Truppen zu theilen entschlossen war, übergab sein Testament dem Staatskanzler, dem berühmten Fürsten Kaunitz, und verließ am 29. Februar seine Hauptstadt. Er reisete zuerst nach Triest, und besichtigte darauf das österreichische Küstenland. Hier ereignete sich eine Begebenheit, welche aufgenommen zu werden verdient, da sie von der Menschenfreundlichkeit dieses Monarchen einen trefflichen Beweis liefert. Als nämlich Joseph in der Seestadt Fiume verweilte, erfuhr er, daß in einem Gefängniße die Besatzung eines türkischen Handelsschiffes gefangen liege. Sogleich verfügte sich Joseph an den bezeichneten Platz, öffnete eigenhändig die Gitter des Kerkers, rief den Gefangenen liebreich zu, und erklärte ihnen, daß sie frei wären und in ihre Heimat zurück kehren könnten. Da erschallte laut der Jubel der Unglücklichen, die bloß in Folge der unerwarteten Kriegserklärung gefangen genommen waren, und drängten sich an den gütigen Befreier, vor dem sie auf's Angesicht sich nieder warfen, und ihren rührenden Dank auf alle nur mögliche Weise auszudrücken suchten.

Nachdem Joseph das Littorale besichtigt hatte, welches er zu seiner großen Zufriedenheit in einem guten und wehrhaften Zustande antraf, besuchte er auch den kroatischen und slavonischen Kordon, und traf am 25. März in Futak ein, wo das Hauptheer versammelt war, worauf man sich in Bewegung setzte, und der Festung Belgrad gegenüber aufstellte. Nun erwartete Jederman mit Zuversicht, daß das Heer schnell über die Save setzen und die Festung erobern werde, ehe noch das türkische Heer, welches der Groß-Vezier bei Adrianopel sammelte, anlangen würde; allein durch Lascys allzubedenklichen Rath verleitet, versäumte der Kaiser den Uebergang und die wichtigen Folgen der Offensive, und der entscheidende Vortheil war unwiederbringlich verloren.

Die Russen wirkten zu Anfang des Krieges wenig mit, denn sie wurden auf Englands Betrieb von den Schweden angegriffen, welche ihnen am 11. Juli dieses Jahres den Krieg erklärten, wodurch die russische Flotte in der Ostsee am Auslaufen verhindert wurde. Zwar standen 2 russische Heere unter Romanzow und Potemkin am schwarzen Meere; allein auch sie operirten wenig, und so kam es, daß die österreichischen Truppen, die in einer zu langen Linie ausgedehnt waren, sich allmählig aus Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen zurück ziehen mußten, worauf die Türken selbst im Banate herum streiften, während die Hauptarmee in einer ungesunden Lage zwischen der Donau und Save durch Seuchen, und durch das oft vergebliche Ausrücken und tagelange Ausharren in einer furchtbaren Hitze viel mehr Menschen verlor, als durch eine noch so große erlittene Niederlage.

Endlich brach Joseph in Begleitung Lascys mit 40,000 Mann aus dem Lager bei Semlin auf, und zog nach Karansebes, wo er am 3. September anlangte. Ihnen folgte das Hauptheer am 21. September; als man sich aber von da nach Lugos zurück zog, überbrachten treulose Wallachen in der Nacht die Nachricht von der Annäherung der Türken, wodurch eine Verwirrung unter den österreichischen Truppen entstand, die in dem Dunkel selbst auf einander feuerten, bei welchem Unfalle auch der Kaiser in Gefahr gerieth, und von seinem Gefolge getrennt wurde, worauf er sich wieder nach Semlin begab.

Jetzt übernahm an der Stelle des erkrankten Fürsten Liechtenstein der alte Loudon den Oberbefehl in Kroatien, und schon sein Erscheinen weckte den gesunkenen Muth der Krieger. Am 26. September erstürmte er Dubitza, und am 3. Oktober das wichtige Novi, dessen Besatzung gefangen gemacht wurde, und mit der Eroberung der Stadt Choczim und der Moldau durch Koburg war der erste sehr beschwerliche Feldzug von Seite Oesterreichs geschlossen. Joseph aber war nach einer Abwesenheit von 9 Monaten am 5. December wieder in Wien eingetroffen.

Der Feldzug vom Jahre 1789 gewährte den Verbündeten glänzendere Vortheile. Noch am 17. December 1788 erstürmte Potemkin nach einem schrecklichen Blutbade die Festung Oczakow, und

sein Unterfeldherr Suwarow, schlug in Vereinigung mit dem Herzoge von Koburg am 1. August 1789 bei Fokschany ein türkisches Heer von 35,000 Mann entscheidend, und eroberte das ganze Lager. Noch größer war ein zweiter Sieg dieser beiden Feldherrn bei Martinestje am Rimnik den 22. September, wo ein türkisches Heer von 92,000 Mann, vom Groß-Vezier selbst angeführt, fast ganz vernichtet, und 3 Lager mit großer Beute erobert wurden. Bald darauf, am 8. Oktober eroberte Loudon, der jetzt den Oberbefehl der kaiserlichen Armee führte, die Festung Belgrad.

Dem Schicksale Belgrads folgten bald darauf Semendria und Passarowitz, und Potemkin bekam Galacz, Akierman und Bender, letzteres durch Verrath in seine Gewalt. Die Stadt Bukarest sandte am 10. November dem Prinzen von Koburg die Schlüßel entgegen, General Fabris drang in Bulgarien vor, und Hohenlohe nahm die Hauptstadt der kleinen Wallachei.

Alle diese Siege brachten die Türken in eine bedenkliche Lage, und die Kaiserhöfe schienen der Verwirklichung ihrer Hoffnungen, nämlich die europäische Türkei zu schwächen oder zu vernichten, näher zu rücken, als der Tod des Kaisers Joseph dem Sultan von einem gefährlichen Gegner befreiete, und auch Katharina bewog, mit ihm zu Galacz einen Vertrag einzugehen (1791), der späterhin zu Jassy in einen bestimmten Frieden verwandelt ward. Die Pforte erkaufte ihre Rettung um geringe Opfer, denn Rußland forderte nur das Gebiet von Oczakow bis an den Dniester, der hinfort die Grenze zwischen beiden Reichen machen sollte, und verzichtete auf die Moldau und die Wallachei; Leopold II. aber, Josephs Nachfolger, schloß sogleich bei seinem Regierungsantritte Frieden mit der Türkei, und gab alle mit so vielem Gelde und Blute erkauften Eroberungen freiwillig zurück.

Joseph war schon seit seiner Zurückkehr aus dem Semliner-Lager von einer Brustbeklemmung befallen, und sein Uebel, eine Folge der ausgestandenen Strapatzen und übermäßigen Anstrengung, mußte sich natürlich vermehren durch den vielen Verdruß, den ihm die aufrührerischen Niederländer und das Mißvergnügen in Ungarn machte, welche die Wohlthätigkeit seiner Verordnungen aus eigennützigen Rücksichten nicht einsehen wollten. Seine letzte Freude war die Nachricht des Falles von Belgrad. Ungeachtet seiner Schwäche, die besonders im December 1790 auffallend zunahm, und sein sonst blühendes Aussehen völlig unkenntlich machte, arbeitete er dennoch unermüdet fort bis wenige Stunden vor seinem Tode. Es war der 20. Februar 1790, wo seine edle Seele sich seiner müden Brust entwand. Als er um 5 Uhr Morgens aus einer Ohnmacht erwachte, forderte er ein wenig Suppe, konnte sie aber nicht mehr genießen, und um halb 6 Uhr war er bereits verschieden, nachdem ihm die geliebte Elisabeth, die Gemalin des Erzherzogs Franz bereits 2 Tage früher im Tode voran gegangen war.

Joseph war von mittlerer Größe und äußerst lebhaften Temperaments. Er faßte schnell und mit Eifer auf, verwarf aber wieder Vieles schnell, und wollte immer wirken, herrschen und bauen. Furchtlosigkeit in Gefahren war ein Hauptzug seines Karakters. Er besaß ein starkes und lebendiges Gefühl von der Würde der Menschheit, und ehrte sie in Jedem. Unstreitig hatte Joseph die Idee, Selbstherrscher im eigentlichen Verstande zu seyn, und die große Maschiene des Staates durch sich selbst zu lenken. Alles, was er durch eigenes Nachdenken oder durch Kenntniß anderer Länder als eine nützliche Einrichtung ansah, wollte seine große Seele auch wirklich bei sich einheimisch machen. Er fehlte aber darin, daß er zu rasch eingriff, und in seinem Eifer nicht bedachte, daß verjährte Gewohnheiten, und durch Alter geheiligte Gebräuche sich nicht plötzlich ausrotten oder heben lassen, selbst wenn sie dem Staate oder der Menschheit überhaupt lästig, ja sogar schädlich seyn sollten. Daher kam es, daß ihn seine Zeit nicht verstehen konnte oder wollte, daß ihm Vorurtheil oder Eigennutz tausend Schwierigkeiten entgegen stellten, und daß dieser aus unlautern Quellen erzeugte Widerspruch ihn oft zu Härte und Unbiegsamkeit in seinen Entschließungen bewogen, was seiner gütigen Natur sonst fremd war. Joseph sah am Ende seiner Laufbahn selbst ein, daß er in Bezug der Raschheit seiner Beschlüße und deren Erfüllung einen Mißgriff gethan habe; aber er konnte sein Haupt mit Ruhe und der gewissen Ueberzeugung zum ewigen Schlafe nieder legen, daß seine Absicht stets die Beste und für die Wohlfahrt der ihm von Gott übergebenen Länder auch die Nützlichste gewesen war; aber mit Schmerzen mußte er nun selbst so manches wohlthätige Dekret widerrufen, und von den ungemein vielen Reformen, deren Durchführung er beabsichtigte, ist außer dem Toleranz-Edikte keine in die Wirksamkeit des Staatslebens bleibend übergetreten.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK



Vaterländische Immortellen von Ziegler. 177.

Alboin, König der Longobarden,

und seine Gemalin Rosamunde.

Jahr 572.

Konstantin der Große, der Sohn des Konstantius Chlorus, hatte im Jahre 323 nach der G. Ch. alle seine Mitwerber um den römischen Kaiserthron besiegt, und regierte nun das ungeheuere römische Reich allein. Dieser Kaiser ist in doppelter Hinsicht merkwürdig, und zwar, daß er der Erste unter den römischen Imperatoren war, welcher die christliche Religion angenommen, und den bis zu seiner Zeit unterdrückten Christen, die freie Ausübung des Gottesdienstes verschafft hatte, dann, daß er den bisherigen Kaisersitz zu Rom mit dem alten Byzanz vertauschte, und auf den Trümmern desselben die heutige Stadt Konstantinopel erbauete, und sie zu seiner Residenz erwählte. Nach seinem Tode theilten seine 3 Söhne, Namens Konstantinus, Konstantius und Konstanz sein großes Reich, wurden aber bald unter sich uneinig, und bekriegten sich wechselseitig, bis im Jahre 353 Konstantius das Reich wieder allein beherrschte. Auch er residirte zu Konstantinopel, welches sich bereits ungemein erweitert und verschönert hatte, und dem alten Rom an Glanz nur wenig mehr nachgab. Eben so verweilten seine Nachfolger darin bis auf Theodosius dem Großen, der im Jahre 395 kurz vor seinem Tode das Reich unter seine 2 Söhne, Namens Arkadius und Honorius theilte, wovon der Erstere den Orient erhielt, und zu Konstantinopel residirte, Letzterer aber mit dem Abendlande befriedigt wurde, und Rom zu seiner Residenz wählte. Diese Theilung spaltete das gewaltige römische Reich seit jener Zeit in 2 besondere Theile, und die Geschichte verweilt von nun an bei einem jeden derselben insbesondere. Das Morgenland, welches Arkadius erhielt, nannte man das Byzantinische-Kaiserthum, und es begriff damals alle Länder von Asien diesseits des Euphrats, die Küsten des schwarzen Meeres, und Klein-Asien; ferner in Afrika das fruchtbare Aegypten, und in Europa die Länder von den Meerengen bis an das adriatische Meer und die Donau. Ein in der That noch ungeheueres Reich, welches auch das abendländische fast um 1000 Jahre überdauerte, indem der letzte Kaiser des Abendlandes, Namens Romulus Augustulus schon im Jahre 476 von dem Anführer der Gothen, Namens Odoaker zur Thronentsagung genöthiget wurde, und Rom von nun an keinen eigenen Kaiser mehr in seinen Mauern sah; das byzantinische Kaiserthum aber bis zum Jahre 1453 dauerte, wo der türkische Sultan Muhammed II. Konstantinopel eroberte, und den letzten byzantinischen oder griechischen Kaiser, Namens Konstantin tödtete.

Die Haupturſache dieses im Vergleiche mit dem weströmischen Kaiserthume so langen Bestehens des oströmischen Kaiserthums ist nicht sowohl in der Stärke und Klugheit seiner Regenten zu suchen, welche, den großen Justinian etwa ausgenommen, der bis zum Jahre 565 herrschte, fast durchgängig schwach, und ein Spielball der Hofkabalen waren; sondern hauptsächlich in dem Umstande, daß zur Zeit der großen Völkerwanderung im 5. Jahrhunderte die Völker Asiens und des mitternächtlichen Europas wie durch eine getroffene Verabredung alle auf das unglückliche Italien losstürzten, und darin entweder für beständig ihre Sitze aufschlugen, oder doch längere Zeit hindurch darin verweilten, während das byzantinische Reich mehr einem Durchzugsorte ähnlich schien, und seine durch Handel reich gewordenen Regenten die ungebetenen fremden Gäste entweder durch große ihnen dargebrachte Geldsummen zum Weitergehen vermochten, oder durch glatte Worte zum Zuge nach Italien, als das goldene Land der Hesperiden verlockten.

Nichts destoweniger richteten auch die byzantinischen Kaiser nach dem Untergange des weströmischen Kaiserthums ihre Blicke häufig dahin, und betrachteten sich gewissermassen jetzt als eigentliche Herren desselben, obschon sie ihre Ansprüche wegen ihrer eigenen Schwäche nicht durchzusetzen vermochten. Eben so knüpften sie, ehe sie sich im Jahre 482 von der Kirche des Abendlandes völlig trennten, das Ansehen der Päpste, die jederzeit zu Rom waren, und deren Gutachten sie in vorfallenden Religionsstrei-

tigkeiten bis dahin einholten, an das ferne Abendland, und der schon erwähnte Kaiser Justinian schickte den tapfern Belisar, vielleicht den grösten Feldherrn seiner Zeit im Jahre 436 nach Italien, wo er Rom eroberte, den gothischen König Vitiges schlug, zu Ravenna zum Gefangenen machte, und ihn mit vielen seiner Großen im Triumphe nach Konstantinopel abführte. Von jener Zeit an blieb ganz Mittel- und Unter-Italien durch viele Jahre unter byzantinischer Abhängigkeit, und ein Stück unter dem Namen des Exarchats war es noch lange Zeit bis Pipin der Kleine, einst Majordomus oder Haushofmeister des fränkischen Königs Chilperich, es im Jahre 755 den Longobarden abnahm, und sodann dem Papste Stephan dem III. schenkte, seit welcher Zeit es ein Theil des Kirchenstaates geblieben ist.

Was aber die Longobarden selbst anbelangt, von denen noch die heutige Lombardei den Namen führt, so waren sie ein Volk von deutscher oder germanischer Abkunft. Den Namen der Longobarden sollen sie von ihren langen Bärten, oder wie Andere meinen, von ihren langen Spießen, die man im Altdeutschen Barden nannte, und deren sie sich in ihren Kriegen bedienten, erhalten haben. Sie zogen in Folge der großen Völkerwanderung, von ihren ursprünglichen Wohnsitzen an der Ostseite der Elbe, da, wo heut das Lüneburgische ist, an die Donau herab, und nahmen Besitz von dem heutigen Oesterreich, und jenem Theile von Ungarn, der nordwärts der Donau und zwischen der Theiß liegt.

Die in der Weltgeschichte so berühmte große Völkerwanderung dauerte aber fast 200 Jahre, nämlich vom Jahre 375 angefangen, wo zuerst die Hunnen in Europa einbrachen, bis zum Jahre 568, wo die Longobarden Italien eroberten. Allein schon weit früher, fast 100 Jahre vor Christi Geburt, waren bereits zwei deutsche Volksstämme, nämlich die Cimbern und Teutonen aus den Gegenden des heutigen Jütlands und Schleswig ausgewandert, und in zahlreichen Scharen bis nach Frankreich und Italien vorgedrungen, in welchen beiden Ländern sie aber zuletzt von dem römischen Feldherrn Marius geschlagen und fast gänzlich aufgerieben worden sind. Der Weg in das schöne Italien war somit den Deutschen bekannt geworden, und die Sagen von der Schönheit und Fruchtbarkeit des Bodens dieses Landes blieben in der Brust der Enkel nicht fruchtlos aufbewahrt. Nachdem das weltgebietende Rom kurze Zeit vor der Geburt des Heilands Jesu aus einer Republik eine Monarchie geworden, und August der erste römische Kaiser war, wollten die Imperatoren diesem Drange der deutschen Völker, aus ihren Nordländern in die südlicher gelegenen einzudringen, Einhalt schaffen, und fingen an, die Völkerstämme der Deutschen selbst zu bekriegen, und sie in ihren eigenen Wohnsitzen aufzusuchen. Schon Kaiser August sendete deßhalb seine Stiefsöhne Agrippa und Tiberius an den Rhein und an die Donau, und wirklich waren die römischen Adler zuletzt bis an die Elbe vorgedrungen, ohne jedoch diesen Fluß je überschritten zu haben. Diesen Bemühungen der alten Römer in dem heutigen Deutschland Eroberungen zu machen, verdanken wir die schätzbaren Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen unserer alten Vorfahren, und die Namen vieler Völker, die in ihrer Nachkommenschaft noch heute bestehen. Jedoch scheiterte an dem Freiheitssinne und der Tapferkeit der Deutschen zuletzt die Absicht des allgewaltigen Roms. Die Deutschen lernten sogar in der Folge der Zeit die Laster und Schwächen ihrer ehemaligen Ueberwinder kennen, fingen dieselben zu verachten an, und gedachten ihnen die Wiedervergeltung vorzubereiten. Ihre Absicht ging auch so weit in Erfüllung, daß sie bis zum Beginne der großen Völkerwanderung den Römern alles Land bis an die nördliche Donau wieder abgenommen hatten, jenseits derselben konnten sie aber noch keinen bleibenden festen Fuß fassen.

Nun geschah der große Stoß von Osten her. Hunderttausende von einem früher in Europa nicht bekannten Volke, die schrecklichen Hunnen überschritten zu gleicher Zeit die Wolga und die Meerenge von Konstantinopel, und jagten die ihnen zunächst liegenden Völker vor sich in wilder Flucht her. Diese stürzten sich wie in Verzweiflung auf ihre Grenznachbarn, und so wie im Sprichworte ein Keil den andern treibt, so wurden auch durch diesen stets wiederholten Anstoß, und das rastlose Nachsetzen der Hunnen unzählige viele Völker, die bisher seit Jahrhunderten an bestimmten Plätzen gewohnt hatten, aus denselben gleichsam heraus geschleudert, und gezwungen, nach andern mehr sicheren Wohnungen sich umzusehen. Mit Weib und Kinder, mit Hab und Gut, und zugleich mit der Vernichtungswaffe in der Hand zogen nun die Völker des nördlichen Europas immer mehr gegen Westen und Süden. Die gemeinschaftliche Noth machte zuletzt unter ihnen das gemeinschaftliche Bestreben bemerkbar, dem Schwerte oder der Sclaverei der furchtbaren Verfolger zu entrinnen, und das Heil in der Entfernung zu suchen. Da stand aber das bewaffnete Rom wie ein drohender Schild entgegen, und seine Legionen machten Miene, jene, die in das römische Gebiet einzudringen versuchen wollten, zu verderben. Allein

die Noth kannte jetzt keine Grenzen, und so übersetzten mit einem wilden Ungestüme zahllose deutsche Völkerscharen den alten Ister, unsere heutige Donau, jenen als nördliche Grenze des römischen Reiches in Europa bestimmten Fluß. Neue und abermal neue Scharen folgten ihnen nach, und der noch nur auf schwachen Füßen stehende römische Koloß wurde endlich umgeworfen und zertrümmert.

In Folge dieser unaufhörlichen Wanderungen kamen wie bereits erwähnt wurde auch die Longobarden von ihren alten Wohnsitzen, von der Elbe an die Donau herab, und setzten sich zuerst in Ober-Ungarn und an der Donau fest. Ihre Nachbarn waren jenseits dieses Flußes die Avaren, die man für Nachkommen der Hunnen hält, deren Reich nach dem Tode Attilas im Jahre 453 immer mehr in Verfall gerieth, so daß sie, die vor Kurzem halb Europa in Schrecken gesetzt hatten, bald gänzlich aus der Geschichte verschwanden. An ihrem Untergange hatten aber die Ostgothen und die Gepiden zwei deutsche Völker viele Schuld. Diese waren früher von ihnen unterjocht worden, nachmals aber, als sich die Hunnen in Ungarn bleibend niederlassen wollten, so rächten sie sich an ihnen durch wiederholte und vernichtende Anfälle.

Es war im Jahre 567 als die Longobarden unter ihrem Könige Alboin, dem Sohne Astulphs, auch über die Theiß und Donau drangen, und mit den Avaren und Gepiden zusammen trafen. Der König der Letzteren hieß Kunimund, und wollte den Longobarden den Einfall in sein Land verwehren. Er sammelte daher ein großes Heer, und zog in der großen Ebene zwischen der Theiß und der Donau dem Alboin entgegen, worauf sich eine der blutigsten Schlachten, deren die Geschichte zu jener Zeit gedenkt, entwickelte, und die mit dem Untergange des Königs Kunimund und seines Heeres endete. Die gleichzeitigen Schriftsteller berichten, daß zu beiden Seiten bei 60,000 Menschen getödtet worden sind, und daß der Rest der Gepiden in wilder Hast in das byzantinische Gebiet entfloh. Unter den zahlreichen Gefangenen befand sich auch die Tochter des erschlagenen Königs Kunimund, Namens Rosamunde, eine Prinzessin von ungewöhnlicher Schönheit, die Alboin bei sich behielt, und nach dem Tode seiner ersten Gemalin auch ehelichte. Ein Jahr nach dieser mörderischen Schlacht schickte der Feldherr des Kaisers Justinian, Namens Narses, eine Gesandtschaft an Alboin, und ließ ihm durch dieselbe das Königreich Italien anbieten. Dieser Narses, der ein Verschnittener war, wurde nun an die Stelle des in Ungnade gefallenen Belisars zum Kommandanten der byzantinischen Armee in Italien ernannt, und bewies auch als solcher eine nicht geringe Einsicht und Tapferkeit. Allein auch er theilte in Folge einer Hofkabale das Schicksal seines berühmten Vorgängers, und mußte seine Stelle einem gewissen Longinus abtreten. Bei seiner Absetzung soll die Gemalin Justinians die Worte ausgesprochen haben, daß er sich besser für ein Frauenzimmer als für einen Feldherrn schicke, und daher in der Heimat das Garn spinnen solle. Diese entehrende Aeußerung beleidigte aber den tapfern und hochsinnigen Narses so sehr, daß er der Kaiserin antworten ließ, er wolle ihr eine so große Spille Garns spinnen, daß sie daran durch ihre ganze Lebenszeit zu haspeln haben werde. Dieses war nun die Ursache, daß Narses mit Alboin in geheime Verbindung trat, und ihm das Königreich Italien als eine leicht zu erringende Beute anbot. Alboin fand den Vorschlag des Narses seinem Wunsche, ein so schönes Land als König zu beherrschen, ganz angemessen, versammelte daher sogleich seine Völker, und da er zur Eroberung Italiens allein noch zu schwach war, so verband er sich mit den Thüringern und Sachsen, und trat durch sie verstärkt im Frühjahre 568 über die Donau seinen Zug nach den Alpen an. Vorher machte er aber noch mit den Avaren einen Vergleich von der Art, daß er, wenn er in Italien unglücklich seyn sollte, wieder das Land, welches er ihnen jetzt bei seinem Abzuge einräume, von ihnen zurück erhalten sollte, was ihm diese auch versprachen. So gesichert, wanderte er nun mit Weib und Kinder, und einer Anzahl von 200,000 Kriegern aus Ungarn aus, überstieg die Alpen, und langte in den schönen und fruchtbaren Gefilden Ober-Italiens an. Der byzantinische Statthalter Longinus war aber einer so furchtbaren Macht nicht gewachsen, und so fiel ein Dorf, eine Stadt und Festung nach der andern in die feindliche Gewalt, bis endlich auch Pavia, die damalige Hauptstadt Ober-Italiens sich an den unwiderstehlichen Alboin ergeben mußte. Hiemit hatte die Herrschaft Justinians in diesem Theile von Italien ihr Ende erreicht, und Alboin nahm jetzt seinen Residenzsitz zu Pavia, und nannte das ganze durch ihn eroberte Land nach den Namen seines Volkes. Dieser Zug Alboins nach Italien war die letzte Völkerwanderung, die bis dahin fast 200 Jahre gedauert hatte.

Alboin selbst hatte aber das Glück als König über die Lombardei zu herrschen nicht lange, denn er verlor durch einen Meuchelmord sein Leben, woran Folgendes die Ursache war. Jene Prinzessin

Rosamunde, die Tochter des erschlagenen Gepidenkönigs Kunimund, war bereits die Gemalin Alboins, konnte aber ungeachtet dieser Erhöhung nicht vergessen, daß sie jenen Mann zu ihrem Herrn habe, der an dem Tode ihres Vaters Schuld trug. Einst veranstaltete Alboin, um den errungenen Sieg über die Gepiden zu feiern in seinem Palaste zu Pavia ein glänzendes Gastmal, zu welchem viele longobardische Fürsten und Herren geladen wurden. Die Versammlung überließ sich nun bei diesem Festmale einer munteren Fröhlichkeit, welche der feurige italische Wein immer mehr erhöhte, nur die Königin Rosamunde blieb in sich verschlossen, und schien an der allgemeinen Freude keinen Antheil zu nehmen. Dieß verdroß jetzt Alboin, der vergebens seine Gemalin aufzuheitern suchte, und da sie auf vieles Zureden keinen Wein trinken wollte, so befahl er vom Weine erhitzt den Todtenschädel ihres Vaters herbei zu holen, und ihn mit Wein zu füllen. Alboin hatte nämlich den Schädel ihres Vaters als eine köstliche Siegesbeute oben von einander sägen, und den Ranft mit Gold einfassen lassen, um ihn bei besonderen Gelegenheiten als Trinkgeschirr zu gebrauchen. (Eine unter den alten Deutschen gewöhnliche Sitte). Als der Schädel mit Wein angefüllt war, stand Alboin von seinem Sitze auf, näherte sich seiner Gattin, und bot ihr den mit Wein angefüllten Schädel mit den Worten an: »Da trink, Rosamunde die Gesundheit Deines Vaters aus seinem eigenen Schädel.« Rosamunde trank wirklich; allein eine Thräne der Wehmuth und der Rache fiel in die hohle Schale, und seit jenem Augenblicke an hatte sie den Untergang des ihr ohnehin verhaßten Gemales fest beschlossen. Sie verband sich mit einem Vertrauten des Königs, Namens Helmichis, und suchte ihn durch große und lockende Versprechungen dahin zu bewegen, daß er den König im Schlafe ermorde, wozu er als sein Vertrautester, der jederzeit zu ihm freien Zutritt hatte, leicht Gelegenheit finden werde. Helmichis widerstand zwar lange diesem gefährlichen Vorschlage, wurde aber endlich durch die List der Königin zur Ausführung dieses schändlichen Vorhabens bewogen, und nun verband er sich mit dem Kämmerlinge des Königs. Als die Nacht heran gebrochen war, drangen Beide in das Schlafgemach des Königs, und ermordeten ihn mit vielen Dolchstichen im Schlafe.

Kaum war aber diese Mordthat ruchbar geworden, so wollten die longobardischen Großen die Urheber derselben zur verdienten Strafe ziehen. Allein Rosamunde entwendete früher alle königlichen Schätze, und flüchtete mit den beiden Mördern nach Ravenna zu dem byzantinischen Statthalter Longinus, der durch ihr Gold und ihre Schönheit bald bestochen ward, und ihnen in der Stadt allen Schutz versprach. Longinus entbrannte in kurzer Zeit in heftige Liebe für Rosamunde, und bot ihr sogar seine Hand zur Ehe an. Rosamunde fand diesen Vorschlag anfangs zwar überraschend; allein da sie in der Folge das Vortheilhafte desselben sehr wohl einsah, so fand sie sich auch bereitwillig ihr Schicksal an jenes des Longinus für immer zu knüpfen, der übrigens ein Mann von großer Macht, und einer angenehmen Gestalt war. Allein Helmichis, der Mörder des Königs, der sich bereits selbst auf die Hand der Königin Hoffnung gemacht hatte, sah mit Neid und Eifersucht die Bewerbungen des Longinus, und machte Rosamunden darüber sogar heftige Vorwürfe. Dieß bewog nun die Königin sich mit Longinus zur Beseitigung dieses lästigen Menschen vorher zu vereinigen, und es wurde beschlossen, ihn durch einen Trunk Weines zu vergiften. Als daher einst Helmichis aus dem Bade kam, und einen Becher Wein begehrte, reichte ihm Rosamunde einen bereits vergifteten Trunk; allein der Unglückliche merkte gleich beim ersten Zuge durch die schnell sich einstellenden Schmerzen, daß er jetzt seinen Todestrunk gemacht habe, und zwang daher voll Grimm die Königin, daß sie den Rest des vergifteten Weines austrinken mußte, worauf Beide unter großen Schmerzen ihren Geist aufgaben.

Dieß war das traurige, aber wohlverdiente Ende der rachesüchtigen und wankelmüthigen Fürstin Rosamunde.

Die Lombardei selbst dauerte unter eigenen Königen etwas über 200 Jahre bis zu dem Könige Desiderius fort, welchen der große Kaiser Karl im Jahre 774 nach einer Belagerung zu Pavia gefangen nahm, und als Mönch nach Frankreich schickte, wo er in dem Kloster Corvey starb. Von jener Zeit an hatte die Lombardei verschiedene Herren, und über ihren Besitz wurden auch viele und blutige Kriege geführt, bis sie endlich in dem letzten Pariser-Friedensschluße im Jahre 1815 der österreichischen Monarchie für beständig einverleibt wurde.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Franz Wesselenyi von Hadad,

erobert das Schloß Murany in Ungarn.

Jahr 1644.

In dem wildromantischen Waagthale in Ober-Ungarn hart an der Grenze der Trentséner-Gespannschaft gegen den schauerlichen Thurotzer-Engpaß erheben sich zwei himmelhohe mit finstern Tannen bewachsene Felsblöcke, auf deren Gipfel man noch die Trümmer der beiden Bergschlösser Strecsen und Owár erblickt, die einst die Hauptsitze ansehnlicher und begüterter Geschlechter waren. Mitten durch die beiden Felsblöcke hat die unbändige Waag sich ein tiefes Bett gegraben, durch welches sie mit einem starken Geräusche hineilt, und so die düstere Einsamkeit dieser abgelegenen Gegend mit ihrem Rauschen belebt.

In den unruhevollen Tagen der Ferdinande, wo der Halbmond einen heftigen Kampf mit dem Kreuze führte, dem er endlich erlag, war Franz Wesselenyi von Hadad, der Besitzer der Burg Strecsen, ein mit Glücksgütern damals noch wenig begabter aber sehr tapferer Mann, und dem Hause Habsburg treu ergeben.

Anfangs der Lehre Luthers zugethan, die in Ober-Ungarn schnellen und großen Fortgang genommen hatte, brachte ihn der Feuereifer des Kardinal-Primas Peter Pázmán zu dem Glauben seiner Väter zurück, und der 20jährige schöne und muthige Jüngling suchte das, was ihm die Göttin des Glückes karg zugemessen hatte, nämlich Gold und Ansehen durch sein Schwert zu erringen, wozu er bei jener unruhevollen und kriegerischen Zeit häufige Gelegenheit fand.

Doch sollte die Liebe ihn auf einem kürzeren und schöneren Pfade zu dem Genuße seiner innigen Wünsche helfen. Thomas Bosnyak, der mächtige Feldoberste zu Filek, ein wider die Türken siegerprobter Kampfheld, und an dem Hofe des Kaisers Ferdinand hochgeehrt, hatte den schönen und thatenlustigen Jüngling liebgewonnen, und ihn zum Bräutigam seiner ältesten Tochter Sophie gewählt. Als das holde blondgelockte Mädchen den stattlichen und edlen Wesselenyi erblickte, umzog die schöne Röthe der Scham und des Wohlgefallens ihre zarten Wangen, und mit Freuden reichte sie ihm ihre Hand zum ewigen Bunde. Wesselenyi war befriedigt, und als er nach vieljähriger Abwesenheit mit seiner geliebten Gattin in seine einsame Burg Strecsen wieder einzog, schien es ihm, als habe er erst jetzt das wahre Glück des Lebens aufgefunden, denn er fand den Aufenthalt in seinem Schloße anziehend und angenehm.

So verschwanden ihm in stiller und gemüthlicher Ruhe 2 Jahre — während dieser Zeit ihm seine Sophie 2 wunderholde Knaben gebar — als die durch die Ränke des siebenbürgischen Fürsten Rágóczy herbei geführte Gefahr eines Türkeneinfalles, ihn aus den Armen der liebenden Gattin rieß, um der noch höheren Pflicht der Vaterlandsvertheidigung Genüge zu leisten. Während dieser Zeit war sein Schwiegervater Thomas Bosniak mit Tode abgegangen, der letzte männliche Sproße eines alten und berühmten Geschlechtes, und da er außer Sophie bloß noch 2 Töchter hinterließ, so fiel ihm eine bedeutende Erbschaft zu, die ihn an Reichthum plötzlich den begütertsten Magnaten gleichstellte.

Als Wesselenyi von seinem ersten Streifzuge wieder nach Strecsen zurück kehrte, schien in seinem Innern eine große Veränderung vorgegangen zu seyn. Nur kalt und gleichsam mit Widerwillen erwiederte er Sophiens glühenden Empfanggruß, und eben so flüchtig und kalt harrte sein Auge auf seinen beiden Kindern. Mit tiefer Betrübniß bemerkte Sophie diese plötzliche Umwandlung ihres innig geliebten Gemals, und verschwendete daher was Liebe und Zärtlichkeit ihr eingaben, an dem Manne ihres Herzens, ohne jedoch die trüben Wolken von seiner Stirne verscheuchen zu können. Wesselenyi blieb kalt, ja gleichsam zurück stossend, und floh sogar ihre Gegenwart. Als endlich Sophie die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen, das verschlossene Gemüth ihres Gatten aufzuthauen, und seine vorige Liebe wieder zu gewinnen, einsah, und sich keiner Schuld bewußt war, verschloß auch

sie ihr tief gekränktes Herz, und nahm nach der Weise edler und schuldlos leidender Frauen ihre Zuflucht zu dem Gebete, worin sie, so wie bei dem Anblicke ihrer Kinder Trost und Erleichterung des Herzens fand. Da ließ einst in einer sturmbewegten Nacht, wo der Regen in Strömen herab fiel, und der Wind schauerlich durch die Tannen und Gemäuer brausete, Wesselenyi sein Pferd satteln, und gab einigen Knappen den Befehl, ihm auf der Straße nach Kaschau nachzufolgen. Das ungewohnte Getümmel in der Mitternacht weckte die besorgte Sophie aus ihrem unruhigen Schlummer, und setzte sie bald noch mehr in Erstaunen, als sie die Ursache des Lärmens erfuhr. Zitternd eilte sie in den Saal, wo man eben dem Wesselenyi den Abschiedstrunk reichte, sank auf ihre Knie, und beschwor ihren Gatten unter einem Strome von Thränen, und bei ihrer alten und heißen Liebe, sie jetzt nicht zu verlassen, und in diesem schrecklichen Unwetter sein ihr so theueres Leben nicht auf das Spiel zu setzen. Wesselenyi war zwar bewegt, und es schien, als wollte sein Mund sich zum Geständniße öffnen; aber rasch unterdrückte er die Regung seines Herzens, reichte Sophien die Hand, und eilte hinab in den Schloßhof, um seine Reise anzutreten.

Wesselenyis sonderbares Betragen gegen Sophie hatte aber seinen Grund in einer heftigen Leidenschaft, welche ihn gegen die Maria Szetsi, der Tochter des mächtigen Grafen Georg Szetsi, dem Besitzer von Murany erfüllt hatte. Er sah dieses schönste aller ungarischen Mädchen jener Zeit, das dazu noch die Kraft und den Stolz des Mannes besaß, zuerst in Kaschau, und wenige Augenblicke waren hinreichend, ihn seine Pflichten vergessen, und sich zu ihrem unterwürfigen Sclaven zu machen. Maria war aber der Partei des Georg Rágóczy eifrig ergeben, sprach stets von der Wahlfreiheit des Landes, und der allgemeinen Einführung des reformirten Glaubens. Drei Dinge, die aber den Ansichten Wesselenyis ganz entgegen waren. Wollte er sich nun einst einige Hoffnung auf ihren Besitz machen, so mußte er ihre Ansichten theilen, und vor Allen von dem Könige Ferdinand abfallen. Da kämpften Pflicht und Liebe in seiner Seele einen harten Kampf, und vielleicht wäre er schon jetzt der Letztern auf Kosten der Erstern erlegen, hätte nicht Mariens Vater, der die heftige aber nicht zu billigende Neigung Wesselenyis zu ihr bemerkte, derselben dadurch ein schnelles Ende gemacht, daß er sie wider ihren Willen mit dem alten Stephan Bethlen vermälte. Dieser Schritt Mariens, daß sie nämlich seine Liebe einer Uebereinkunft preisgeben konnte, beleidigte den stolzen Ungar tödtlich, und so floh er mit zerrissenem Herzen auf seine einsame Burg zurück, wo er seine Gattin bleich und abgehärmt, und wie von einer schweren Krankheit kaum genesen fand.

Sophie hatte nämlich durch eine unbekannte Hand geschrieben, die Nachricht von dem Betragen ihres Mannes, und seiner unedlen Neigung zu Maria Szetsi erhalten. Wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, erschreckte nun diese Kunde ihr ohnehin gekränktes Herz, und da sie sich zugleich um die Liebe ihres Gemals völlig gebracht sah, so zog sie sich noch enger in sich selbst zurück, und weihte ihre ganze Zeit der Pflege ihrer Kinder und dem Gebete. In der Nähe des Schloßes befand sich auf einem hervor springenden Felsen über die dahin tosende Waag eine kleine Kapelle, der seligsten Jungfrau Maria zu Ehren aufgebauet. Dorthin wallfahrtete die betrübte Sophie fast täglich, um ihr kummervolles Herz vor der Gnadenmutter auszuschütten, und Trost und Beruhigung zu erlangen. Als sie eines Abends in das Schloß zurück kehrte, und sich ermüdet zu Bette legte, wurde sie im Traume in die Kapelle versetzt, wo sie die Mutter des Herrn von dem Glanze des Himmels umstrahlt und mit vielen Engeln umschwebt huldvoll auf sie nieder blicken sah, ihr Glück und Ruhe verheißend. Sophie erwachte von diesem himmlischen Traumgesichte wie neu gestärkt, und eilte ungeachtet der finstern Nacht und der gemachten Vorstellungen des darüber erstaunten Thorhüters mit bloßen Füßen zur Kapelle, wo sie im Dankgebete bis zum anbrechenden Morgen verweilte, und dann innerlich erquickt wieder in das Schloß zurück kehrte. Kaum hatte sie sich aber erschöpft zur Ruhe begeben, als ein freudiger Ruf die Ankunft des geliebten Herrn verkündete, der unverweilt in ihr Gemach eilte, und durch sein liebevolles Benehmen sein früheres abstoßendes Betragen wieder gut zu machen suchte. Die darüber entzückte Sophie erlangte bald ihr voriges blühendes Aussehen wieder, und ihre Ehe blieb nun bis zu ihrem Tode, der leider wenige Jahre nach dieser Begebenheit erfolgte, heiter und ungetrübt *).

*) In der Folge wurde die Burg Strecsen zerstört, und viele Jahre darnach fand man unter dem Schutte den Leichnam Sophiens unversehrt. Man brachte ihn nach Teplitz in eine Kapelle, wo er noch unversehrt liegt, und zwischen 3 bis 4 Jahren immer mit einem neuen schwarzen Seidenkleide umhüllt wird.

Während sich nun Wesselenyi seinem gerechten Schmerze über seinen unersetzlichen Verlust überließ, hatte Rágóczy bedeutende Vortheile über Ferdinands Feldherren erlangt. Seine Generale Gabriel Bakas und Paul Bornemissa waren über die Bergstädte bis Liptau vorgedrungen, Johann Kameny, ein anderer seiner Kriegsobersten hatte Kaschau entsetzt, die Stadt Szerentes den Kaiserlichen abgenommen, die polnischen Hilfstruppen aufgerieben, und den tapfern Puchheim, den besten Feldherrn Ferdinands in jener Zeit zum Rückzuge über Leutschau genöthiger. Nun eilte Wesselenyi nach Filek, um als Grenzhauptmann das Vordringen der Rágóczyschen Scharen zu hindern. Bei Onod vereinigte er sich mit Zrinyi, der die Kroaten, mit Barkotzi, der die Polen, und mit Puchheim, der die Deutschen kommandirte, und hier geschah auch die Schlacht, worauf Kemeny zum Rückzuge nach Siebenbürgen genöthiget wurde. Nachdem auf solche Art die Gefahr eines Einbruches des Rágóczy in Ungarn beseitigt war, gab General Puchheim dem Wesselenyi den Auftrag, das feste Schloß Murany zu erobern, das eine siebenbürgische Besatzung aufgenommen hatte, und deren Wegnahme dem Kaiser von großem Nutzen seyn mußte. Dieses Schloß, welches durch die Natur und Kunst fast unbezwinglich gemacht war, und welches 100 Jahre früher der tapfere Graf Niklas von Salm fruchtlos belagerte, wurde jetzt von keinem Manne, sondern von einem Weibe der Maria Szetsi vertheidigt, deren Gemal, der alte Bethlen bereits gestorben war. Den schönen schlanken Leib in einen Stahlpanzer gehüllt, die feurigen Augen von einem Helm beschattet, dem das üppige Haar in langen goldenen Wellen entquoll, erschien sie an der Spitze ihrer Getreuen wie die Göttin Pallas, und bewies bei jeder Gelegenheit einen bewundernswerthen Muth und Scharfsinn, ja eine, selbst von grauen Kriegern bewunderte Unerschrockenheit. In Wesselenyis Brust wogten bei der Umzinglung dieses Schloßes mancherlei sich widersprechende Gefühle. Noch immer liebte er wider seinen Willen die schönste aller Frauen, und haßte sie zugleich wegen seiner Verschmähung. Jetzt sollte er wider sie streiten, sie überwinden und vernichten, oder seinen alten Kriegsruhm einbüßen. So im Zweifel mit sich selbst schickte er einen Herold an die Kommandantin, um sie zur Uebergabe des Schloßes aufzufordern, worauf aber, zu seinem nicht geringen Aerger eine höhnende Antwort erfolgte. Nun sollten die Donnerbüchsen die unerschrockene Maria auf eine andere Meinung bringen; allein, die Tag und Nacht in Feuer gehaltenen Geschütze, konnten den festen Mauern keinen bedeutenden Schaden zufügen. Wesselenyi knirschte vor Wuth, daß er jetzt von einem Weibe beschämt werden sollte, und entschloß sich daher zu einem außerordentlichen Mittel. Er ließ nämlich Maria ersuchen, daß sie einem Boten, der zu ihr kommen werde, freien Abzug gestatten möge, sobald er sein Anliegen ihr vorgebracht haben würde, was sie auch zugab. Dieser Bote war Niemand anderer, als Wesselenyi selbst, der in Verkleidung zu ihr kam, um sie durch seine Beredsamkeit dahin zu bewegen, daß sie die Partei des Rágóczy verlasse, und die Festung Murany in seine Hände ausliefere. Als sich die Beiden nach so langer Trennung wieder erblickten und erkannten, raubte ihnen die Ueberraschung anfangs die Sprache, und nur die wechselnden Blicke redeten deutlich und schmerzlich; denn auch Maria konnte es sich nicht verhehlen, daß sie den schönen und tapfern Wesselenyi geliebt habe, und sein Bild noch im Herzen trage. Doch fruchtlos verschwendete Wesselenyi, sobald die erste Aufwallung vorüber war, all' seine feurige Beredsamkeit, Maria auf die Seite Ferdinands zu ziehen. Sie sprach nicht weniger feurig für Nationalfreiheit, Wahlrecht und Glauben, und Wesselenyi, der endlich das Fruchtlose seines Bemühens einsah, brach plötzlich schnell ab, zog ein Schreiben aus seinem Busen, und indem er ihr selbes mit einem vielsagenden Blicke vorlegte, entfernte er sich schnell, und ritt hastig in sein Lager zurück.

Maria öffnete das Schreiben, war aber darüber sehr überrascht, denn das Blatt enthielt nichts Anderes, als eine förmliche Bewerbung um ihre Hand von Seite Wesselenyis, welcher bedauerte, daß er sie, die er so innig liebe, nun bekriegen müsse, und daß es sein sehnlichster Wunsch gewesen wäre, die Königin der ungarischen Frauen seinem Vaterlande und sich selbst zu gewinnen. Maria war gerührt, die alte Liebe schlug schnell zur hohen Flamme empor, und in wenigen Minuten brachte ein Trompeter ihre Antwort an Wesselenyi, daß er, wenn sein Wille redlich sey, er allein um die Mitternachtsstunde zum Schloße kommen solle, wo er von einem hellerleuchteten Fenster eine Strickleiter herab hängend finden werde.

Wesselenyi stutzte zwar über diese sonderbare Zumuthung Mariens, und ihm schwebte die Größe der Gefahr und seiner Verantwortlichkeit vor Augen, wenn sein Unternehmen den Soldaten bekannt werden, oder von feindlicher Seite eine List Statt haben sollte; dennoch gab er aber nach eini-

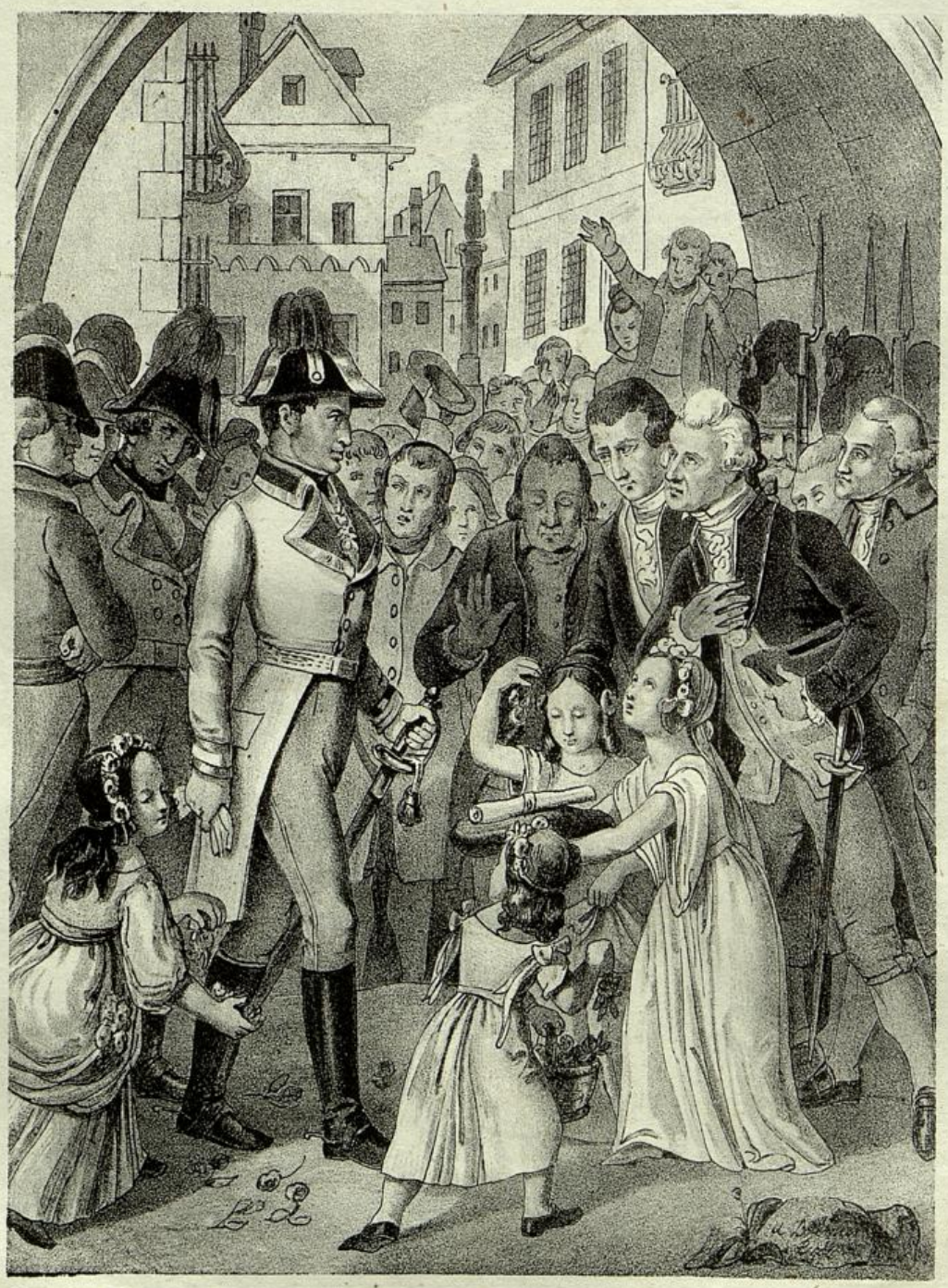
gen Nachsinnen dem Boten die Antwort, daß er sich zur bestimmten Stunde auf der bezeichneten Stelle einfinden werde. Als nun die Mitternacht ihren schwarzen Schleier um die Erde ausgebreitet hatte, schlich Wesselenyi, nachdem er die äußersten Vorposten besucht hatte, zu dem erleuchteten Burgfenster, bestieg die Strickleiter, und befand sich bald in einem kleinen Gemache, wo er aber plötzlich von vermummten Männern rückwärts gepackt, und ungeachtet seiner wüthenden Gegenwehre zu Boden geworfen, und an Händen und Füßen gebunden wurde. Eine hohle Stimme bedeutete ihm nun, daß er noch eine Stunde Bedenkzeit habe, wo er entweder zu der Partei des Rágóczy übergehen, oder im Weigerungsfalle sterben müsse. In Wesselenyis Brust kochte Scham und Rache, und würdigte also dem Sprecher keiner Antwort. Endlich verstrich die schreckliche Stunde, und unter einem großen Gerassel öffnete sich die Thüre eines geräumigen Saales, der mit Fackeln erhellet, und mit gewappneten Männern angefüllt war, aus deren Mitte der Henker mit einem blitzenden Schwerte hervor trat. Der erste Sprecher wiederholte seinen Antrag wegen des Abfalls, und sicherte ihm sodann Mariens Hand zu. Allein Wesselenyi rief: »Ich habe blindlings auf das Wort einer Heldenfrau vertrauet, und nun sehe ich mich verrathen. Nie aber werde ich mein Leben durch einen Eidbruch erkaufen. Hier ist mein Kopf,« und nach diesen Worten senkte er sich auf die Knie, und streckte dem Henker seinen Nacken hin. Allein in demselben Augenblicke stürzte Maria auf ihn zu, fiel in seine Arme, und sprach gerührt: »Wesselenyi, Du hast gesiegt, und ich bin überwunden. Hand und Herz sind Dein, und mit ihm das Höchste, meine Freiheit. Mit mir ist diese Burg zu Deines Königs Dienst!« Betäubt und zitternd lag Wesselenyi jetzt in den Armen des schönsten Weibes, seine Fesseln fielen von ihm, und ehe noch das Morgenroth die Zinnen der Burg Murany beschien, waren bereits in der Stille die kaiserlichen Scharen durch ein geheimes Thor eingezogen, und hatten die siebenbürgische Besatzung überwältigt. Noch am nämlichen Tage wurde die Vermälung in dem Schloße gefeiert, und die Gefangenen, den murrenden Hauptmann an der Spitze zogen ohne Waffen nach Siebenbürgen, um dem Rágóczy den Abfall des festen Schloßes Murany zu seinem innigsten Schmerze zu hinterbringen.

Wesselenyi stieg nun von Stufe zu Stufe. Kaiser Ferdinand III. erhob ihn zum Reichsgrafen und Erbherrn von Murany. Er wurde königlicher Statthalter in Ober-Ungarn, und nach dem Tode des Palffy von Erdöd, erhob ihn Kaiser Leopold I. zum Palatin von Ungarn. Zuletzt erhielt er noch den Orden des goldenen Vließes.

Da kam jene für Ungarn so unheilvolle Zeit, wo die obersten Reichswürdenträger eine Verschwörung wider das Leben des Kaisers Leopold anspannen. Dadurch, daß dieser die Festung Leopoldstadt in Ober-Ungarn aufbauete, und die Grenzfestung Ungarns mit deutschen Völkern besetzte, die darin gar übel hauseten, glaubten viele der angesehendsten Magnaten, daß der Kaiser ihre völlige Unterdrückung beabsichtige, während derselbe alles dieses bloß zum Wohle Ungarns in der drohenden Türkengefahr veranstaltete. Der Ban von Kroatien Graf Peter Zrinyi, der General-Kapitän von Ober-Ungarn, Namens Franz Csaky, ferner Stephan Tököly, und Franz Nádásdy schlossen zu Neusohl einen verrätherischen Bund wider den Kaiser, und die unruhige Maria Szetsi verwickelte ihren Gemal unglücklicher Weise mit in dieses Komplott. Ihre Absicht war nach der Ermordung des Kaisers Ungarn wieder zu einem freien Wahlreiche zu machen, und die Rechte des Adels zu erhöhen. Wesselenyi erschrack, als er die Größe und Abscheulichkeit dieses Unternehmens gegen seinen Herrn — der ihm so wohlwollend war, und so hoch ausgezeichnet hatte — vollkommen durchschauete, und in dem verzweiflungsvollen Ringen zwischen der Pflicht, den Hof zu warnen, der Unmöglichkeit, die Verschwörung in ihrem Keime zu ersticken, und der Gefahr Gattin und Freunde dem Schaffote zu überliefern, verzehrte ihn der Schmerz. Er floh von Neusohl hinweg; allein auch Maria wie eine Lady Macbeth folgte ihm nach, und so kam er bereits todtkrank nach Deutsch-Liptsche, wo er am 28. März 1667 kaum 60 Jahre alt starb.

Maria wurde nach der Bestrafung der Verräther in der Burg Murany vom Herzoge Karl von Lothringen belagert, und zur Uebergabe genöthigt, worauf sie bis zu ihrem Tode in gefänglicher Haft blieb. Sicher hat Wesselenyi mit ihr Ehre und Würden, Sieg und Ruhm, aber nicht jene Seelenruhe erhalten, die er an der Seite seiner frommen Sophie genossen hatte.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK



Vaterländische Immortellen von Ziegler.

Der Einzug des Erzherzogs Karl

zu Amberg in Baiern.

Jahr 1797.

Der letzte Kampf, den Oesterreich in neuester Zeit mit Frankreich führte, dauerte mit kurzen Unterbrechungen 23 Jahre, nämlich von 1792 angefangen bis 1815. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, in welchem zwei gewaltige Reiche oft blutig mit einander rangen, und sich schwer zu heilende Wunden schlugen, bis endlich Oesterreich, dieser starke Schild des Glaubens und der Gerechtigkeit als Sieger von dem Kampfplatze abtrat.

Die Ursache dieses so langen und in der Geschichte ewig denkwürdigen Krieges, in welchen im Verlaufe der Zeit fast alle Völker Europas mit verflochten wurden, war die französische Revolution, eine Umwälzung, die Frankreichs innerstes Wesen erschütterte, und nach der Zerfleischung seiner eigenen Söhne, ihr blutiges Schlangenhaupt auch weit über seine Grenzen trug.

Wohl mag, so lange die Erde steht, keine Revolution den Karakter der Wildheit und Grausamkeit in einem so großen Grade an sich getragen haben, wie die französische; auch keine von so langer Dauer, und in seinen Folgen so verderblich und schrecklich gewesen seyn. Dasjenige, was den Völkern seit Jahrtausenden ehrwürdig und heilig war, die Religion und Gesittung hat sie mit ihrem eisernen Zepter zu vernichten gesucht, und den uralten Königsthron mit bleiernen Füßen zertreten. Durch sie wurde die ganze früher bestandene Ordnung der Dinge umgestürzt und neue wunderbare Erscheinungen hervor gebracht, die ihre Wirkungen auch noch in spätere Zeiten erstrecken sollten, bis sie endlich von ihren eigenen Flammen aufgezehrt in Asche zusammen sank.

Den Grund zu dieser schrecklichen Umwälzung in Frankreich hatte schon König Ludwig XIV. gelegt. Sein unersättlicher Ehrgeiz und seine Ländersucht, die ihn stets nach fremden Besitzthum lüstern machte, und der dadurch verursachte außerordentliche Geldaufwand hatte die Kräfte des Volkes in endlosen Kriegen erschöpft. Als er sein Haupt zum Sterben neigte (1715), hatte er den Schmerz zu sehen, daß alle seine hochfliegenden Plane einen schimpflichen Ausgang genommen, und seine Unterthanen ihr Gut und Blut fruchtlos seinem Eigensinne und seiner Leidenschaft aufgeopfert hatten. Als sein Urenkel und Nachfolger (denn alle seine Kinder waren ihm im Tode voran gegangen) Ludwig XV. im Jahre 1715 den französischen Thron bestieg, waren bereits die Staatsschulden auf ungeheuere Summen gestiegen, zu deren Tilgung man den gemeinen Ständen des Reiches große und drückende Abgaben auflegen mußte. Es wäre also jetzt die dringendste Aufgabe des neuen Regenten gewesen, durch eine klug eingeführte Sparsamkeit und eine geregelte Steuereinführung diesem großen Uebel des Staates abzuhelfen; allein Ludwig XV. war dazu keineswegs der Mann. In seiner langen, fast 60jährigen Regierung geriethen die Finanzen in einen immer kläglicheren Verfall, Buhlerinnen vertheilten Aemter und Würden nach Laune, und verschwendeten den Staatsschatz in der Befriedigung ihrer Eitelkeit; den Rest endlich theilten unter sich ihre Günstlinge, und so wurde der stets geldbedürftige Hof immer mehr genöthigt zu neuen und drückenderen Steuerauflagen seine Zuflucht zu nehmen. Handel und Schifffahrt geriethen in gänzlichen Verfall; eben so traurig stand es auch mit der Marine und der Armee, deren Sold nicht einmal regelmäßig bezahlt werden konnte. Was aber dem Lande am meisten Schaden verursachte, war die große Sittenlosigkeit des Hofes, welche auch die niedern Stände des Volkes ansteckte, die nun nur mit Geringschätzung von Religion und Sitten sprachen. Eine Menge von Schriftstellern bemüheten sich Irrlehren unter dem Volke zu verbreiten, und das Ehrwürdigste lächerlich zu machen; zugleich aber auch die Laster des Hofes und des Adels in ihrer Blöße darzustellen,

und die Völker aufmerksam zu machen, daß sie nur blinde Werkzeuge in der Hand jener Begünstigten seyen, und ein Recht hätten sich den Befehlen und Anmaßungen derselben zu entziehen. Die berühmtesten jener Schriftsteller waren Voltaire, welcher die Religion und Sittlichkeit zur Zielscheibe seines Witzes machte, so wie Rosseau, der die Fundamente der Staatsverfassung angriff, und Freiheit und Gleichheit aller Menschen predigte. Alle diese Schriften wurden mit Begierde gelesen, und vorzüglich stark wirkten die Grundsätze, welche Rosseau aufstellte, in der Masse der geringeren Stände, die mit Neid jene begünstigten Menschenklassen betrachtete, und mit Haß wider ihren schwer zu ertragenden Hochmuth erfüllt wurde. Der Same zu einer Revolution war also schon längst gestreuet, und es bedurfte nur einer günstigen Gelegenheit, um solchen zu einer verderblichen Frucht empor sproßen zu sehen.

So stand die Lage des Reiches, als Ludwig des XV. Enkel, der unglückliche Ludwig XVI. den bereits in seinen Grundfesten erschütterten Thron bestieg. Ganz Frankreich wendete das Auge sehnsuchtsvoll auf den jungen liebenswürdigen Fürsten, welchen es den Ersehnten nannte, und gab sich der schönen Hoffnung hin, durch seine Hand die Wunden geheilt zu sehen, die seine beiden Vorfahren geschlagen hatten. Allein Ludwig XVI. war dieser Riesenarbeit nicht gewachsen. Ein Prinz voll Bescheidenheit und Güte, der es mit dem Wohle Frankreichs gewiß aufrichtig meinte, im Besitze von tausend liebenswürdigen Eigenschaften, die ihn bei günstigeren Verhältnissen zum Abgotte Frankreichs gemacht hätten, fehlte ihm jene Energie und jener Scharfblick, der den Chaos, in welchem die Schuldenlast Frankreichs bereits gestürzt war, entwirren konnte, so wie jene Ausdauer und Strenge, die rücksichtslos in diesem Augenblicke nöthig gewesen wäre.

Wie unter den vorigen Regierungen, so war auch unter Ludwig dem XVI. der Hof prachtliebend und verschwenderisch, und den König mit seiner liebenswürdigen Gemalin Antoinette, eine österreichische Prinzessin, ausgenommen, der alten Sittenlosigkeit ergeben. Die Last der Schulden häufte sich von Tag zu Tag, die beliebte Steuervermehrung, die bloß die arbeitende und arme Klasse der Einwohner traf, während der hohe Adel und die Geistlichkeit fast nichts entrichteten, gestattete schon keine weitere Anwendung mehr, das Murren des Unwillens und der Unzufriedenheit ging bereits wie ein dumpfer Donner durch's ganze Land, als sich Ludwig, durch seine bei dem Volke nicht beliebten Minister noch zu einem äußerst kostspieligen Seekrieg wider England verleiten ließ, das mit dem nach Freiheit und Selbstständigkeit ringenden Nordamerika im Kampfe lag, um die Freiheit des Letzten erkämpfen zu helfen. Zwar gelang diese Absicht Frankreichs, und die nordamerikanischen Freistaaten erreichten durch Frankreichs Unterstützung ihren beabsichtigten Zweck viel früher, als es sonst mit ihnen der Fall gewesen wäre; allein diese letzte und ungeheure Anstrengung hatte den französischen Finanzen den Todesstoß gegeben, den auch der kräftigste und einsichtsvollste Monarch jetzt nicht mehr hätte abwehren können. Ludwig XVI., der Amerika die Freiheit gab, verlor dabei seine eigene, und die anfängliche Liebe des Volkes, zu ihm verwandelte sich jetzt in Haß oder Gleichgiltigkeit, was zur Folge hatte, daß er endlich mit dem Tode seine eigenen, und die Fehler seiner Vorfahren büßte.

Es ist hier nicht die Absicht eine gedrängte Darstellung der französischen Revolution zu geben, die in ihren Hauptmomenten ohnehin jedem gebildeten Leser bekannt ist, sondern nur auf jene Folgen hinzuweisen, die unmittelbar daraus für Oesterreich entsprangen. Auch bietet die französische Revolution bald nach ihrem Beginne nur ein blutiges Bild entfeßelter Leidenschaften dar, wo das Mordbeil der Gillotine geschäftig war, Tausenden von Unglücklichen das Leben zu rauben. Jeder Kampf der Parteien endete mit dem tragischen Untergange der Besiegten, und stellt ein Bild der ewigen Unruhe, der Angst und des Schreckens dar, der wie ein Gespenst in den dunkelsten Winkeln eindrang, wobei der fühlende Mensch die traurige Bemerkung machen muß, daß selbst die ärgste Tyrannei noch eine Wohlthat im Vergleiche zu jenen sogenannten Regierungen ist, die aus dem Schooße der Volksleidenschaft entstehen, und wo ehrgeizige, habsüchtige, schwelgerische und rachsüchtige Männer am Ruder sitzen, und das willenlose Volk zum Werkzeuge ihrer wüthenden Leidenschaften benützen. Die Namen eines Mirabeaus, Lafayettes, Pethions, Marats, Robespierres, Dantons, Heberts, Couthons, Collot d'Herbois, Barras u. a. m. werden immer ein Schandfleck in der Geschichte der Menschheit bleiben.

Die Bestrebungen der Revolutionsmänner erstreckten sich aber weit über die Grenzen Frankreichs. Nicht dieses allein sollte den höllischen Segen ihrer Meinungen genießen, auch alle Völker Europas sollten von ihrer Wuth angesteckt und ihrer beklagenswerthen Freiheit und Gleichheit theilhaftig werden.

Sie sendeten deßhalb in alle Staaten Emissäre, die den Königsmord und den Umsturz der bestehenden Verfassungen predigen, und die Völker ihres beweinenswerthen Glückes theilhaftig machen sollten. Mit geheimen Ingrimm mußten sie aber bemerken, daß das ehrwürdige Habsburg ihrem schändlichen Bemühen einen undurchdringlichen Damm entgegen setzte, und die Herrscher der übrigen Staaten auf die ihnen so nahe Gefahr aufmerksam machte. Ein solches Widerstreben konnte nach der Ansicht der rasenden Jakobiner nur mit Blut gerochen werden, daher wurden die nöthigen Anstalten getroffen, die Völker mit den Waffen zu zwingen, ihr sanftes Joch und ihre kosmopolitischen Meinungen anzunehmen. Krieg gegen Habsburg war also plötzlich das Losungswort der sogenannten Freiheits- und Gleichheitsverfechter, Krieg gegen den deutschen Adler, der mit seinen scharfen Blicken Germaniens Grenze und den alten Rhein bewachte. Schon am 20. April 1792 wurde die Kriegserklärung von dem französischen Convent an Oesterreich eröffnet, welches nunmehr durch 23 Jahre den blutigen Riesenkampf mit einem entarteten Geschlechte zu bestehen hatte, und nach mancher überstandenen schweren Probe zuletzt die moralische Weltregierung rechtfertigte.

Das blutige Schauspiel eröffnete sich zuerst am Rhein und in den Niederlanden, wo das Kriegsglück den republikanischen Neufranken günstig war. Bei Altenhofen und bei Neerwinden erfochten sie ihre ersten Siege. Ganz Frankreich glich damals einem großen Lager, nachdem Hunderttausende von Händen rastlos an der Verfertigung von Waffen und anderen Kriegsbedürfnißen arbeiteten. Zudem sendete die Nation durch Robespierres Schreckensworte elektrisirt, daß jeder Bürger bei sonstiger Todesstrafe Soldat seyn müsse, aus ihrem Schooße in unglaublich kurzer Zeit 13 Armeen wider Spanien, Sardinien, Toskana, Deutschland, Holland, Preußen und England, und errang fast fabelhaft scheinende Siege, während noch überdieß in der Vendee ein entsetzlicher Bürgerkrieg wüthete. Durch die Schlachten von Turnay und Charleroi, vorzüglich aber durch Jourdans Sieg bei Fleury wurde der Fall der österreichischen Niederlande herbei geführt; aber auch der Henker Frankreichs, der blutdürstige Robespierre empfing in demselben Jahre auf der Gillotine seinen wohlverdienten Lohn. Jetzt traten Toskana, Spanien und Preußen von dem Kriegsschauplatze ab, welcher letztere Staat die Basel einen Separatfrieden mit Frankreich schloß, und durch die Aufstellung einer Demarkationslinie das Interesse des nördlichen Deutschlands von jenem des südlichen trennte. Oesterreich war nun ganz auf seine eigenen Kräfte beschränkt, beschloß aber dennoch den Kampf mit seinem siegreichen Nachbar allein fortzusetzen, und das Interesse des südlichen Deutschlands zu wahren. Im September 1795 erklärte es den Krieg an Frankreich, und noch in diesem Jahre weheten am Rhein und am Po siegreich die kaiserlichen Fahnen. Hierauf folgte das Jahr 1796 und mit diesem eine ganz ungewöhnliche Erscheinung am Kriegsschauplatze, nämlich der General Buonaparte.

Aus einem weder sehr ansehnlichen noch reichen Geschlechte in Korsika entsproßen, erhob den unbedeutenden Lieutenant die französische Revolution bald zu der Stelle eines Oberfeldherrn, beehrte ihn sodann mit der höchsten Staatswürde, nämlich dem Konsulate, worauf er aber seine Beschützerin selbst unterdrückte, und von einem ungewöhnlichen Glücke begünstiget, das durch seine Siege übermächtig gewordene Frankreich zum ersten Kaiserthume von Europa erhob. Dieser war der Mann, den die Vorsehung bestimmt hatte, das wankende Schicksal Frankreichs festzustellen. Er schuf durch seine bis dahin ungewöhnlichen Manövers eine neue Kriegskunst, häufte Siege auf Siege, führte seine Soldaten bis in die fernsten Gegenden des Abendlandes, stieß Throne um, und errichtete neue dafür. Nachdem er aber auf dem Glanzpunkte seiner Höhe übermüthig geworden das Schicksal selbst heraus gefordert hatte, stürzte ihn der gerechte Richter der Welten wieder von seiner Höhe herab, zur ernsten Mahnung der Mächtigen, die auf einem andern Grunde als jenem der Religion die Welt mit einem eisernen Zepter beherrschen wollen.

Seinen ersten Sieg erfocht Buonaparte bei Montenotte (1796), einem piemontesischen Dorfe in der Provinz Alba, und schon 2 Tage später wurde durch die Schlacht bei Milesimo der Fall der Lombardei herbei geführt. Wie im raschen Fluge durchzog er nun siegreich einen großen Theil von Mittel-Italien, überall Schätze und ungeheuere Kontributionen mit sich fortschleppend. Schon im August war er wieder in der Lombardei, wo er am 3. bei Lonado und am 5. bei Castiglione siegte, und in der 3tägigen mörderischen Schlacht bei Arcole schöne Proben seines Feldherrngenies wie seiner persönlichen Tapferkeit ablegte. Durch seinen Sieg bei Rivoli endlich (1797) fiel das ganze österreichische Italien bis auf Mantua, welches der alte brave Wurmser vertheidigte, in die Hände der Franzosen, jedoch auch diese Festung mußte sich durch Hunger und Seuchen gezwungen, an Buonaparte ergeben.

Ganz Europa erstaunte über den Siegeslauf dieses jungen kaum 26jährigen Helden, der früher in der großen Welt völlig unbekannt war, und nun wie ein Homo novus (neuer Mensch) aus der Masse der Menschen auftauchte, und die erfahrendsten und gewandtesten Kriegsführer durch neue und überraschende Kombinationen in Verlegenheit und Nachtheil bringen sollte; der durch die Schnelligkeit und Schlauheit seiner Operationen dem erschreckten Gegner kaum Zeit zur Besinnung übrig ließ, und durch seine Kühnheit jede Bedenklichkeit der Seele überwand. Wahrscheinlich hätte ein anderer Feldherr wie Buonaparte nach der völligen Eroberung des österreichischen Italiens sich mit diesem Königreiche, das in so kurzer Zeit in seine Hände fiel, begnügt, und den Eindrang in das Herz von Oesterreich mit Recht gescheuet; allein Buonaparte unterschied sich dadurch vortheilhaft von dem berühmtesten österreichischen Generale des 18. Jahrhunderts, dem Prinzen Eugen, der nach dem Siege bei Malplaget (1709), wo er das letzte französische Heer unter dem Marschalle Villars geschlagen, und Frankreichs letzte Kraft gebrochen hatte, großes Bedenken, ja eine gewisse Scheu trug, dem geschlagenen Feinde rasch nachzufolgen, in das offene und wehrlose Frankreich einzudringen, und in Paris dem länderraubenden Ludwig dem XIV. den Frieden vorzuschreiben. Buonaparte benützte aber seine Siege und erhöhete dadurch das Zutrauen seiner Krieger zu ihm. Er drang zu Anfang des Jahres 1797 in Tirol und Steiermark vor, und war bereits bis Bregenz gekommen, während die beiden französischen Generale Moreau und Jourdan, welche die Armeen in Deutschland kommandirten, und zwar der Erste bereits bei Regensburg, der Andere aber bei Amberg standen. Es war ein kritischer Augenblick für Oesterreich; denn würde es diesen 3 Generalen gelingen, die mit ihren siegreichen Truppen in so großer Nähe standen, sich zu vereinigen, so wäre das Schicksal Oesterreichs schon in diesem Jahre zu seinem größten Nachtheile entschieden. Nun übernahm aber der große Kriegsheld Erzherzog Karl, der älteste Bruder des Kaisers Franz, den Oberbefehl in Deutschland, und rettete Oesterreich in dem entscheidendsten Augenblicke. Durch einen kühnen Uebergang über die Donau bei Ingolstadt täuschte er den ihm gegenüber stehenden Moreau, und wendete sich schnell gegen Jourdan, der bereits in der Oberpfalz stand. Es war keine Zeit zu verlieren, um nicht den gefährlichen Moreau aus seinem Irrthume kommen zu lassen, und schon am 22. August 1797 griff der Erzherzog zuerst bei Teining und Neumark den General Jourdan an, drängte ihn zurück, und brachte ihm zuletzt bei Amberg eine völlige Niederlage bei (24. August), wodurch Deutschland gerettet, und Moreau, um nicht abgeschnitten zu werden, zu einem beschwerlichen Rückzuge bis über den Rhein gezwungen wurde, den er auch meisterhaft ausführte. Alles athmete jetzt wieder freier, denn die Neufranken hatten die Länder, durch welche sie durchgezogen waren, durch Raub und Plünderung hart mitgenommen. Als der Erzherzog einen Tag nach der Schlacht in Amberg einzog, offenbarte sich die Stimmung des Volkes auf eine unzweideutige und herzliche Weise, und der Jubel über Deutschlands Befreiung von dem drückenden Fremdlingsjoche war unbeschreiblich. Tausende von Stimmen begrüßten ihn als den Erretter von Deutschland, der Magistrat dieser Stadt zog ihm feierlich entgegen, und junge Mädchen streueten Blumen auf seinen Weg, von welchen eines derselben dem 24jährigen Helden ein eigenes auf diesen Sieg verfaßtes Gedicht überreichte, welches der Erzherzog auch mit bezaubernder Anmuth aufnahm. Nun verfolgte er aber auch seinen Vortheil ähnlich dem Beispiele seines Gegners Buonaparte rastlos, und erreichte schon am 3. September den Feind bei Würzburg, den er jetzt zur Annahme einer Schlacht nöthigte, die auch zu seinem größten Verderben endete, und worauf sodann bei Limburg die letzte Schlacht mit Juordan in Deutschland erfolgte, der mit wilder Hast den Rhein zu gewinnen strebte. Auf diese Art säuberte der edle und tapfere Prinz binnen wenigen Wochen ganz Deutschland von dem lästigen Feinde, und es ist wirklich zu bedauern, daß er seine über ihn erfochtenen Siege nicht völlig benützen konnte, indem Buonaparte durch sein rasches Vordringen in Steiermark seine Anwesenheit in dieser Gegend nothwendig machte. Indessen bot aber Buonaparte nach wenigen Gefechten und bei dem Umstande, daß er sich im Rücken durch den Aufstand der Tiroler und Venetianer ernstlich bedroht sah, seine kritische Lage wohl erkennend, bereitwillig die Hand zum Frieden, worauf die Präliminarien in der Stadt Leoben unterzeichnet wurden. Buonaparte zog hierauf seine Truppen aus ganz Innerösterreich zurück, und der Friede zu Campo formio am 17. Oktober 1797 beendigte den ersten blutigen Kampf Oesterreichs mit Frankreich.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Vaterländische Immortellen von Ziegler. 130.

Der Erzherzog Karl

in der Schlacht bei Aspern.

Am 22. Mai 1809.

Im Jahre 1808 mußte das Kabinet von Wien mit Schmerz und Unwillen sehen, wie Napoleon durch sein Verfahren gegen Spanien und den Papst die Absicht an den Tag legte, daß er seine Größe nur in der Vertilgung aller selbstständigen Staaten begründet glaubte, und daß gegen dieses letzte Ziel des Gewaltigen weder Nachgiebigkeit noch Bündniße, sondern bloß Macht zu schützen vermöge.

In Spanien saß damals der König Karl IV. auf den Thron, ein Regent ohne besondere Fähigkeiten, der sich gänzlich von seinem Günstlinge, dem sogenannten Friedensfürsten Godoy lenken ließ. Dieser hatte eine Abneigung gegen den Kronprinzen Ferdinand gefaßt, und ihn einer Verschwörung wider seinen Vater beschuldigt, als hätte dieser die Absicht, ihn von dem Throne zu entfernen. Napoleon war damals so mächtig, daß Beide, Vater und Sohn, und auch der Friedensfürst Godoy um seinen schiedsrichterlichen Ausspruch baten. Napoleon benützte sogleich diese Gelegenheit, ließ große Truppenmassen nach Spanien einrücken, und zwar unter dem Vorwande, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten, im eigentlichen Grunde aber, um den spanischen Thron für sich zu behalten, was ihm in der That auch gelang, indem er den Prinzen Ferdinand so wie seinen Vater nach Bajonne lockte, sie dort als Gefangene bewachen, und Beide sodann nach verschiedenen Plätzen abführen ließ, worauf Karl IV. bald zur Thronentsagung beredet wurde, den nun Napoleons Bruder Joseph bestieg.

Was den römischen Staat betrifft, dem damals Pius VII. als Papst vorstand, hatte Napoleon dessen Untergang bereits einige Jahre früher beschlossen, konnte diesen Entschluß aber erst nach der Besiegung Preußens in Erfüllung bringen. Schon seinem Vorfahrer, dem unglücklichen aber standhaften Papste Pius dem VI. hatte der damalige General Buonaparte im Friedensschluße zu Toledino die Provinzen Romagna, Bologna und Ferrara abgenommen, und von ihm ungeheuere, ja fast unerschwingliche Kontributionen gefordert. Dieses Aussaugungssystem dauerte von jener Zeit an ununterbrochen fort, bis es endlich der französische Kaiser dem Interesse Frankreichs angemessen fand, die noch übrigen Besitzungen des Papstes dem Kaiserthume einzuverleiben, und dessen weltliche Herrschaft völlig aufzuheben, indem er behauptete, daß alle die Besitzungen der Päpste in Italien von einer Schenkung der fränkischen Majordome herstammen, und also dem Reiche wieder zurück erstattet werden müßten. Zudem schicke es sich auch für den Bischof von Rom, dem unmittelbaren Nachfolger Petri nicht, ein weltliches Reich zu verwalten. Das Dekret von der völligen Einziehung des Kirchenstaates dadirte Napoleon aber erst während seines Aufenthaltes zu Wien im k. k. Lustschloße Schönbrunn am 17. Mai 1809, und ließ hierauf den protestirenden Papst, so wie früher seinen Vorfahren Pius den VI. (1798) als Gefangenen nach Frankreich abführen.

Diese eigenmächtigen und gewaltthätigen Schritte Napoleons mit zwei souverainen Staaten zeigten deutlich an, daß er gesonnen sey, eine Universalmonarchie zu gründen, und daß er zur Erreichung dieser Absicht kein Mittel verschmähe, wäre es auch noch so ungerecht. Oesterreich, welches als ehemaliger Repräsentant des deutschen Reiches die Verpflichtung auf sich hatte, den römischen Stuhl zu schützen, zugleich auch mit Spanien einst in Blutverwandtschaft stand, und dieses schöne Reich mit Ruhm und Glück beherrscht hatte, endlich nach seinem eigenen bereits erfahrenen Schicksale seiner Zukunft von Seite des französischen Kaisers fast gewiß seyn konnte, hielt es nun am Angemessendsten, dem Ländervertilger den Fehdehandschuh selbst vorzuwerfen, und erklärte dem französischen Kaiser den Krieg.

Bereits am 27. März 1809 erschien zu Wien ein Aufruf des Kaisers Franz an seine Völker, in welchem der Krieg als ein Akt der Selbsterhaltung bezeichnet war, und so verkündigte schon am 6. April 1809 Erzherzog Karl als Generalissimus durch einen Armeebefehl den Anfang des Krieges.

Napoleon hatte in Spanien bloß verwelkliche Lorbeern geerntet, denn obwohl er die Spanier in einer Hauptschlacht überwunden, und die Engländer, ihre Verbündeten zum Rückzuge aus der Halbinsel genöthigt hatte, so war doch der Erfolg seiner Siege in diesem Lande nicht von der Art gewesen, daß sie für ihn einen bleibenden Vortheil hervor gebracht hätten. Er lernte hier zum ersten Male den Kampf einer Nation kennen, die von Haß und Rachsucht wider ihn erfüllt war, und die gleich der lärnäischen Schlange ihr Haupt um so höher empor hob, je öfter sie durch französische Kriegskunst und Uebermacht in Nachtheil gebracht wurde. Ganz Europa sah mit Bewunderung auf diesen Freiheitskampf hin, und Napoleon, der befürchtete, daß der Stern seines Ruhmes in diesem Lande erbleichen könnte, fand bei den Rüstungen Oesterreichs eine schickliche Gelegenheit, das glühende Spanien zu verlassen, und die Fortsetzung des Kampfes daselbst, seinen Generalen anzuvertrauen.

Oesterreich hatte sich zu diesem Kriege außerordentlich gerüstet, denn es stellte eine Armee von mehr als 200,000 Mann auf. Außer dem Erzherzoge kommandirten noch Bellegarde, Kolowrat, Hiller, Hohenzollern, Jellachich, Rosenberg, Liechtenstein und der Erzherzog Ludwig, in Galizien aber der Erzherzog Ferdinand, durchaus kriegserfahrene und bei den Soldaten beliebte Männer. In Italien führte Erzherzog Johann den Oberbefehl, während der General Kienmayer die Reserve in Böhmen befehligte. Bevor die Hauptarmee die Grenzen Oesterreichs überschritt, erließ Kaiser Franz eine Proklamation an die Fürsten Deutschlands, in welcher er sie um ihren Beistand aufforderte, die aber erfolglos blieb, indem Baiern, und nach dessen Beispiel der ganze Rheinbund die Partei Napoleons ergriffen, mit Ausnahme Tirols, welches sich nach dem Aufrufe mit großem Erfolge wider Frankreich erhob. In dieser Beziehung konnten also nur Siege den Worten des Kaisers Eingang verschaffen; allein die Hoffnung zu denselben schlug bald, und zwar auf eine fürchterliche Weise fehl.

Die kaiserliche Armee hatte sich indessen äußerst langsam vorwärts gegen Regensburg bewegt, und war am 16. April in München eingezogen, während der König die Stadt verlassen hatte. Auch in Italien war Erzherzog Johann an dem nämlichen Tage bei Sacile glücklich, nachdem er hier den Vicekönig von Italien in einer sehr combinirten und hartnäckigen Schlacht in die Flucht schlug, und dadurch Gelegenheit bekam in Italien weiter vorzudringen. Aber die Ankunft Napoleons in Deutschland änderte schnell das bisherige Kriegsglück der österreichischen Waffen, und das erstaunte Europa mußte hier zum ersten Male sehen, wie Deutsche zur Unterdrückung der Deutschen, und leider auch ihrer eigenen Freiheit mit unglaublicher Wuth fochten. Als nämlich Napoleon am 18. April zu Ingolstadt angekommen war, erließ er gleichfalls eine Proklamation an die deutschen Heere, in welcher er ihrem Ergeize besonders dadurch schmeichelte, daß er sagte, er überlasse nur ihrer Tapferkeit allein den Sieg über die Gegner, und in der That fochten auch die Deutschen unter ihm mit besonderer Tapferkeit. In 5 Tagen, wo eben so viele mörderische Schlachten bei Thann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg vorfielen zwang er endlich den Erzherzog Karl mit dem Ueberreste des Heeres durch die Oberpfalz über Cham und Waldmünchen nach Böhmen zu retiriren, während Napoleon selbst geraden Weges nach Wien vorrückte, und diese Stadt nach einem kurzen Bombardement am 13. Mai 1809 zum zweiten Male besetzte. So besaßen also die Franzosen, 4 Wochen nach der Eröffnung des Feldzuges wieder diese alte Kaiserstadt, und Napoleon erließ von seinem Hauptquartiere zu Schönbrunn Befehle zur Auflösung der Landwehre, worin er den Officieren, die binnen 14 Tagen nicht in ihre Heimat abgehen würden, mit der Abbrennung ihrer Häuser und der Einziehung ihres Vermögens drohte, dann einen Aufruf an die ungarische Nation, worin er sie einlud, ihren Verein mit Oesterreich zu lösen, und einen König nach eigener Wahl aus ihrer Mitte zu erheben, um dann im Bunde mit Frankreich eines ewigen Friedens, einer ungestörten Handelsverbindung und sicheren Unabhängigkeit theilhaftig zu werden, welchen beiden sonderbaren Zumuthungen Napoleons aber keineswegs Folge geleistet wurde.

Indessen hatte Erzherzog Karl seine geschwächte Armee in Böhmen wieder ergänzt, und war mit ihr in die Ebenen des Marchfeldes herab gezogen, wo er sich am linken Ufer der Donau im Angesichte der Hauptstadt lagerte, und zwar in der Absicht, den Feind anzugreifen, wenn er das jenseitige Ufer überschreiten sollte. Diese Stellung gestattete auch dem Erzherzoge, der noch im ruhigen Besitze von Böhmen, Mähren und Ungarn war, seine Streitkräfte zu concentriren, und einen Kampf zu erneuern, dem der wachsende Aufstand in Tirol eine für das französische Heer ungünstige Wendung geben konnte. Allein eben diese Betrachtung bewog auch Napoleon seine Angriffsoperationen fortzusetzen, ohne erst

die Ankunft der Armee aus Italien abzuwarten und über die Donau zu gehen, um dem Erzherzoge eine entscheidende Schlacht zu liefern.

Der Erzherzog Karl, der aber diesen Angriffsplan vorhersah, war entschlossen in seiner bereits gewählten Stellung den Feind zu erwarten, und zur Eröffnung des Kampfes jenen Augenblick zu benützen, wo Napoleon seinen Uebergang über den Fluß bewerkstelligen würde, weil ein solcher Uebergang im Angesichte eines erfahrenen und tapfern Feindes zu den schwierigsten und gefährlichsten Operationen des Krieges gehört.

Ungefähr zwei Stunden unterhalb Wien, gegenüber von Ebersdorf, trennen zwei Inseln die Donau in drei Arme, und nach dem Befehle Napoleons sollten jetzt über dieselben drei Brücken geschlagen werden. Am 18. Mai, nachdem die nöthigen Materialien gesammelt waren, setzten die Franzosen auf Booten auf die Insel Lobau über, die so groß ist, daß sie füglich zu einem Waffenplatze verwendet werden kann. Schon am folgenden Tage wurden die Brücken über den ersten und zweiten Arm vollendet, und am 20. Mai verband eine dritte Brücke die Insel Lobau mit dem Marchfelde, worauf die Divisionen Molitor, Lasalle und Boudet während der Nacht über den Fluß gingen, und die Dörfer Eßling und Aspern besetzten, die als gute Stützpunkte zur Deckung des Ueberganges der übrigen Divisionen dienten.

Den 21. fuhren die französischen Truppen fort auf das linke Ufer überzusetzen, der Erzherzog Karl hatte aber beschlossen die Franzosen nicht eher anzugreifen, als bis ein großer Theil derselben sich auf dem linken Ufer befinden würde, weil bereits eine geheime Vorkehrung getroffen war, die schwachen Brücken, welche die Verbindung der Franzosen mit dem jenseitigen Ufer unterhalten sollte, bei günstiger Gelegenheit zu vernichten, und somit den Feind in eine gefährliche Lage zu versetzen.

Ungefähr 40,000 Franzosen mochten bereits an diesem Tage das Marchfeld betreten haben, als der Erzherzog um 4 Uhr Abends das Zeichen zum Angriffe gab, und mit seiner auf 80,000 Mann berechneten Armee und mit 200 Kanonen gegen die französische Armee vorrückte, die ihren rechten Flügel an das Dorf Eßling, den linken aber an das Dorf Aspern lehnte. Es erfolgte nun ein heftiger Kampf, der auf beiden Seiten mit ungemeiner Tapferkeit geführt wurde. Die Franzosen stritten um ihren alten Waffenruhm, die Oesterreicher, durch den Anblick ihrer in Feindes Hand befindlichen Hauptstadt begeistert, für die Freiheit ihres Vaterlandes von dem Joche des Fremdlings. Zehn Mal wurde Aspern gestürmt, jetzt gewonnen, jetzt wieder verloren, bis es endlich in dem Besitze der Oesterreicher blieb. Es war der erste ächt nationale Kampf, den Napoleon in Deutschland zu bestehen hatte, und aus welchem er schon damals hätte abnehmen können, wie ungeheuer der Unterschied ist, ob man Völker, oder bloß deren Könige zu Feinden habe. Die Nacht allein beendete die Schlacht, nach welcher sich beide Theile den Sieg zuschrieben.

Während derselben standen sich die beiden Heere kampfbegierig gegenüber, und die Franzosen marschirten ununterbrochen über die Donau, so daß sie mit Tagesanbruch wieder bei 60,000 Mann stark waren. Schon mit dem ersten Grauen des Morgens am 22. Mai erneuerten sie die Schlacht mit Wuth, und wieder waren Eßling und Aspern, welche beide Dörfer bereits ein Raub der Flammen geworden waren, ihre vorzüglichsten Angriffspunkte. Um 4 Uhr Morgens entfaltete sich das österreichische Heer, welches von ihrer numerischen Ueberlegenheit Vortheil zu ziehen hoffte, zu beiden Seiten, um die Franzosen zu umzingeln, und dehnte seine beiden Flügeln aus. Diesen Umstand suchte Napoleon zu benützen, um seine ganze Macht auf das geschwächte Centrum der Oesterreicher zu werfen, und dasselbe zu durchbrechen, deßhalb erhielt auch Marschall Lannes den Befehl mit den Grenadieren des Generals Oudinot und den Divisionen St. Hilaire und Boudet das österreichische Centrum anzugreifen, wobei ihm Bessieres mit seiner Reiterei unterstützen sollte. Zugleich mußte Davoust von Eßling aus gegen den linken, und Massena von Aspern aus gegen den rechten Flügel der Oesterreicher losbrechen. Auf diesen fürchterlichen Angriff, der das österreichische Centrum schon schwanken machte, war jetzt der entscheidende Augenblick, der zwischen Sieg und Niederlage entscheiden sollte, gekommen. Da eilte aber Erzherzog Karl dem bedrängten Punkte mit allen seinen Kräften zu Hilfe, rufte seine Grenadiere zu sich, und zeigte sich selbst persönlich unter dem dichtesten Kugelregen auf den gefährlichsten Plätzen, sowohl Generale als auch die gemeinen Soldaten durch seinen eigenen Muth anfeuernd. Schon war Lannes mit wüthendem Ungestüme bis Breitenlee, wo das Hauptquartier des Erzherzogs sich befand, vorgedrungen, als Erzherzog Karl die Fahne des weichenden Regimentes Zach ergreift, und dasselbe wieder in die Schlacht zurück führt. Diese Heldenthat verfehlte auch ihre Wirkung nicht, denn wie ein begeisternder electrischer

Strahl durchzuckte sie die Herzen der Krieger, und ein allgemeiner Freudenruf erscholl. Muthig stürzten sie neuerdings auf den Feind, und entrissen ihm den bereits errungenen Vortheil blutig wieder. Bald zogen sich die Franzosen auf allen Punkten zurück, und der tapfere Lannes, so wie noch 2 andere französische Generale verloren in diesem Angriffe ihr Leben.

Gegen Abend verbreitete sich im österreichischen Heere die Nachricht, daß die Brücken, welche die Insel Lobau mit den beiden Ufern verbunden hatte, durchbrochen, und somit die Franzosen von ihrer Verbindung mit dem jenseitigen Ufer abgeschnitten seyen. Eine allgemeine Freudensalve zum Verderben des Feindes folgte auf diese Nachricht, und die Angriffe wurden mit erneuertem Muthe fortgesetzt.

Das französische Heer befand sich jetzt in der That in einer sehr bedenklichen Lage, und nur das Vertrauen auf Napoleon hielt es noch einigermassen aufrecht. Massena, der den Auftrag erhalten hatte, den Rückzug des geschlagenen Heeres zu decken, that Wunder der Tapferkeit, und vertheidigte Eßling heldenmüthig, ja er vervielfältigte sich gleichfalls; nichts destoweniger war aber der Rückzug des französischen Heeres um 9 Uhr allgemein, und Napoleon konnte es nicht mehr verhehlen, daß er geschlagen sey. Abends sah man den großen Eroberer, vor welchem bisher halb Europa gezittert hatte, traurig auf einem Baumstamme sitzen, wo er unempfindlich und unbeweglich die Vorwürfe und Verhöhnungen seiner eigenen Soldaten, die von Eßling herüber defilirten, anhören mußte. Als man endlich den tödtlich verwundeten Lannes vom Schlachtfelde brachte, stürzte er sich verzweifelnd auf den geopferten Freund, und rief ihn mit den zärtlichsten Worten in's Leben zurück. Bald darauf fuhr Napoleon in einem Kahne nach Ebersdorf, und als er an seiner Umgebung gewahrte, wie tief der Eindruck sey, den das Unglück dieses Tages auf sie gemacht habe, sagte er unmuthig: »Es ist doch wahrlich nicht so gar befremdlich, daß man ein Mal eine Schlacht verliert, wenn man bereits 40 gewonnen hat,« worauf er sich von Schmerz und Kummer erschöpft, zur Ruhe begab.

Wirklich waren die Verluste dieses Tages schrecklich; 11,000 todte und über 5000 verwundete Franzosen lagen auf dem Schlachtfelde; bei 30,000 Blessirte füllten in Wien zwanzig große Spitäler, und überdieß wurden noch viele leicht Verwundete nach Enns, Linz und St. Pölten zur Pflege abgeführt. Eben so fand man, als das Wasser der Donau in den Auen fiel, noch viele Todte, die wahrscheinlich bei dem Rückzuge im Wasser verunglückt waren. Dagegen zählten auch die Oesterreicher 4100 Todte, und bei 16,000 Verwundete.

In dieser Schlacht, vielleicht der schönsten, welche die österreichische Armee je gefochten hat, indem solche allein wider seinen gewaltigen Gegner dastand, wurde der Beweis geliefert, daß auch der bisher unüberwindliche Napoleon besiegt werden könne, wenn ein großer Feldherr ihm gegenüber steht, und der Geist der Truppen von vaterländischem Interesse wirklich beseelt ist.

Napoleon sah mit Schrecken ein, was ein Feind vermöge, der seinen Fürsten und sein Vaterland liebt, und den er sich durch seine Gewaltthätigkeiten zum Feinde im eigentlichen Sinne des Wortes gemacht hatte. Bereits hatten ihn die üble Aufnahme seines Aufrufs an Ungarn und die Erfahrungen auf dem Schlachtfelde von Aspern die verdrießliche und warnende Lehre gegeben, daß man mit dem Glücke und Wohle ganzer Nationen nicht spielen könne, und daß er einen härteren Kampf in Oesterreich zu bestehen habe, als er es sich wohl mag eingebildet haben. Als ihn daher der großsprecherische Murat nachmals Vorwürfe machte, daß er Oesterreich nicht vernichtet habe, hieß er ihn schweigen, und bedeutete ihm, daß er wie ein Blinder von den Farben urtheile. »Denn,« setzte er hinzu, »Ihr habt die Oesterreicher bei Aspern nicht gesehen, also habt Ihr gar Nichts gesehen.«

Nach dem Rückzuge der Franzosen wurden die Truppen größtentheils auf Kähnen nach der Insel Lobau gebracht, und befanden sich hier gleichsam blockirt, und an Munition und Lebensmitteln Mangel leidend. Napoleon that Alles, um die Lage derselben zu verbessern, und bald herrschte wieder Ueberfluß an Lebensmitteln auf der Insel, die jetzt zu einer wahren Cidatelle umgewandelt wurde. In kurzer Zeit verbanden drei gleichlaufende Brücken diese Insel mit dem jenseitigen Ufer, und stellten so die Kommunikation mit Wien wieder her. Ungeheuere Verpfählungen sicherten sie gegen jede zufällige Verletzung, ja selbst gegen die Wirkung der Brander. Redouten wurden gegen die Stellungen des Feindes am linken Ufer aufgeführt, und mit 120 Feldstücken vertheidigt. Zudem suchte auch Napoleon den gesunkenen Muth seiner Soldaten in kurzer Zeit wieder aufzurichten, nachdem er ihnen ihre Niederlage durch einen baldigen Sieg im Marchfelde zu ersetzen versprach, sobald die italische Armee, die bereits in Eilmärschen heran ziehe, bei ihm angelangt seyn würde.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Vaterländische Immortellen von Ziegler. 181.

Die Wiener am Schlachtfelde bei Wagram.

Am 6. Juli 1809.

Durch die Riesenschlacht, welche Oesterreich am 22. Mai 1809 auf den in der Weltgeschichte schon mehrmals denkwürdigen Ebenen des Marchfeldes dem französischen Kaiser Napoleon lieferte, wurde zuerst der Glaube von dessen Unbesiegbarkeit vernichtet. Diese Schlacht ist für Oesterreich um so merkwürdiger, weil in derselben Oesterreich ganz allein mit dem gefürchteten Gegner siegreich kämpfte, und somit das Beispiel gab, daß auch junge, kaum eingeübte Truppen, alte und kriegserfahrene Soldaten schlagen können, wenn sie von einem geliebten und kriegskundigen Anführer geleitet, und von dem Gefühle der reinen Liebe zum Vaterlande begeistert werden. In der That bestand der gröste Theil der österreichischen Armee damals aus der Landwehre, einem nationalen Institute, das noch nicht lange in's Leben getreten war, dessen Werth man aber hier kennen und schätzen lernte.

Indessen waren aber die Folgen von der Schlacht bei Aspern nicht erfolgreich, als man füglich sich davon versprechen konnte, weil Napoleon noch immer große Streitmassen in und um Wien versammelt hatte, und wohl wußte, daß die französisch-italische Armee aus Italien bald hier eintreffen, und sein durch die bei Aspern erlittene Niederlage geschwächtes Heer wieder bis zur auffallenden Uebermacht verstärken werde.

Wirklich vereinigte sich Eugen, der Oberbefehlshaber der italischen Armee zu Anfange des Monats Juli mit Napoleon, nachdem er den Erzherzog Johann bei Raab geschlagen hatte. Auch von Deutschland trafen bedeutende Kolonnen ein, und so zählte das französische Heer wenige Wochen nach der Schlacht bei Aspern wieder 150,000 Streiter.

Napoleon hatte sich auf der Insel Lobau verschanzt, und die zerstörten Brücken, welche über die Donau führten, in einem solchen Stande hergestellt, daß sie keiner Gefahr mehr ausgesetzt waren. Seine Absicht ging dahin, nachdem seine Armee zu einer so furchtbaren Stärke angewachsen war, den Erzherzog Karl auf dem nämlichen Uebergangspunkte anzugreifen, wie er es am 22. Mai gethan hatte. Karl hatte aber die Orte Eßling und Aspern, und selbst das Städtchen Groß-Enzersdorf, die bei der Schlacht von Aspern theilweise vernichtet worden waren, in einen imponierenden Vertheidigungsstand gesetzt, um von hier aus die Angriffe der Franzosen zu erschweren; weßhalb Napoleon seinen Plan änderte, und den Erzherzog zu umgehen beschloß. In der Nacht vom 4. Juli, in welcher ein entsetzliches Ungewitter stürmte, eröffneten die französischen Batterien ein heftiges Kanonenfeuer gegen die feste Stellung der Oesterreicher, um die Aufmerksamkeit derselben auf diesen Punkt zu fesseln, während Oudinot am östlichen Ende der Insel Lobau mittelst einer in 2 Stunden geschlagenen Brücke über den Strom setzte. Jenes Ungewitter erleichterte die Absicht Napoleons den Erzherzog zu täuschen, und mit Tagesanbruch defilirte bereits das ganze feindliche Heer auf 6 Brücken über die Donau. Ein herrlicher Tag folgte auf die wilde Nacht, und mit Erstaunen betrachteten die Oesterreicher das französische Heer, welches wie durch einen Zauberschlag in der Ebene hinter ihren Linien, die sie zur Verhüthung des Ueberganges der Franzosen über den Fluß errichtet hatten, plötzlich zum Vorscheine kam, welcher Umstand jetzt den Erzherzog bewog, seine Stellung etwas weiter rückwärts bei Wagram einzunehmen. Gleichwohl konnte die Schlacht am 5. Juli nicht mehr beginnen, da die Truppen erst um 3 Uhr Nachmittags bei Raschdorf, als ihrem bestimmten Versammlungsorte eintrafen; jedoch war ihre Linie schon um 6 Uhr formirt, und die Reserve aufgestellt.

Der linke Flügel des Erzherzogs stand auf der Ebene zwischen Wagram und Markgraf-Neusiedl, und wurde durch den Rußbach geschützt. Auf diesen Theil, als den schwächsten des kaiserlichen Heeres hatte Napoleon sein Hauptaugenmerk gerichtet, und dem Generale Davoust den Auftrag gegeben, die Oesterreicher hier zu umgehen und anzugreifen. Wirklich erfolgte noch spät am Abende der erste

Angriff auf Markgraf-Neusiedl, der aber allenthalben tapfer abgeschlagen wurde. Am folgenden Tage (6. Juli) eröffnete der Erzherzog Karl die Schlacht durch eine Bewegung, welche den Zweck hatte, den linken Flügel des französischen Heeres auf die Brücke der Insel Lobau zurück zu werfen, während ein lebhafter Angriff den rechten beschäftigen sollte. Er rückte daher von Bisamberg herab gegen Aderklau zu, welches Massena bereits genommen hatte, indessen Bernadotte mit den Sachsen ihm nachfolgte. Allein in demselben Augenblicke stieß der rechte Flügel der Oesterreicher auf Beide, und zwang sie zur schleunigen Flucht, welches Schicksal auch den General St. Cyr traf, der Aderklau besetzt hatte. Rastlos drang jetzt der Erzherzog nach Aspern vor, welches Massena fruchtlos zu vertheidigen suchte. Die Division Baudet, die dem Erzherzoge entgegen rückte, wurde von ihm völlig gesprengt, ihr Geschütz genommen, und nach dem Brückenkopfe zu fliehen genöthiget. Auf diese Art fielen nun Eßling so wie die Verschanzungen der Umgegend, welche die Oesterreicher bei deren Umgehung von dem Feinde verlassen hatten, wieder in ihre Gewalt. Allein während der rechte Flügel der Oesterreicher kühn und glücklich vordrang, stand es um den Linken desto gefährlicher. Hier hatte sich um Markgraf-Neusiedl ein furchtbarer Kampf entwickelt, bei welchem sowohl der Widerstand als der Angriff gleich kräftig waren. Man erwartete hier die Hilfe des Erzherzogs Johann, welcher bereits von Presburg im vollen Anmarsche war; aber ehe seine Kolonnen noch den bezeichneten Platz erreichen konnten, hatte bereits Davoust den linken Flügel der Oesterreicher umgangen, und Oudinot, der den Rußbach überschritt, fiel jetzt den Oesterreichern in die Flanke und in den Rücken. Vergeblich war hier die Tapferkeit der österreichischen Grenadiere, so wie die anstrengenden Bemühungen des Erzherzogs, der selbst nach Süssenbrunn geeilet war, um den Kriegern Muth zuzusprechen. Ihre Anzahl war der sich stets mehrenden Uebermacht der Feinde nicht mehr gewachsen, und so mußten sie sich unter großen Verlusten zurück ziehen. Als Massena diese günstige Wendung des französischen Heeres bemerkte, griff er auch seinerseits den rechten Flügel der Oesterreicher und zwar mit Vortheil an, und drängte ihn bis Leopoldau zurück, von wo aus der Rückzug bis an den Bisamberg fortgesetzt werden mußte. Bereits um 2 Uhr Nachmittags war die Schlacht entschieden, und Napoleon blieb Meister des Schlachtfeldes. Wie hartnäckig und blutig aber der Kampf von beiden Seiten geführt wurde, das bewies die große Anzahl von Todten und Verwundeten, welche das Schlachtfeld bedeckten. Die Franzosen verloren über 14,000 Mann, und 7000 wurden noch überdieß gefangen genommen; hingegen büßten die Oesterreicher 20,000 und bei 8000 Gefangene ein. Die außerordentliche Hitze, die an diesem blutigen Tage herrschte, trug Vieles zu den Leiden der unzähligen Verwundeten bei, die ohne Unterschied zusammen geschleppt, und so den ganzen übrigen Tag und die Nacht hindurch ihrem schmerzhaften Zustande, dem Verschmachten nahe, überlassen waren. Endlich mit Anbruch des Tages erschienen von Wien aus zahllose Wagen mit Lebensmitteln beladen auf dem Schlachtfelde, wo nun die edlen Bewohner Wiens in einem schönen Lichte ihre menschenfreundlichen Handlungen zeigten. Ohne eine Rücksicht auf Freund oder Feind zu nehmen, folgten sie ganz dem Antriebe ihres mitleidigen Herzens, und fuhren auf jenen Plätzen herum, wo die Verwundeten zusammen gehäuft waren. Sie labten die Verschmachtenden, bewiesen den Unglücklichen ein herzliches Mitleid, und führten Tausende derselben nach Wien in die Spitäler, und zum Theile auch in ihre eigenen Wohnungen, wo sie liebreich aufgenommen, und mit aller Sorgfalt gepflegt wurden, so daß sie sich selbst von dem Feinde eine hohe Achtung, welche ihre Biederkeit verdiente, erwarben. Indessen hatte aber Erzherzog Karl einen Theil des geschlagenen Heeres auf der Straße nach Böhmen über Hollabrunn und Schöngrabern geführt, wo es zu ernstlichen Gefechten kam, und war endlich bei der Stadt Znaim in Mähren angelangt. Hier kam es abermals zu einer mörderischen, aber nicht entscheidenden Schlacht, in welcher sich besonders die Wiener-Freiwilligen, welchen diese Stadt zur Vertheidigung anvertrauet war, auszeichneten; aber während noch der Kampf auf allen Seiten tobte, erschienen um 7 Uhr Abends die Parlamentäre, und es wurde ein Waffenstillstand angekündiget, der dem Gemetzel ein Ende machte, und auf welchem sodann am 14. Oktober 1809 der Wiener-Friede folgte. Somit war der ruhmvolle aber unglückliche Kampf, den Oesterreich in diesem Jahre mit Frankreich und dessen Verbündeten zu bestehen hatte, und in welchem es 7 Hauptschlachten lieferte, geendet, das Schicksal Deutschlands völlig entschieden, und es hörte nach einer tausendjährigen Dauer auf, ein selbstständiger Körper zu seyn. Oesterreich mußte sich in diesem Friedensschluße harte Bedingungen gefallen lassen, denn es verlor Salzburg, Berchtesgaden, einen Theil Oesterreichs ob der Enns*, die Grafschaft Görz, Montefalcone, Triest, Krain, den Villacher-Kreis in Kärnthen, einen Theil von Kroatien, Fiume, das ungarische Küstenland,

Istrien, ganz Westgalizien, und den Zamosker-Kreis in Ostgalizien, im Ganzen über 2000 Quadrat-Meilen mit mehr als 3 Millionen Einwohner. Besonders schmerzhaft war der Umstand, daß Oesterreich jetzt von jeder Verbindung mit dem Meere ausgeschlossen wurde. Indessen gab Kaiser Franz, wenn auch mit schwerem Herzen, in Allem gerne nach, um nur die Wunden, die Frankreich seinem Staate in 4 blutigen Feldzügen geschlagen hatte, heilen zu können, und seine unermüdete Sorgfalt trug auch im Kurzen die segensvollsten Früchte.

Um diese Zeit war Napoleon auf dem Gipfel seiner Größe; denn sein Reich erstreckte sich von den Mündungen der Elbe bis an die Ufer der Tiber, und zählte 44 Millionen Menschen, während sich seine Schutzherrschaft über 100 Millionen erstreckte; ja man kann sagen, daß ihm damals ganz Europa huldigte, England ausgenommen, das besonders durch die von Napoleon eingeführte Kontinentalsperre *) wider ihn aufgebracht war.

Nun schien dem Kaiser Napoleon zu seinem vollständigen Glücke nichts mehr zu fehlen, als ein Erbe, dem er einst alle seine großen Reiche überlassen konnte; da er aber von seiner Gemalin Josephine keine eigenen Kinder hatte, auch keine Nachkommen mehr von ihr erwarten durfte, so ließ er sich von ihr unter dem Vorwande ihrer Unfruchtbarkeit scheiden, und hielt um die Hand der Erzherzogin Maria Louise, der ältesten Tochter des Kaisers Franz an, mit welcher er sich auch am 11. März 1810 wirklich vermälte.

Ganz Europa frohlockte bei der Nachricht dieser freudigen Begebenheit; denn nun glaubte Jederman, daß Napoleon mit Hintansetzung seines gefürchteten Ehrgeizes einen allgemeinen und dauerhaften Frieden stiften und bewahren werde, was man um so mehr erwarten durfte, da ihm seine liebenswürdige Gemalin am 20. März 1811 einen Sohn gebar, und damit seinem noch nie erlebten Glücke gleichsam die Krone aufsetzte. Aber nur zu bald verschwand dieser süße Wahn, und mit Bestürzung mußten die deutschen Fürsten bemerken, wie er mitten im Frieden von seinem Protektorate einen ganz willkührlichen und gewaltsamen Gebrauch machte, der ihnen zu großem Schaden gereichte. So vereinigte er um diese Zeit Holland mit Frankreich, und nahm den von ihm gebildeten Primas von Deutschland die Erblichkeit seines Landes auf seine Nachkommen, das er nach seinem Tode seinem Stiefsohne zudachte. Eben so erschreckten die ungeheueren Rüstungen, die Napoleon noch in diesem Jahre sowohl in Frankreich als auch in allen ihm unterthänigen Ländern anstellen ließ, und deren Entzweck man nicht kannte, ganz Europa, bis sich endlich dieses Räthsel zum Staunen Europas dahin löfete, daß es damit auf Rußlands Unterjochung abgesehen sey.

Auch dieses Reich hatte, wie alle andern Seemächte die Kontinentalsperre angenommen; da es aber so viele rohe Produkte in seinem Schooße hatte, und nun durch den gehinderten Waarenaustausch unendlichen Schaden litt, so hob Alexander durch einen eigenen Befehl im December 1810 dieses lästige System in soferne auf, daß er den englischen Schiffen, jedoch nur unter amerikanischer Flagge den Zugang zu den Häfen seines Reiches gestattete. Dieses sah Napoleon als eine Verletzung der deßhalb ratificirten Traktate an, und rächte sich zuerst dadurch, daß er das Herzogthum Oldenburg, wo ein mit Rußland verwandter Herzog regierte, einzog, und dem Kaiserthume Frankreich einverleibte. Es kam daher zwischen diesen beiden gewaltigen Herrschern zuerst zu mancherlei jedoch fruchtlosen Verhandlungen, und zuletzt zum offenen Ausbruche des Krieges, der im Sommer des Jahres 1812 seinen Anfang nahm.

Wohl hat die Welt seit den Zeiten des Perserkönigs Xerxes kein so furchtbares und großes Heer gesehen, als jenes war, das der französische Kaiser am 23. Juni 1812 über den Fluß Niemen führte, der Polen von Rußland trennt. Fast eine halbe Million wohl ausgerüsteter und sieggewohnter Streiter überschwemmten die endlosen Ebenen des russischen Reiches, und Jederman war auf den Ausgang eines Kampfes gespannt, der mit so riesigen Kräften unternommen wurde, und von welchem die Freiheit oder Knechtschaft Europas abzuhängen schien. Wie gewöhnlich stürmten die französischen Legio-

---

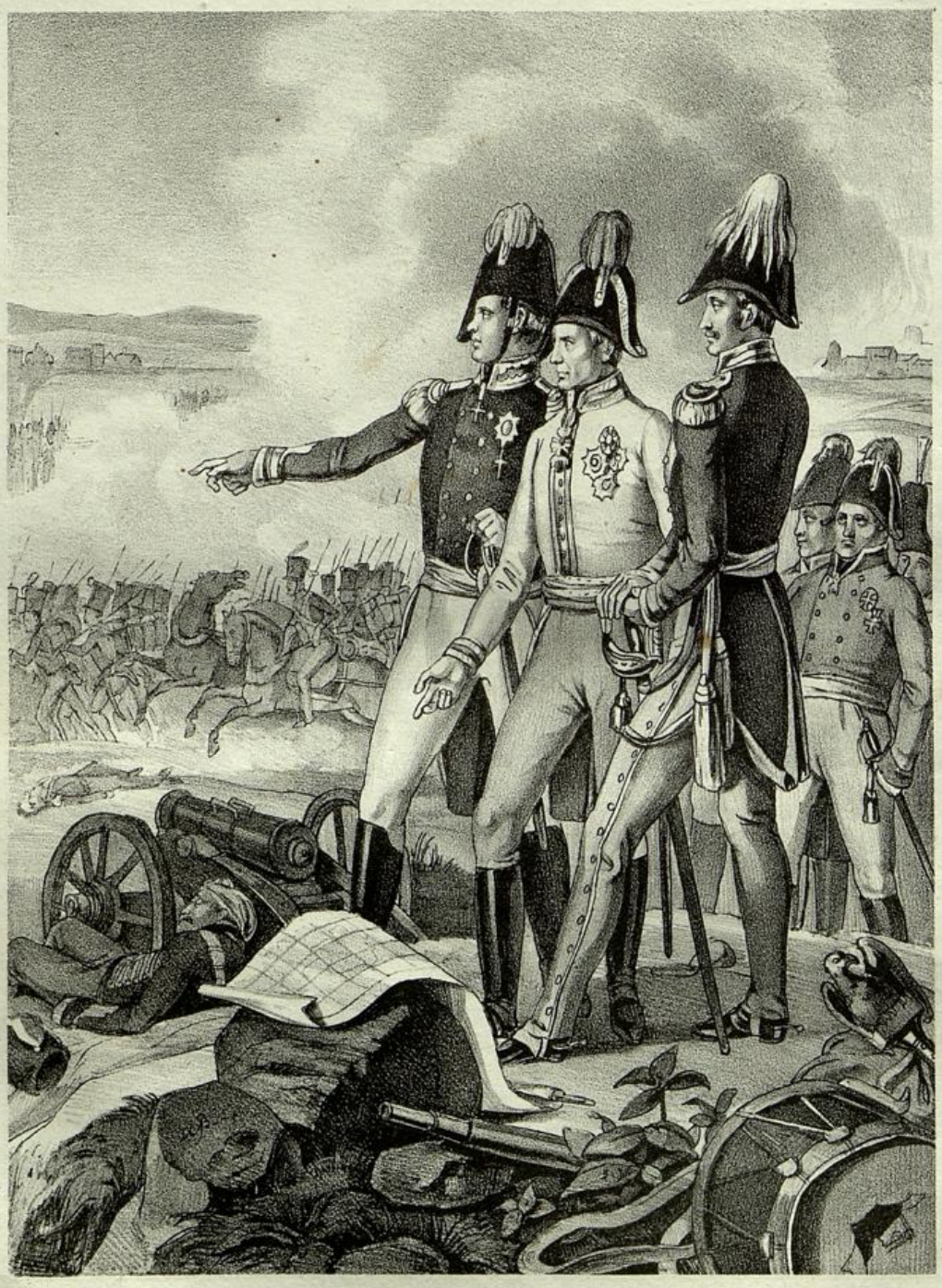
*) Diese Kontinentalsperre, welche Napoleon mittelst eines Dekrets schon am 21. November 1806 wider England einführte, bestand eigentlich darin, daß auf dem Festlande von Europa den Engländern jeder Hafen verschlossen bleiben sollte, damit sie nicht im Stande wären, ihre Manufakturprodukte zu verhandeln, wodurch Napoleon ihren Handel zu ruiniren gedachte. Allein der Erfolg lehrte, daß er dadurch den Engländern selbst wenig Schaden zufügte, während der Handel der andern Nationen fast vernichtet wurde.

nen unwiderstehlich vorwärts, und nach dem Falle von Smolensk geschah am 7. September die äußerst blutige Schlacht an der Moskwa bei Borodino, welche die Einnahme von Moskau zur unmittelbaren Folge hatte. Allein hier war dem französischen Adler die Grenze seines Siegeslaufes von der Vorsehung angewiesen. Der Brand dieser ungeheueren Hauptstadt raubte dem kühnen Eroberer den Stützpunkt, wo er seine große, durch Märsche, Schlachten und Strapatzen aller Art hart mitgenommene Armee wieder zu erquicken und zu stärken hoffte. Der Mangel an Lebensmitteln und an Fourage (denn Beides hatten die abziehenden Moskowiter entweder mitgenommen, oder vernichtet) fing bereits in dem Heere an stark fühlbar zu werden, Menschen und Pferde erkrankten schon zu Tausenden und starben hilflos dahin, als der früh und mit beispielloser Strenge eingetretene Winter das Unglück noch vollendete, und den zu spät angetretenen Rückzug des französischen Heeres zu dem schrecklichsten und verderblichsten machte, welchen die Weltgeschichte aufzuweisen hat. In einem bereits sehr elenden Zustande erreichte die französische Armee Smolensk wieder, und von hier aus glich der Rückzug nur mehr einer wilden und regellosen Flucht. Die immer mehr überhand nehmende Kälte richtete täglich Menschen und Pferde zu Tausenden zu Grunde; und was ihr und dem Hunger nicht erlag, wurde von den allenthalben herum schwärmenden Kosaken verwundet oder getödtet, bis endlich der schaudervolle Uebergang über die Bereczina das ganze französische Heer fast vernichtete. Nach diesem jammervollen Uebergange bis nach Wilna lösete sich die letzte Spur einer militärischen Disciplin in dem Heere völlig auf, und wie eine wandelnde Seuche dumpf und planlos hineilend, erreichte nur ein schwacher Rest des kurz zuvor so gewaltigen Heeres im elendesten Zustande das sichere Deutschland.

Dieser verderbliche Rückzug, in welchem Hunderttausende für den unersättlichen Ehrgeiz des selbstsüchtigsten aller Menschen mit einem kläglichen Tode büßen mußten, und worin der Finger der ewigen Gerechtigkeit auffallend sichtbar war, gab der vorigen Uebermacht Napoleons einen gewaltigen Stoß. Zwar standen ihm noch unermeßliche Hilfsquellen in seinen Reichen zu Gebote, und er benützte sie auch nach seiner Zurückkunft in Frankreich auf alle nur mögliche Weise, um in unglaublich kurzer Zeit wieder ein Heer von 300.000 Kriegern zu bilden; allein dieses Heer bestand größtentheils aus Neugeworbenen, die mit den Strapatzen und Anforderungen eines beschwerlichen Krieges nicht vertrauet waren, und noch weniger ließ sich die vortreffliche Reiterei und Artillerie, die er nach Rußland geführt, und darin vollständig eingebüßt hatte, in so kurzer Zeit wieder vollständig und brauchbar herstellen. Was aber dem Kaiser Napoleon den meisten Schaden verursachte, war, daß nach diesem seinem unglücklichen Feldzuge die von ihm vorher gewaltsam unterdrückten Fürsten und Nationen heimlich über sein Mißgeschick frohlockten, und kaum den Zeitpunkt erwarten konnten, wo sie sich von seinem verhaßten Joche befreien könnten. Sogleich schloß das unglückliche und vom französischen Uebermuthe tyrannisirte Preußen sich an Rußland, und bald fing auch der Geist der Unabhängigkeit unter den Deutschen, die erst jetzt ihre Knechtschaft deutlich einsahen und sich derselben schämten, von allen Seiten sich zu regen an. Napoleon mußte es zu seinem geheimen Ingrimme bemerken, daß man mit Soldaten zwar Länder und Völker erobern, nicht aber die Herzen derselben bezwingen könne, und es ein großer Unterschied in der Herrschaft sey, ob man dieselbe auf dem Wege der freiwilligen und vertrauungsvollen Hingebung der Völker und nach alt hergebrachten Rechten erlangt, oder ob dieselbe durch Krieg und Gewaltthat errungen worden sey.

Weder Napoleon, noch seine Armeen erschienen in dem ihm so verhängnißvollen Jahre 1813 auf dem Kampfplatze mit jener Zuversicht und dem kriegerischen Ungestüme, der den Sieg im Voraus verkündet, und selbst Frankreich fing jetzt schon den Mann mit mißtrauischen Blicken zu betrachten an, der bloß seinem Ehrgeize das Wohl des ganzen Landes aufzuopfern bereit schien. Auch konnte es sich Napoleon unmöglich länger mehr verhehlen, daß es mit seinem einstigen Plane, eine Universalmonarchie in Europa zu stiften, nunmehr zu Ende sey, und er jetzt bloß noch die Aufgabe habe, die politische Existenz seiner Staaten zu bewahren, was ihm aber eben so wenig mehr gelang, indem durch den Beitritt Oesterreichs zu dem russisch-preußischen Bündnisse und den später erfolgten Abfall jener deutschen Länder, deren schwer zu fühlender Protektor er war, die Uebermacht auf die Seite der Alliirten trat, und ihre schöne Eintracht vollendete, was längst der Herzenswunsch Aller war, nämlich die Befreiung von dem französischen Joche, und die Unterdrückung des Usurpators.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Die Schlacht bei Leipzig.

Am 18. Oktober 1813.

Napoleon hatte bei dem schaudervollen Rückzuge aus den Eisfeldern Rußlands im Jahre 1812 seine ganze schöne Armee von beinahe einer halben Million Menschen durch Kälte, Hunger und Strapatzen eingebüßt; denn der schwache Rest derselben, der in dem elendesten und erbarmungswürdigsten Zustande das sichere Deutschland erreichte, war wohl nicht geeignet, den Namen eines Heeres zu verdienen. Jedoch hatte er nach diesem beispiellosen Unfalle bereits im Frühjahre 1813 wieder ein Heer von 300,000 Streitern gebildet, und war damit den Russen und den mit ihnen jetzt verbundenen Preußen entgegen gezogen, um durch neue Siege über sie seinen gesunkenen Kriegsruhm wieder herzustellen. Wirklich war er in 2 Hauptschlachten bei Lützen und Bautzen siegreich; allein diese seine Siege, die er seiner Uebermacht verdankte, waren nicht mit jenen entscheidenden Erfolgen gekrönt, wie es früher bei ihm wohl der Fall gewesen war; im Gegentheile mußte er bemerken, daß die zurück weichenden Alliirten nur mit um so größerem Muthe fochten, und ihm fast gar keine Lorbeern oder Siegestrophäen überließen.

Diese Bemerkung, daß er jetzt mit ganz andern Feinden zu kämpfen hatte, als dieselben noch vor wenigen Jahren waren, wo besonders Preußen nach dem Verluste einer einzigen Schlacht so gut wie verloren war, mußte das Herz des bisherigen Weltgebieters mit banger Besorgniß für die Zukunft erfüllen. Eine andere beängstigende Frage für ihn war, welche Partej nun Oesterreich ergreifen würde. Auf die Freundschaft dieses Reiches konnte er nach den harten Schlägen, die er demselben versetzt hatte, wohl nicht für gewiß rechnen; aber er mußte überzeugt seyn, daß, wo sich dasselbe hinneigen würde, dort auch die Wagschale des glücklichen Ausganges untersinken müsse. Um also Oesterreich für sich zu gewinnen, bot er diesem Reiche jenes Schlesien an, welches Friedrich II. der Kaiserin Maria Theresia abgenommen hatte; allein der österreichische Kaiser verschmähte diesen Köder, und wollte auch gar keine Partei ergreifen, sondern die ehrenvolle Rolle eines Friedensvermittlers übernehmen. Dieß lag aber gar nicht in dem Plane Napoleons, der noch keine Macht über ihn erkennen wollte, noch weniger gedachte er jene billigen Bedingnisse zuzugestehen, woran Oesterreich die Basis des Friedens knüpfen wollte, nämlich an die Herstellung des Papstes, an die Freigebung Spaniens, Hollands und der Schweiz, an die Auflösung des Rheinbundes, und die Zurückstellung Illyriens an Oesterreich. Napoleon wollte bloß Zeit gewinnen, um seine Rüstungen beendigen zu können, und dehnte daher die Friedensunterhandlungen, die zu Prag im Juli Statt fanden, von einer Zeit zur andern unter nichtigen Gründen hinaus. Da jetzt das österreichische Kabinet sah, daß es dem ehrgeizigen Napoleon mit dem Frieden nie ein Ernst gewesen, so erklärte es ihm am 12. August 1813 gleichfalls den Krieg, und schloß sich dem russisch-preußischen Bündnisse an.

Dieser Beitritt Oesterreichs auf die Seite der Alliirten gab dem Kriegsglücke Napoleons bald eine andere Wendung. Zwar lächelte ihm sein Stern vor Dresden, welches die Verbündeten zu nehmen gedachten, noch ein Mal, um dann für immer unterzusinken. Die Schlacht bei Kulm heftete gleichsam den Sieg auf die Fahnen der Verbündeten, und bald trafen bei denselben die erfreulichen Nachrichten von neuen Siegen ein, welche der preußische General Blücher bei Groß-Beeren und bei Dennewitz über die französischen Marschälle erfochten hatte. In Folge dieser Unfälle zog Napoleon seine Streitmassen in und um Leipzig zusammen, und auf jenen denkwürdigen Ebenen sollte neuerdings der Kampf um die Freiheit Europas entschieden werden.

Napoleon bewies aber in diesem für ihn so verhängnißvollen Jahre nicht mehr jene Energie in seinen Operationen, die man früher an ihm zu sehen gewohnt war, und so ließ er es sorglos geschehen, daß man ihn nach und nach von allen Seiten gleichsam umgarnte. Im Geleite des Königs von Sachsen, der fast nothgedrungen an ihm hing, war er nach Leipzig gegangen, und griff hier mit seinem Heere, das jetzt 200,000 Streiter zählte am 16. Oktober die Alliirten sehr geschickt in einem

Zeitpunkte an, wo noch bedeutende Truppenmassen derselben im Anmarsche begriffen waren. Dieses war der Anfang der weltberühmten Schlacht bei Leipzig, die auf Napoleons und Deutschlands Schicksal einen so großen Einfluß hatte, und die den Frieden der Welt vorbereitete.

Die Stadt Leipzig selbst, welche an der Elster bei dem Zusammenfluße der Parthe und Pleiße gelegen ist, schien dem Kaiser Napoleon ein sehr günstiges Schlachtterrain darzubieten, weil jene beiden genannten Flüße den Verbündeten den Uebergang erschwerten, ihm aber durch die Elster die Verbindung mit Frankreich sicherte. Vor dem Schlachttage war aber die Stellung der beiden Heere folgende: Die Franzosen berührten mit ihrem rechten Flügel das Dorf Konnewitz, während ihr linker sich auf Libertwolkowitz anlehnte. In der Mitte hatten sie die Dörfer Dölitz, Wachau, Holzhausen, Mark-Kleeberg u. a. m. besetzt. Napoleon selbst befand sich zu Reidnitz, eine halbe Stunde außer Leipzig. Ueberdieß war noch ein Armeekorps in dem Dorfe Lindenau zur Deckung des Rückzuges aufgestellt. Die Armee der Verbündeten hingegen, welche der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg befehligte, stand in 3 große Kolonnen abgetheilt, bogenförmig um das französische Heer. Die erste Kolonne wurde von dem österreichischen Generale Klenau kommandirt, welcher den Auftrag hatte, auf Libertwolkowitz vorzurücken; die zweite Kolonne, aus Russen und Preußen bestehend, stand unter der Anführung des Generals Barklai de Tolly, welcher auf Gossa, Wachau und Mark-Kleeberg marschirte; die dritte Kolonne endlich aus österreichischen Truppen zusammen gesetzt, hatte ihre Stellung zwischen der Pleiße und der Elster. Auf das linke Ufer dieses Flußes wurde ein österreichisches Korps unter Giulay detaschirt, um gegen die, bei Lindenau aufgestellten Feinde zu agiren. Bevor die Schlacht anging, schickte Fürst Schwarzenberg einige Officiere zu dem Kronprinzen von Schweden und zu dem Generale Blücher, um sie von der bevorstehenden Schlacht zu benachrichtigen, und zur Theilnahme an derselben einzuladen. Als nun die Stunde zur Entscheidung geschlagen hatte, stand eine halbe Million Krieger mit 1000 Feuerschlünden einander gegenüber, von denen sich die Truppen der Alliirten mit dem Losungsworte: Alle für Einen, und jeder für Alle in dumpfer Stille vorwärts bewegten. Um 9 Uhr Morgens den 16. Oktober begann der Kampf, und als die Mittagsstunde schlug, wüthete derselbe schon auf allen Linien. Da die böhmische Armee dem Kaiser Napoleon am gefährlichsten schien, weil sie den Städten Naumburg und Erfurt, wo seine Kriegsvorräthe lagen, am nächsten stand, so war sein Hauptaugenmerk zuerst darauf gerichtet, dieselbe zu vernichten. Man begann mit einer heftigen Kanonade, die bald keine ihres Gleichen hatte; aber der Widerstand war zu kräftig, und da Napoleon keine Zeit zu verlieren hatte, nachdem er noch vor der Ankunft des Kronprinzen von Schweden und des Generals Blücher die Verbündeten schlagen mußte, so wendete er sich jetzt gegen das aus Russen und Preußen bestehende Centrum, und befahl darauf ein allgemeines Vorrücken. Unwiderstehlich drangen die französischen Infanterie-Massen durch eine unabsehbare Reiterei und 150 Kanonen gedeckt über Wachau gegen Gossa vor, erstürmten die von den Russen besetzte Auenheimer-Schäferei, und drängten den linken Flügel zurück. Hierauf durchbrachen die französischen Kürassiere die Schlachtlinie der Russen, und jagten mit verhängtem Zügel auf die Dämme bei Gossa zu, wo gerade der Kaiser Alexander stand. Es war ein entscheidender Augenblick; aber ein kühner Reiterangriff des russischen Grafen Orloff Denissoff, der von einer zahlreichen Artillerie unterstützt wurde, stellte die zerrissene Schlachtlinie des Centrums bald wieder her, und die Franzosen wurden jetzt mit großem Verluste nach Wachau zurück geworfen. Während dieses Alles im Centrum vorging, bemüheten sich die zwischen der Elster und Pleiße aufgestellten Oesterreicher vergebens über den letzten Fluß zu setzen. Fürst Poniatowsky, der hier die Polen kommandirte, leistete ihnen einen hartnäckigen Widerstand, und als endlich nach ungeheueren Anstrengungen gegen Abend dem Generale Meerfeldt der Uebergang gelang, wurde er bald zum Weichen gebracht, und da er vom Pferde gestürzt war, selbst gefangen genommen; hingegen war Graf Giulay bis Lindenau vorgedrungen, wo er einige Kanonen eroberte.

Indessen traf der General Blücher der erhaltenen Aufforderung gemäß von Skeudiz aus in der Nähe von Leipzig ein, und ohne die Mitwirkung des bei Halle befindlichen Kronprinzen von Schweden abzuwarten, zwang er jetzt bei dem Dorfe Möckern einen Theil der französischen Truppen hinter die Parthe, und einen anderen bis an die Vorstadt von Leipzig sich zurück zu ziehen, wobei er 43 Kanonen erbeutete.

Um aber Meister der Vergebene bei Wachau zu werden, befahl Fürst Schwarzenberg ein allgemeines Vorrücken, und der Erfolg war, daß die Franzosen am Abende hinter ihre erste Aufstellung zurück gedrängt wurden, worauf die einbrechende Dunkelheit um 7 Uhr dem schrecklichen Kampfe ein

Ende machte. Dieser blutige Tag war jedoch nur der Anfang jener großen Ergebniße, die auf Leipzigs Feldern in's Leben traten, und der Vorbote eines gewissen Sieges; denn da Napoleon am 16. Oktober, als dem ersten Schlachttage bei Leipzig die Oberhand nicht gewinnen konnte, war es klar, daß er jenen Streitkräften, die sich am folgenden Tage mit den verbündeten Heeren noch vereinigen mußten, um so weniger Hinderniße in den Weg stellen konnte. Ahnungen eines üblen Ausganges quälten schon jetzt sein Herz, und wenn es ihm möglich gewesen wäre ohne einer zweiten Schlacht davon zu kommen, so würde er dieses für ein Glück gehalten haben. So brach nun der Tag des 17. Oktobers an (es war ein Sonntag), an welchem wie durch ein gegenseitiges Uebereinkommen die Waffen beider Heere ruhten, außer daß Blücher durch russische Husaren einen glänzenden Angriff unternehmen ließ, das Gefecht aber sogleich wieder einstellte, als ihn Fürst Schwarzenberg bedeuten ließ, daß erst am folgenden Tage ein allgemeiner Angriff Statt haben sollte. Napoleon berief den gefangenen General Meerfeldt zu sich, mit dem er sich wegen einer friedlichen Beilegung des Kampfes besprach, und gab ihm nebst seiner Freiheit ein Schreiben an die verbündeten Monarchen mit, in welchem er gleichfalls seine friedlichen Gesinnungen aussprach; da aber diese ihres Sieges gewiß waren, so ließen sie dasselbe unbeantwortet. Noch am nämlichen Tage erschienen die Kolonnen des Grafen Kolloredo und Bennigsens in dem Lager der Verbündeten, auch langte die Nachricht an, daß die Schweden unter Bernadotte schon zwischen Breitenfeld und Klein-Podelwitz stehen, wodurch die numerische Ueberlegenheit der Alliirten außerordentlich erhöht wurde, deren Armee nun auf 350,000 Mann angewachsen war, während Napoleon nur mehr über 125,000 Mann zu disponiren hatte.

Napoleon suchte jetzt aus dieser Ursache einen ehrenvollen Rückzug einzuleiten, und kämpfte am 18. Oktober bloß noch um seine Rettung; bald aber nach dem Beginne dieser Schlacht gingen die Sachsen, 12,000 Mann stark mit 40 Feldgeschützen zu den Verbündeten über, und diesem Beispiele folgten etwas später die Würtenberger unter ihrem Generale Normann.

Der Angriff geschah an diesem Tage von Seite der Alliirten bereits um 7 Uhr früh bei einem dichten Nebel, der sich aber bald zerstreuete, worauf sich nun dem erstaunten Auge ein wunderbares Schauspiel darbot. Auf dem Raume einer Quadrat-Meile fochten Truppen fast aus allen Staaten Europas, während zugleich bei 2000 Kanonen ununterbrochen fort, Tod und Verderben um sich her verbreiteten. Den rechten Flügel der Armee kommandirte der bereits eingetroffene Kronprinz von Schweden, das Centrum Bennigsen, und den linken Flügel Fürst Schwarzenberg. Vorzüglich waren die Angriffe der verbündeten Armee auf Probstheida gerichtet, welchen Ort Napoleon gleichsam als den Mittelpunkt seiner Combinationen sich ausersehen hatte. Sieben Mal wurde dieser Ort gestürmt, aber eben so oft wieder verlassen. Indessen wurden auch auf andern Seiten die Feinde von allen Positionen vertrieben, und immer mehr auf einen engern Raum beschränkt. Endlich gegen Mittag wurde Probstheida genommen, und durch die Vernichtung des Reinier'schen Korps die Verbindung Bennigsens mit dem Kronprinzen von Schweden hergestellt. Auf einem Hügel bei Weißendorf, und zwar auf dem nämlichen, von wo aus Napoleon zwei Tage früher die Schlacht leitete, kamen noch mitten in dem heftigsten Feuer die verbündeten Monarchen, nämlich Kaiser Franz, Kaiser Alexander und König Wilhelm zusammen, und harrten auf den Ausgang der Schlacht, deren Entscheidung sich aber bis gegen Abend hinaus dehnte.

Von Position zu Position wurden jetzt die Franzosen unter heftigen Kämpfen zurück gedrückt, und schon rückten die Verbündeten auf Leipzig los, als zwischen Mölkau und Engelsdorf neue feindliche Massen zum Vorscheine kamen, um die linke Flanke der Alliirten anzugreifen. Jetzt ließ aber der österreichische General Bubna eine solche Frontveränderung machen, daß er den Feind auf sich zog, und indem sich der preußische General Bülow der Dörfer Steinz und Sellerhausen im Sturmschritte bemächtigte, erfolgte endlich auf diesem Punkte der entschiedenste Rückzug. Die Franzosen wurden auf Leipzig zurück geworfen, und bloß bei Zweinaundorf und in der Windmühle bei Konnewitz behaupteten sie sich noch in der Nacht vom 18. auf den 19. Oktober. Napoleon war also auf allen Punkten vollständig geschlagen, und mit dem Reste seines Heeres entweder in Leipzig eingeschlossen, oder dasselbe allenthalben auf dem Rückzuge begriffen.

Unbeschreiblich war die Freude der siegenden verbündeten Armee; aber auch unbeschreiblich die Unordnung und Niedergeschlagenheit der Besiegten, die schon seit mehreren Tagen fast ohne Nahrung waren, und die, wegen Mangel an Brücken über die Flüße sich in Leipzigs engen Gassen zusammen drängten, wo noch das Jammern und Stöhnen einer großen Menge Verwundeten und Sterbenden das

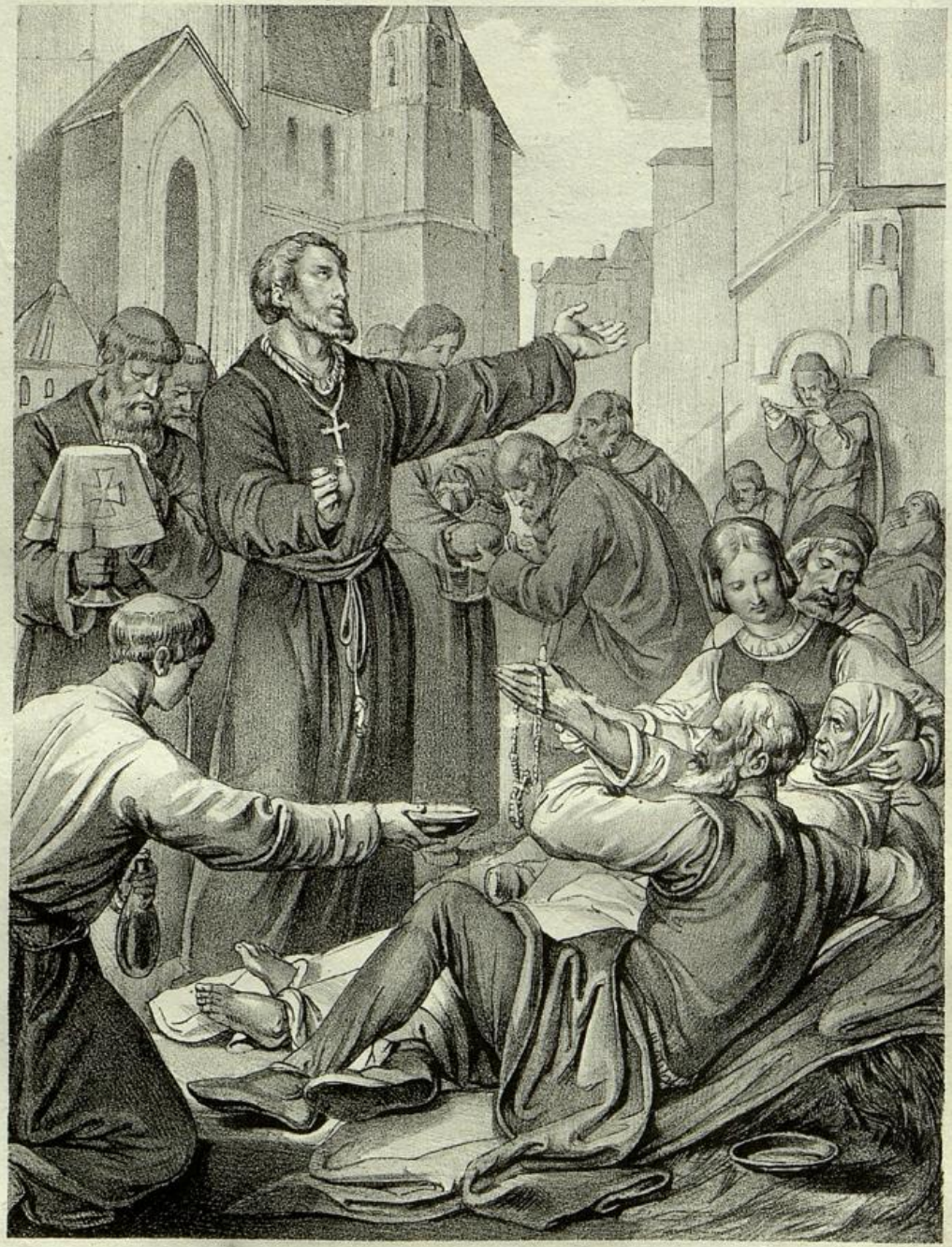
traurige Bild der Verwirrung vollendete. Napoleon war, nachdem er den Befehl zum Rückzuge gegeben hatte, auf einer Bank beim Wachfeuer, ermattet und gebeugt vom Unglücke eingeschlummert. Wie fürchterlich muß sein Erwachen gewesen seyn, als er nach fast errungener Weltherrschaft, hier das Riesenwerk seines Ruhmes und seinem, auf Menschenblut gegründeten Siege in Trümmer zerfallen sah. Er, der sich den Mann des Geschicks nannte, sah hier seinen Glücksstern, auf den er blind glaubte, verschwinden, indessen seine Gegner, durchdrungen von dem Glauben an eine göttliche Vorsehung selbst in ihrem größten Unglücke darin eine stille Beruhigung gefunden hatten.

Napoleon ordnete noch in der Nacht den Rückzug des entmuthigten Heeres aus Leipzig an, und damit dieser bei Tagesanbruch nicht so verderblich werden sollte, so gab er dem Marschalle Macdonald und dem Fürsten Poniatowsky den Befehl, die Vorstädte Leipzigs so lange zu vertheidigen, bis das französische Heer durch den Engpaß, der über Weißenfels führt, gezogen seyn würde. Ganz in der Stille wurde die Brücke über die Elster unterminirt, um gelegenheitlich in die Luft gesprengt zu werden. Wie mag es bei diesen Vorkehrungen und dem Jammer dem Könige von Sachsen zu Muthe gewesen seyn, den man vergebens von dem Bündnisse mit Napoleon abzuziehen beredet hatte, als früh Morgens am 19. Oktober Napoleon von ihm Abschied nahm, und ihn nun seinem Schicksale überließ. Auch hatte Napoleon bereits Eile, um durch Um- und Abwege auf die einzige Uebergangsbrücke zu gelangen, und sich zu flüchten, nachdem mit einem schrecklichen Kugelregen die Verbündeten bereits in die Vorstädte eingedrungen waren, und dieselben eingenommen hatten. Der Marschall Macdonald und der Fürst Poniatowsky wollten sich jetzt über die Elster retten; Ersterer kam wirklich glücklich hinüber, Poniatowsky aber, der mit seinem Pferde hinüber schwimmen wollte, versank in den Fluthen, und mit ihm noch viele andere bedeutende Personen seiner Begleitung. Bald darauf flog auch die Brücke in die Luft, und nun ging die gräuliche Verwirrung in wilde Verzweiflung über. Es fehlte auf diesem Rückzuge nur ein Winter und Rußland, um das Jammerbild des Uebergangs bei Bereczina erneuert zu sehen. Durch das Sprengen der Elsterbrücke wurden die noch diesseits gebliebenen französischen Truppen, 20,000 an der Zahl zu Gefangenen gemacht, Leipzig war erobert, und somit die Schlacht, die man mit Recht eine Völkerschlacht nennen kann, für die Verbündeten gewonnen.

Jetzt erst war man im Stande, die gehabten beiderseitigen Verluste zu ermitteln. Die Franzosen verloren in Allen bei 80,000 Mann an Todten, Gefangenen und Verwundeten, 200 Kanonen, und unzähliges Gepäcke; die Alliirten hingegen bei 45,000 Mann; — ein Beweis des tapferen Widerstandes der Franzosen. Napoleon floh nach dem Verluste dieser Schlacht, von den Verbündeten rastlos verfolgt, eilfertig und unter beständigen Gefechten bis nach Hanau, wo er von einer österreichisch-bairischen Armee unter dem Generale Wrede angegriffen wurde, nachdem auch Baiern nach dem Siege bei Leipzig zu den Verbündeten übergegangen war. Es kam hier ebenfalls zu einer sehr blutigen Schlacht, in welcher sich aber Napoleon durch seine Uebermacht wenigstens einen besseren Rückzug als bisher errang. Von hier eilte er nach Frankfurt, und von da im November über den Rhein, den er nicht wieder überschreiten sollte, und somit war Deutschland gerettet.

Die Folgen der Schlacht von Leipzig erstreckten sich aber noch weiter, und sollten mit der Einnahme von Paris und dem Sturze Napoleons von seinem, wenige Jahre vorher scheinbar für die Ewigkeit gegründeten Kaiserthrone enden; denn zu Anfange des Jahres 1814 übersetzten die zahlreichen Korps der Verbündeten gleichfalls diesen Strom, und drangen in das Herz von Frankreich ein. Zwar bemühete sich Napoleon aus allen Kräften und mit einer staunenswerthen Thätigkeit diesen Andrang zu wehren, allein vergebens. Die Schlachten bei St. Dizier, bei Brienne, bei la Rothière, bei Chatillon, bei Champ-Aubert, bei Vauchamps, bei Monterau, bei Laon und endlich bei Arcis sur Aube, welche bis auf eine einzige für ihn unglücklich ausfielen, und ihm ungeheuere nicht wieder zu ersetzende Verluste zufügten, führten die Truppen der Alliirten bis in die Nähe von Paris, und am 31. März 1814 hielten sie bereits ihren triumphirenden Einzug in diese ungeheuere Stadt, die schon seit Jahrhunderten keinen Feind gesehen hatte. Napoleon wurde zur Abdankung gezwungen, und auf die Insel Elba verwiesen, von welcher er zwar wieder nach Frankreich zurück kehrte, und einen neuen und blutigen aber sehr kurzen Krieg entzündete, der mit seiner Niederlage bei Waterloo endigte, worauf die Alliirten Paris zum zweiten Male einnahmen, den Friedensstörer aber als einen Weltgefangenen nach der weit entlegenen Felseninsel St. Helena verbannten, wo er auch von aller Welt verlassen und geschieden am 5. Mai 1821 seine unruhige und ehrgeizige Seele aushauchte.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Karl Borromäus, Erzbischof von Mailand

und die Gründung der Karlskirche zu Wien.

Jahr 1576 und 1713.

Männer, welche sich durch Weisheit und Herzensgüte von Andern auf eine besondere Weise auszeichnen, und diese schönen Tugenden auch zum Wohle ihrer Mitmenschen rastlos ausgeübt haben, verdienen gewiß jederzeit die Achtung und Liebe der Nachwelt, und dieses zwar in einem um so höheren Grade, wenn mit diesen schönen Eigenschaften der Seele auch noch ein reiner und heiliger Lebenswandel verbunden war.

Ein solch edler und wahrhaft frommer Mann war unstreitig Karl Borromäus, von dessen thatenvollen und segensreichen Leben hier nur einige Züge aufgestellt werden sollen, die geeignet sind, Bewunderung und Nachahmung in Anspruch zu nehmen.

Was die Geburt und Abkunft dieses heiligen Mannes anbelangt, so fällt die erstere auf den 2. Oktober 1538, und zwar in dem Schloße Arona, welches an dem anmuthigen und reizenden See Lago maggiore, in dem Gebiete von Mailand gelegen ist. Seiner Abkunft nach war er der zweite Sohn des Grafen Gilbert Borromäus, der aus einer der ältesten lombardischen Familie abstammte, und der Margaretha, aus dem berühmten Geschlechte der Medicäer, der Herren von Florenz.

Bei dem Berühmtwerden eines Mannes ist es stets von Wichtigkeit, das häusliche Leben und Treiben seiner Eltern zu wissen, weil dieses auf sein kindliches Gemüth einen tiefen und bleibenden Eindruck zu machen pflegt; und man fast mit Bestimmtheit annehmen kann, daß die Keime der Tugend sowohl, als auch des Lasters gewöhnlich in den Jahren der Kindheit in das empfängliche Herz durch das Wort und Beispiel der Eltern gelegt werden.

Karls Eltern waren in der That sehr fromme, außerordentlich wohlthätige, und in bescheidener Zurückgezogenheit lebende Leute. Sie bestimmten ihren Sohn, der schon in seiner zartesten Jugend alle ihre häuslichen Tugenden im hohen Grade äußerte, zum geistlichen Stande, und richteten deshalb auch seine sorgfältige Erziehung dahin ein. Als Karl Borromäus herangewachsen war, wurde er auf die Hochschule zu Pavia geschickt, wo er seine Studien rühmlichst vollendete, und zuletzt mit dem Doktorhute geziert wurde. Sittenreinheit, unermüdlicher Fleiß, stille Eingezogenheit und beharrliche Andacht zeichneten den vornehmen und reichen Jüngling unter seinen fröhlichen Studiengenoßen vortheilhaft aus, daher sie ihn auch nicht besonders achteten, ja manchmal sogar eine nachtheilige Meinung von seinen Talenten äußerten. Noch während seiner Studienzeit starb sein Vater, und sein Oheim, der Kardinal Johann Angelus von Medicis, wurde zum Kirchenoberhaupt erwählt, und bestieg unter dem Namen Pius IV. den päpstlichen Stuhl.

Karl wurde nun sammt seinem älteren Bruder Friedrich von dem heiligen Vater nach Rom berufen, und daselbst, als der Liebling des Oheims, mit Ehren und Reichthümern überhäuft. Karl sagte selbst später bei einer Gelegenheit, daß sein Leben in Rom ein sehr glänzendes war, und daß ihn Gott nicht durch Strenge und Widerwärtigkeiten, wie es gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, zu einem frommen und heiligen Leben geführt habe, sondern durch alle Gaben des Glückes, damit er durch die

göttliche Gnade erleuchtet, recht genau das Unbeständige und Eitle der menschlichen Güter sehe, und seinen Geist auf das Beständige und Wichtige, nämlich auf die ewigen Angelegenheiten hinwende.

Während seines Anfenthaltes zu Rom starb sein einziger Bruder Friedrich unvermuthet daselbst, worauf Karl der Stammherr seines Hauses wurde. Um nun nicht durch irdische Rücksichten in dem Entschluße, Gott im geistlichen Stande zu dienen, wankend gemacht zu werden, ließ sich Karl Borromäus sogleich zum Priester weihen, wurde bald Kardinal, und dann zum Erzbischofe von Mailand erhoben, jedoch gegen seinen Willen von seinem Oheim in Rom zurückgehalten. Nun widmete er den ganzen Tag sich den Berufsarbeiten, die ihm die wichtigen, von der Kirche anvertrauten Aemter auferlegten, die Nächte aber brachte er mit Studien zu, und verlegte sich mit unermüdeter Beharrlichkeit auf die heiligen Wissenschaften. Um das Wort Gottes selbst verkündigen zu können, übte er sich in kleineren Kirchen im Predigeramte, und versammelte um seine Person stets Männer von Verdienst, Gelehrsamkeit und frommen Wandel, mit denen er sich unabläßlich über religiöse Gegenstände besprach.

Zu jener Zeit war das Concilium zu Trident versammelt, und hatte bereits die meisten ihrer Entschlüße verfaßt. Karl Borromäus betrieb nun aus allem Eifer die Vollendung dieses Kirchenrathes, und die Herausgabe des von demselben befohlenen römischen Katechismus, zugleich stiftete er auch in Pavia das Collegium Borromäum für arme Studirende.

Am meisten aber lag ihm die christliche Gemeinde von Mailand am Herzen, deren Oberhirt er war. Während seiner Abwesenheit besorgte daselbst in seinem Namen ein frommer und weiser Priester Namens Nikolaus Ormanetti die geistlichen Angelegenheiten; allein Karl trug eine große Sehnsucht, seiner Heerde persönlich vorzustehen, und brachte es durch sein inständiges Bitten bei dem Papste endlich dahin, daß ihm dieser die Last seiner Kirchenämter abnahm, und in seinen Sprengel abreisen ließ. Mit der grösten Freude und Ehrfurcht wurde er bei seiner Ankunft in Mailand empfangen, wo sein erstes Geschäft darin bestand, sein eigenes Haus zu ordnen, weil es sein Grundsatz war, daß, wer dieses nicht zu verwalten verstehe, auch der Kirche nicht vorstehen könne. Er führte also in seinem Haushalte die strengste Ordnung und die möglichsten Ersparungen ein, um bei seiner Freigebigkeit, die keine Grenzen kannte, desto mehr den Armen und Nothleidenden austheilen zu können. So verwendete er z. B. den ganzen Erlös eines verkauften Fürstenthumes an einem Tage für Arme und fromme Stiftungen.

War aber einerseits sein Wohlthätigkeitssinn gegen Hilfsbedürftige grenzenlos, so strebte er auch anderseits rastlos dahin, die großen Pflichten seines Standes in Wirksamkeit treten zu lassen. Zuerst bemühete er sich aus allen Kräften, die Gesetze des Tridentiner Kirchenrathes in seinem Sprengel einzuführen, um dadurch den Geistlichen wie den Laien die Sittenvorschriften und Glaubenslehren lebendig einzuprägen. Seinem Eifer, so wie seinen Tugenden ist es auch zu verdanken, daß Italien von den Unruhen, Bürgerkriegen und jenen Verwüstungen befreiet blieb, welche die sogenannte Reformation in andern Ländern erregt hatte. Um dieses aber zu bewerkstelligen, leuchtete er überall selbst durch sein Beispiel hervor, ermuthigte die Schwankenden, entzündete die Laüen, strafte die Schlechten, unterstützte die Bedrängten, und unterzog sich den mühseligsten Reisen und Entbehrungen, besonders auf den Alpen, die er mit wunden Händen und Füßen erkletterte, um selbst in der ärmlichsten Hütte sein Hirtenamt zu verwalten. Alles dieses geschah, um selbst zu sehen und zu hören, und sogleich kräftige Abhilfe im Nothfalle bringen zu können.

In diesen gottseligen Arbeiten wurde er durch die Nachricht, daß sein Oheim, der Papst Pius IV. schwer erkrankt sey, und ihn vor seinem Ende noch zu sehen verlange, plötzlich unterbrochen. Er eilte jetzt nach Rom, traf den frommen Greis glücklich noch am Leben, spendete ihm die Sterbsakramente, und stand ihm als tröstender Engel beim Scheiden, das in seinen Armen geschah, zur Seite, worauf er nach der Wahl des neuen Papstes, Pius V., wieder nach Mailand zurückkehrte.

Hier fuhr er unermüdet fort, die begonnenen Verbesserungen in seiner Gemeinde fortzusetzen, vergaß aber dabei nie, vor Allen an seiner eigenen Heiligung zu arbeiten. Er zog sich daher, sobald es die Umstände nur einigermassen gestatteten, stets in die Einsamkeit zurück, öffnete daselbst sein Herz dem Heilande, bat ihn um seine Gnade und seinen Beistand, fastete, betete, übte strenge Buße, beichtete oft, und ließ sich von seinen Gewissensräthen, die er aus den frömmsten und erleuchtesten Männern gewählt hatte, Ermahnungen geben. Seine gewöhnliche Nahrung bestand in Milch, getrockneten Feigen und gekochten Bohnen, sein Getränk bloß in Wasser. Er schlief auf einem einfachen Strohsacke, und brachte viele Nächte im Gebete zu. Höchstens schlief er 5 Stunden, gestattete aber als ein guter Hausvater seinen Hausgenossen einen längern Schlaf.

Wahrhaft merkwürdig sind aber jene zwei Eigenschaften, die er in seiner Amtsführung vereinigte, und die dem Anscheine nach unvereinbar sind. So übergab er sich bei seinen Unternehmungen einerseits ganz der göttlichen Vorsehung, daß es schien, als halte er nichts auf menschliche Anstrengung; allein auf der andern Seite unterließ er nichts, um seinen Arbeiten einen glücklichen Ausgang zu sichern. Was hier Eifer, Thätigkeit, Vorsicht und Scharfsinn vermochten, das wurde sicher angewendet, und Vortheil und Nachtheil, so wie die Mittel, Schwierigkeiten zu besiegen, lange erwogen. Mit der Feder in der Hand zeichnete er den Entwurf früher mit solcher Klarheit und Ordnung auf, daß nothwendiger Weise der Erfolg gewiß seyn mußte. Wenn er sodann dazu noch den Rath einiger vertrauungswürdiger Männer eingeholt hatte, führte er schnell und kräftig aus, ohne je eine Verlegenheit zu zeigen, und sich bei gutem oder schlechtem Erfolge jederzeit gleich bleibend.

Die unbeugsame Strenge aber, mit welcher er zur Ausübung der göttlichen und kirchlichen Gebote anhielt, die rücksichtslose Gerechtigkeit, mit welcher er die schlechten bestrafte und entfernte, und nur Verdienst und Tugend schützte, und über die öffentlichen Sitten wachte, zog ihm sehr viele Feinde unter Geistlichen und Weltlichen zu. Er mußte manche Mißhandlung, ja sogar Angriffe auf sein Leben ertragen. Die weltliche Obrigkeit klagte ihn zuletzt bei dem Könige Philipp dem II. von Spanien an, als wollte er Eingriffe in ihre Rechte machen; Philipp billigte aber Alles, was der Kardinal gethan hatte.

Am schönsten glänzte seine Liebe bei der Pestseuche, welche im Herbste 1576 ausbrach, und den Winter hindurch Mailand verheerte. Als sich die Nachricht verbreitete, daß diese fürchterliche Geisel im Anzuge sey, veranstaltete er öffentliche Gebete um Abwendung derselben, zog sich auf einige Tage in die Einsamkeit zurück, bereitete sich mit Andacht auf den bevorstehenden Todeskampf vor, und machte sein Testament. Nachdem er seine zeitlichen und ewigen Angelegenheiten geordnet hatte, trat er mit einem unbeschreiblichen Eifer hervor, ermunterte und bestimmte die Obrigkeiten zu den zweckmäßigsten Anstalten und größten Opfern. Er berief seine Geistlichen zu sich, und begeisterte dieselben zur hingebenden Erfüllung ihrer Standespflichten. Ueberall ging er voran, spendete den Angesteckten selbst die heiligen Gnadenmittel, und half aus allen Kräften in der schrecklichen Bedrängniß, welche die Hemmung des Verkehrs und die Flucht so vieler Reichen herbeiführte. Er verkaufte, um die Armen zu unterstützen, alle seine Kostbarkeiten, ja selbst sein ganzes Silbergeschirr. Zugleich gab er die Einrichtungsstücke seines Hauses in die Spitäler ab, und da dieses Alles nicht hinreichend war, so verpfändete er seine Einkünfte, wodurch er zuletzt zu einer solchen Dürftigkeit herab sank, daß er und die Seinigen manchen Tag nur trockenes Brot zur Speise hatten. Solch ein erhabenes Beispiel verfehlte zuletzt seine Wirkung nicht, und so stellten, zu gleicher Liebe angefeuert, fromme und reiche Leute, welche die mißlichen Umstände ihres Bischofs erfuhren, große Summen zu seiner Verfügung. Der heilige Mann veranstaltete nun öffentliche Bittgänge, um die Hilfe Gottes zu erflehen. Dabei ging er, in ein härenes Gewand gehüllt, mit bloßen Füssen, einen Strick um den Hals, voran, wandelte verwundet und blutend an den Füßen durch die verödeten Straßen, und tröstete, wo sich ein Häuflein des armen und gebeugten Volkes versammelt hatte, dieses durch eine zu Herzen dringende Anrede, und spendete zugleich mit eigenen Händen Brot, Wein und andere Bedürfniße des Lebens unter dasselbe aus. Endlich erhörte Gott das Flehen des getreuen Hirten, und die verheerende Seuche wich im Frühjahre 1577. Wegen dem aufopfernden Heldenmuthe, den der heilige Karl bei diesem traurigen Ereigniße bewies, ward er als ein Fürsprecher bei Gott gegen diese Geisel der Menschheit verehrt, und der fromme Kaiser, Karl VI., gelobte ihm zu Ehren in Wien eine Pfarrkirche zu erbauen.

Von dem heiligen Karl Borromäus sind im Mailändischen noch viele Denkmale seiner Frömmigkeit und Menschenliebe übrig geblieben. So ist das schöne, große und reiche Mailänder Krankenhaus sein Werk; und eben noch viele andere geistliche Erziehungsanstalten, Priesterhäuser, und Zufluchtsörter für Arme, Unglückliche und Verführte haben seiner Freigebigkeit ihren Ursprung zu verdanken. Besondere Sorgfalt widmete er auch auf die Herstellung und Ausschmückung der Gotteshäuser, und sorgte dafür, daß bei der öffentlichen Gottesverehrung Ordnung und erhebende Würde Statt fand.

Eine besondere Verehrung äußerte Karl gegen die seligste Jungfrau Maria, und ließ über jeder Kirchenthür seines Sprengels ihr Bildniß anbringen, damit alle Eintretenden durch sie bei ihrem hochgelobten Sohne Gnade und Erhörung finden.

So führte er sein heiliges Leben, das eigentlich eine beständige Vorbereitung zum Tode war, in beständiger Rücksicht auf die Ewigkeit fort. Als er sein Ende herannahen fühlte, begab er sich in das einsame Gebirge nach Varallo, welches wegen dem schönen Kreuzwege und dem heiligen Grabe berühmt

war. Dort legte er sich die strengsten Bußübungen auf, und bereitete sich vor, in eine höhere Welt überzugehen. Er wurde von einem hitzigen Fieber befallen, und krank nach Mailand zurückgebracht, wo er am 3. November 1584 im 47. Jahre seines Alters nach einem thatenreichen und segensvollen Leben selig in dem Herrn entschlief. Als die Nachricht von seinem Tode nach Rom gelangte, rief der damals regierende Papst, Gregor XIII. bewegt aus: »Die Leuchte Israels ist erloschen!«

Karl war ein großer schöner Mann, und von so gutem Aussehen, als es nur immer seine vielen Bußübungen gestatteten. Er hatte große blaue Augen, eine Adlernase und kastanienbraune Haare. Ueber sein blasses Angesicht war Würde und Ernst ausgegossen. In seiner Kleidung so wie in seinem Hausgeräthe war er sehr einfach. Strenge und sparsam gegen sich selbst, war er gegen Andere jederzeit gastfrei, und ein wahrhaft guter Hausvater der Seinigen. Sehr leicht zugänglich, empfing er Jedermann mit Sanftmuth und Artigkeit, vorzüglich aber arme und fromme Leute, und wenn er sich gegen die Großen mit Ernst betrug, so nahm er dagegen einen armen Landschullehrer mit der rührendsten Leutseligkeit auf. Karl kannte vollkommen, was der Anstand, die bürgerliche Rangordnung und die feinste Lebensweise fordern, daß die ganze Welt darüber erstaunte, wie ein so großer Oberhirt bei seinen zahlreichen und heiligen Beschäftigungen so genau in der Erfüllung der Pflichten des geselligen Lebens seyn könne.

Am 1. November 1610 wurde Karl von dem Papste Paul dem V. unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, und sein heiliger Lebenswandel allen Gläubigen zur Nachahmung vorgestellt. Seine irdischen Ueberreste ruhen im Dome zu Mailand.

Wie bereits erwähnt wurde, hat Kaiser Karl VI. zur Abwendung der Pest dem heiligen Karl Borromäus in Wien einen Tempel angelobt. Diese Pest brach in Wien im Jahre 1712 aus, und soll von einer Weibsperson aus Ungarn eingeschleppt worden seyn. Sie dauerte ein ganzes Jahr, raffte Tausende von Menschen hinweg, und war überhaupt das 17. Pestübel, welches man in Europa zählte. Der Kaiser verließ in dieser Noth seine Hauptstadt nicht, und traf, als ein treuer Landesvater selbst die kräftigsten Vorkehrungen zur Hemmung und Abwendung dieses Uebels. Da er aber innig überzeugt war, daß jede menschliche Anstrengung bei diesem Unglücke erfolglos sey, wenn nicht die Hilfe Gottes dasselbe abwende, so begab sich der fromme Kaiser in Begleitung des ganzen Hofes am 22. Oktober 1713 in die St. Stephanskirche, sank dort vor den Stufen des Hochaltares auf die Knie, und gelobte, daselbst zu Ehren des heiligen Karl Borromäus eine Kirche zu erbauen, wenn der Allmächtige Stadt und Land von dem schrecklichen Uebel befreien wolle. Gott erhörte diese demüthige Bitte des Kaisers, und mit Ende des Jahres verschwand die Seuche, welche in Wien allein über 9000 Menschen hinweg gerafft hatte. Seit dieser Zeit blieb auch diese Stadt von dieser Geisel des Morgenlandes verschont, nachdem zur Abwendung der Einschleppung und Verbreitung derselben an den bedrohten Reichsgrenzen die trefflichsten Anstalten getroffen worden sind.

Nach dem Verschwinden der Seuche, gedachte der gewissenhafte Kaiser sogleich daran, sein gegebenes Gelübde in Erfüllung zu bringen, und ließ auf einer mässigen Anhöhe vor dem Kärntnerthore, am Anfange des Rennweges, nach einem von dem berühmten kaiserlichen Architekten Johann Fischer von Erlach verfertigten Bauplane durch den Baumeister Philipp Martinelli eine prachtvolle Kirche aufführen. Zur Ausschmückung des Tempels wurden die ausgezeichnetsten Künstler berufen, und nach den gehörigen Vorbereitungen begannen die Arbeiten so rasch, daß der Kaiser bereits am 4. Februar 1716 den Grundstein legen konnte, welchen der Bischof von Neutra, Graf Ladislaus Erdödy, einweihte. Schnell stiegen die Mauern empor, bis im Jahre 1722 mit den Arbeiten ausgesetzt wurde, welche aber im folgenden Jahre mit desto größerem Eifer wieder begannen, so daß schon im Jahre 1737 das ganze schöne Gebäude vollendet da stand, und der Gottesdienst darin abgehalten werden konnte, nachdem die Kirche früher am 22. Oktober 1737 von dem Kardinal Sigmund Graf von Kollonits, dem ersten Erzbischofe Wiens, eingeweiht worden war.

Unstreitig ist diese Kirche die schönste aller Kirchen Wiens, und erweckt bei ihrem Anblicke durch ihre harmonischen Formen ein angenehmes Gefühl, woran sich noch wehmüthige aber im Gottvertrauen belebende Erinnerungen der Vergangenheit knüpfen.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Der Untergang der Wrssowetze,

durch Herzog Swatopluk.

Jahr 1108.

Brzetislaw II. Herzog von Böhmen, welcher vom Jahre 1092 bis 1100 regierte, war sonst ein mit guten Eigenschaften ausgestatteter Fürst, beging aber den großen Fehler, daß er im Jahre 1096 das von seinem Großvater Brzetislaw dem I. gegebene Gesetz über die Seniorat-Erbfolge zu brechen bemüht war, und dadurch Böhmen über ein Menschenalter hindurch zum Schauplatze blutiger Händel und Bürgerkriege machte.

Diese Seniorat-Erbfolge, welche Herzog Brzetislaw I. im Jahre 1054 anordnete, bestand darin, daß Böhmen fortan ungetheilt bleibe, und stets nur Einem Herzoge gehorche, dann, daß von seinen Söhnen und deren Nachkommen Jedesmal der Aelteste an Jahren auf dem Throne nachfolge, die übrigen Prinzen des Hauses aber von dem regierenden Herzoge mit gewissen Antheilen in Mähren bedacht werden, ihm dagegen als ihrem Herrn Jedesmal gehorsam seyn, und nichts von ihren Besitzungen ohne seine Einwilligung veräußern sollen.

Diese Verfügung Brzetislaws war für die Ruhe und Wohlfahrt des Landes gewiß weise gedacht, und beugte den Gefahren vor, welche im Mittelalter bei der Minderjährigkeit der Thronerben und der Regentschaft so verderblich waren, indem jetzt nur erfahrene Männer zur Regierung gelangten; und da nun auch jeder Abkömmling des Hauses der Przemisliden gleiches Recht und gleiche Hoffnung hatte, einst Herr des Landes zu werden, so lag es gleichfalls in seinem Interesse, die Ordnung und das Beste des Landes aus allen Kräften zu befördern und zu bewahren.

Brzetislaw II. verletzte nun, wie bereits erwähnt wurde, dieses heilsame Seniorats-Erbfolge-Gesetz, indem er mit Zurücksetzung Ulrichs, des ältesten Sohnes seines Onkels Konrad, der ihm an Jahren der Nächste war, seinem Bruder Borziwoy die Thronfolge unmittelbar zuwenden wollte. Er ließ daher aus unbekannten Gründen den Herzog Ulrich im Jahre 1097 verhaften, und auf die Veste Glatz abführen, worauf er nach Regensburg zum Kaiser Heinrich den IV. reisete und ihn bat, daß er seinen Bruder Borziwoy mit der herzoglichen Fahne von Böhmen schon im Voraus belehnen, und den anwesenden Böhmen befehlen solle, daß sie nach seinem Tode nur diesen zu ihrem Herzoge wählen. Der Kaiser erfüllte diesen Wunsch des Herzogs auch bereitwillig, weil man ihn hier zum Herrn und Richter in einer Sache machte, die bisher außerhalb den Grenzen seiner Macht gelegen war.

Eine Ungerechtigkeit führt aber gewöhnlich eine andere nach sich, und damit nun die Brüder des gefangenen Ulrichs nicht etwa ihre Ansprüche auf den Herzogsthron wider Borziwoy einst geltend machen könnten, so überzog sie Brzetislaw mie Krieg, vertrieb sie aus Brünn und zuletzt aus ganz Mähren, und übergab sodann das ihnen entrissene Gebiet seinem Bruder Borziwoy.

Allein die Nemesis blieb nicht lange aus, und Brzetislaw II. sollte das Grundgesetz der Monarchie nicht straflos übertreten haben. Ulrichs Bruder dung einen Mörder, der dem Herzoge auf einer Jagd im Börglitzer-Walde auflauerte, und mit einem Jagdspieße durchbohrte, an welcher Wunde Brzetislaw den Tag darauf verschied. (22. Dec. 1100.)

Nach Brzetislaws Tode eilte Borziwoy von Brünn nach Prag, und bestieg schon am 25. December 1100 unter dem Namen Borziwoy II. den Fürstenstuhl. Zwar war er ein Mann von seltener Herzensgüte und einem edlen Wesen; nichts destoweniger aber doch ein Usurpator, indem der Thron dem Herzoge Ulrich gebührt hätte. Dieser war indessen aus seiner Haft zu Glatz entkommen, und mit seinem Vetter zu dem Kaiser Heinrich den IV. abgereist, um daselbst durch Geld den ihm rechtmäßig gebührenden Thron von ihm zu erkaufen. Heinrich nahm das Geld an, und belehnte Ulrich auch wirklich mit Böhmen, überließ ihm aber die Sorge, sich die Anerkennung im Lande selbst zu verschaffen. Mit einem Hilfsheere aus Oesterreichern und Baiern bestehend, drang er nun noch bis

in die Mitte Böhmens vor, und lagerte sich zuletzt bei Malin, da, wo jetzt Kuttenberg steht. Borziwoy zog ihm hier entgegen, und bloß ein Bach trennte mehr die beiden feindlichen Heere. Der kommende Tag sollte nun entscheiden, wer künftig über Böhmen herrschen werde; da verließen aber die Deutschen in der Nacht den Herzog Ulrich, und dieser sah sich hierauf genöthigt, sich dem Herzoge Borziwoy zu ergeben, der ihn übrigens milde empfing, und ihn zum Gebieter über den Brünner-Bezirk setzte, nachdem er seinen Ansprüchen auf Böhmen für immer entsagt hatte.

Allein Borziwoy sollte den unrechtmäßig erlangten Thron auch jetzt nicht lange in Ruhe genießen. Ein anderer Vetter von ihm, der kriegerische und wilde Herzog Swatopluk von Ollmütz, gab die Absicht, den Herzog Borziwoy mit Gewalt vom Throne zu stoßen, deutlich genug an den Tag. Schon durch mehrere Jahre hatte Swatopluk geheime Agenten nach Böhmen an die Großen des Landes und an die Städte gesendet, die mit allen Mitteln der Bestechung, Verläumdung und Versprechung versehen waren, um sich einen Anhang zu verschaffen. Im Jahre 1105 kam Swatopluk selbst mit einem zwar kleinen aber kriegslustigen Heere nach Böhmen, und marschirte durch einige seiner bereits gewonnenen Anhänger verstärkt geraden Weges vor Prag. Er hoffte die Stadt durch Verrätherei in seine Gewalt zu bekommen, und dann dem im Wisserhad eingeschloßenen Borziwoy das Schicksal Ulrichs fühlen zu lassen; allein die Wachsamkeit des Bischofs Hermann und des Befehlhabers der Altstadt, machten sein Vorhaben scheitern, und Swatopluk fand sich für dießmal genöthiget unverrichteter Sache nach Ollmütz zurückzukehren, und seinen Plan auf eine gelegenere Zeit aufzuschieben.

Diese kam aber sehr bald. Swatopluk hatte nämlich bei seinem ersten Eindringen in Böhmen bemerkt, daß daselbst sein ganzer Anhang viel zu schwach und unbedeutend sey, wenn es ihm nicht gelingen würde die Wrssowetze, dieses mächtige böhmische Geschlecht, welches dem Borziwoy anhing, entweder auf seine Seite zu ziehen, oder doch wenigstens von dem Herzoge abwendig zu machen. Deren Wrssowetze waren viele in Böhmen, und Mutina und Bozey wurden damals als die Häupter derselben angesehen. Der Ursprung dieser Familie verliert sich in ein graues Alterthum. Sie wohnten ursprünglich in Polen, und gehörten so wie die mächtigen Slawniks, welche von ihnen ausgerottet wurden, zu dem Geschlechte der Lechen. Sie zogen, um der Wuth Boleslaws des Grausamen zu entgehen, zu Ende des 10. Jahrhunderts nach Böhmen, wo sie unzählige und weitläufige Besitzungen bekamen, und zu den ersten Würden des Reiches gelangten. Ihr Ansehen und ihre Macht wurde endlich so groß, daß sie mehrere Male selbst Anspruch auf den Herzogsthron machten, und das Mißlingen desselben durch Bürgerkrieg, Entthronung und Ermordung von manchen Regenten rächten. So verjagten sie z. B. im Jahre 1002 den Herzog Boleslaw den III. und erwählten dafür den polnischen Prinzen Wladiwoy zum Herzoge; eben so tödteten sie den Herzog Jaromir 1007 und im Jahre 1109 den Herzog Swatopluk, ohne bei ihrer Macht je befürchten zu dürfen, darüber zur Rechenschaft gezogen oder bestraft zu werden.

Um nun dieses mächtige Geschlecht dem Herzoge abwendig zu machen, bediente sich Swatopluk folgender List: Er schickte heimlich einen Vertrauten zu Borziwoy, der vorgab, als ob er sich zu ihm flüchte, weil er von Swatopluk schrecklich mißhandelt worden sey, und dieser entdeckte nun dem Herzoge alle Anschläge, welche Swatopluk wider ihn im Sinne habe. Natürlich mischte er dabey Wahres mit Falschen, um seine Absicht zu erreichen, und machte dem Herzoge seine mächtigsten und treuesten Anhänger, und darunter besonders die Wrssowetze verdächtig, die er als mit Swatopluks Verschworne und für Verräther erklärte. Der Herzog, ein einfacher und leutseliger Mann war wirklich leicht zu täuscheu, und entfernte in seinem Argwohne in kurzer Zeit viele seiner getreuesten Räthe, oder setzte sie gänzlich ab, und vertraute ihre Aemter Ausländern an. Hiedurch entfremdete er sich seinem Bruder Wladislaw, der diese Aenderung mißbilligte, und deßhalb oft mit ihm in Streit gerieth; die Wrssowetze aber, die aus den Anstalten des Herzogs durch ihre Vertrauten erfuhren, daß er zugleich die Absicht habe, sie sämmtlich aufzuheben und gefangen zu setzen, entfloben heimlich, und da sie merkten, daß man ihnen noch fortwährend nachstelle, so wurden sie durch diese Treulosigkeit Borziwoys wirklich zum Abfalle von ihm verleitet. Sobald Swatopluk durch seine Kundschafter die Lage der Sachen erfahren hatte, erschien er im Frühjahre 1107 mit einem Heere in Böhmen, verständigte sich hier mit den Wrssowetzen, die nun aus Rache seine Partei ergriffen, und so mußte der von seinen ehemaligen Anhängern verlaßene Borziwoy sein Heil in der Flucht suchen, worauf Swatopluk in Prag einzog, und zum Herzoge von Böhmen ausgerufen wurde.

Swatopluks Element war der Krieg, und nachdem er sich auf dem Throne besonders dadurch befestigt hatte, daß er so wie sein Vorfahrer das vermeintliche Recht darauf mit 10,000 Mark Silbers von dem Kaiser Heinrich den V. erkauft hatte, zog er mit diesem wider den König Kolomann von Ungarn in den Krieg. Zum Schutze Böhmens ließ er während seiner Abwesenheit den Grafen Macek und den schon genannten Mutina von Wrssowetz mit voller Gewalt zurück. Während nun Swatopluk mit seinen Scharen verwüstend bis Trentsen vordrang, gewann der bedrängte Kolomann den Herzog Boleslaw von Polen, damit er während Swatopluks Abwesenheit in Böhmen einen Einfall machte. Unter seiner Begleitung befand sich auch der vertriebene Borziwoy, der zuerst nach Sachsen, zu seinem Schwiegersohne, dem berühmten Grafen Wiprecht von Groitsch geflohen war, von wo er sich sodann nach Polen zu Boleslaw begab, und diesen gleichfalls zu dieser Diversion nach Böhmen verleitete, in der Hoffnung seine ihm entrissene Krone jetzt vielleicht wieder zu erringen. Ihnen stellten sich jenseits der Grenzen von Schlesien Wacek und Mutina entgegen, um ihnen den Eingang in das Reich zu verwehren; allein sie wurden geschlagen, und tief in das Land zurückgedrängt, worauf Boleslaw und Borziwoy 3 Tage und Nächte lang, Böhmen mit Feuer und Schwert verwüsteten, so daß der ganze Königgrätzer-Kreis einer Einöde glich. Der Graf Macek schob die ganze Schuld dieses Unglücks auf Mutina, von dem er behauptete, daß er nur zum Scheine wider die Feinde gefochten, und daher wahrscheinlich im verrätherischen Einverständnisse mit ihnen gestanden habe, denn er sey sogar im Geheimen nach Schweidnitz gegangen, um sich dort mit seinem Vetter, der von der Partei Borziwoys war, zu besprechen. Wacek meldete dieß durch einen geheimen Boten dem Herzoge Swatopluk, der gerade vor Presburg lag, während er durch einen andern Emissär die Polen mit der falschen Nachricht, daß Swatopluk mit einem großen Heere aus Ungarn heranrücke, zur schnellen Flucht aus Böhmen veranlaßte.

Sogleich verließ auf diese Nachricht Swatopluk wüthend vor Zorn das Heer des Kaisers und schwur Mutina sammt seinem ganzen treulosen Geschlechte den Untergang. Um aber dieses Vorhaben desto sicherer und mit einem Schlage ausführen zu können, hielt er diesen gräßlichen Gedanken noch bei sich, und zeigte sogar denjenigen Wrssowetzen, die den Zug nach Ungarn in seinem Gefolge mitgemacht hatten, die gewöhnlich freundliche Miene.

Als er im Oktober 1108 bei Leitomischl die Grenze Böhmens betrat, kamen ihm Wacek und Mutina entgegen, um ihn zu empfangen. Dreimal wurde an diesem Tage Mutina von seinen Freunden gewarnt sich zu flüchten, da der Herzog seinen Tod, oder wenigstens seine Blendung beabsichtigte; Mutina achtete aber der Warnung nicht, und entgegnete, daß er keine Furcht vor dem Tode habe. Ihn mag vielleicht das Bewußtsein seiner Unschuld eben so sicher gemacht haben, wie die verstellte Freundlichkeit des Herzogs, und so kam es, daß er zu seinem Unglücke mit dem Herzoge auf der Burg Wratislaw übernachtete.

Am folgenden Morgen versammelte Swatopluk alle anwesenden Grafen, Herren und Ritter in dem Hauptsaale der Burg, unter diesen befand sich auch Mutina mit seinen 2 jungen Söhnen, und die Herren Unislaw und Domaslaw aus dem Hause der Wrssowetze. Da trat plötzlich der Herzog mitten unter sie, setzte sich auf eine Ofenbank, und gab hier in einer racheglühenden Rede seiner lang verhaltenen Wuth freien Lauf. Nicht Mutinas Treulosigkeit allein, sondern jeden Verrath und alle Verbrechen, die sein Geschlecht seit Menschengedenken gegen den Staat und gegen das Haus der Przemisliden begangen haben sollte, schilderte er mit der Gluth des Hasses, und sprach endlich über Alle das Urtheil der Vernichtung. Die gegenwärtig gewesenen Wrssowetze wurden sogleich zum Tode bezeichnet, und wer die Abwesenden tödten würde, der sollte in ihr ganzes Vermögen eingesetzt werden. Stumm vor Schrecken saßen die Einen in der Versammlung, während Andere in wilden Beifallslärm ausbrachen, als der weggehende Herzog das Zeichen zum Morden gab. Mutina saß bey der ganzen Scene in wunderbar ruhiger Fassung, sprachlos und unbeweglich. Bereits erhielt er zwei Hiebe auf den Kopf ohne sich zu bewegen; erst als er gegen den dritten aufstehen wollte, fiel sein Haupt vom Rumpfe. In demselben Saale, und in derselben Stunde wurden auch die Söhne Mutinas verhaftet, Unislaw und Domaslaw aber umgebracht. Sogleich setzten sich mehrere Ritter zu Pferde, und eilten nach Libic, wo Bozey eben mit seiner Gemalin und seinem Sohne Borita beim Mittagsmale saßen. Als der Burgwächter meldete, daß ein Haufe Berittener ordnungslos durch die Ebene herankomme, gab Bozey den Befehl sie einzulassen, weil er der Meinung war, daß es Krieger seyen, die vom ungarischen Feldzuge zurück kehren. Kaum eingelassen riß aber schon einer von den Rittern die

Thüre des Speisesaales auf, und drang lästernd mit gezogenem Schwerte wild ein. Der junge Borita wollte ihn schweigen heißen, aber sogleich sank er durchbohrt und leblos zu Boden, gleich nach ihm mußte die Gemalin Bozeys, die sich vergebens auf ihren Gatten hingeworfen und denselben umklammert hatte, auch ihn durch das nämliche Schwert, das noch von dem Blute des Sohnes träufelte, durchbohrt sehen, worauf sie dann das Schicksal der beiden Theueren erfuhr. Nach vollbrachtem Morde plünderten die Schändlichen die uralte Burg rein aus, beraubten sogar die Todten von den Kleidern und warfen sie nackt in eine Grube.

Als dadurch der Anfang zu dem blutigen Trauerspiele gegeben, und die beiden Häupter der Wrssowetze bereits als Opfer einer wüthenden Rache gefallen waren, ging das Wüthen auch auf die andern Glieder und alle Verwandten derselben los, einer sicilianischen Vesper nicht unähnlich, zogen jetzt die Henker und Schlächter im Lande herum, um ihre Opfer aufzusuchen, und sich ihrer Habe zu bemächtigen. Man sagt, daß nach und nach bei 3000 Wrssowetze getödtet worden sind, was aber höchst wahrscheinlich übertrieben zu seyn scheint, und man vielleicht wohl nur jene Personen mitverstanden hat, die dem Hause der Wrssowotze getreu für sie die Waffen ergriffen haben, und in dem Verzweiflungskampfe mit ihnen gefallen sind. Die meisten dieses unglücklichen Geschlechtes kamen in ihren Häusern um, Viele aber von ihnen wurden auch gefangen und auf öffentlichen Plätzen zur Hinrichtung abgeführt. Am meisten wurde der Tod der beiden kleinen Söhne des Mutina bedauert, von denen ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, daß es gut geartete Knaben, von liebenswürdigen Benehmen und so schön waren, wie kein Künstler sie in Elfenbein, und kein Maler auf der Wand zu bilden vermochte. Als man sie aus den Armen der Mutter riß, wurden sogar die Herzen der rauhesten Männer durch das Leid der unschuldigen Frau und ihrer Kinder so sehr gerührt, daß sie, um eine so gräßliche Trauerscene nicht ansehen zu dürfen, sich bekreuzten, und von dem Schauplatze entfernten.

Auf diese Art mußten die Wrssowetze für die Fehler ihrer Vorfahrer büssen, und die Namen des durch sie vertilgten Hauses Slawnik, aus welchem auch der heilige Adalbert stammte, waren blutig gerochen. Von nun an erlischt ihr Name gänzlich aus der Geschichte, und nur um sich an den Herzog, dem Urheber dieser Schlächterei zu rächen, erscheint noch ein Wrssowetz auf einen Augenblick auf der blutigen Scene, um dann für immer zu verschwinden.

Kaum war das Geschlecht der Wrssowetze ausgerottet, als schon Kolomann dem Herzoge Swatopluk seinen Einfall in Ungarn durch einen andern in Mähren entgalt, und dem armen Landvolke die Wuth seiner barbarischen Scharen auf eine jammervolle Weise empfinden ließ. Swatopluk sah sich jetzt genöthigt diesem grimmigen Feinde eiligst entgegen zu ziehen, allein als er ihn erreicht hatte, und auch der Tag zur Schlacht schon bestimmt war, ritt Swatopluk in der Dunkelheit der Nacht durch einen Wald, wo ihn ein rückprellender spitziger Baumast so tief ins Auge fuhr, daß man ihn nur mit dem Auge selbst wieder herausziehen konnte (1709). Man trug den Herzog ohnmächtig davon und brachte ihn nach Prag, wo er nur langsam an seiner Wunde geheilt werden konnte. Kaum aber hergestellt, eilte er wieder mit Leidenschaft nach Mähren, und da sich Kolomann noch vor seiner Ankunft aus dieser Provinz zurückgezogen hatte, selbst über die Grenze, worauf er nach einem kaum unterbrochenen Ritt von 3 Tagen mit seinen Scharen vor der Veste Neutra erschien, um sie durch einen Handstreich zu nehmen. Da ihm aber dieses nicht gelang, so kehrte er voll Mißmuth um, und rächte das Fehlschlagen seines Unternehmens durch Brand und Verwüstung in denjenigen Gegenden, die er durchzog, und kam so unverfolgt und mit Beute beladen wieder nach Mähren zurück.

Noch in diesem Jahre 1109 vereinigte Swatopluk sein Heer mit dem Kaiser Heinrich den V. um die Polen zu bekriegen; dieser Feldzug lief aber unglücklich ab, indem der Herzog Boleslaw von Polen jede Schlacht vermied, den Feind in unwirthbare Steppen lockte, alle Vorräthe der bewohnten Gegenden theils wegführen, theils vernichten ließ, wodurch er das Heer des Kaisers dem Hungertode nahe brachte. Nun beschloß Heinrich den Rückzug über Schlesien, bei welcher Gelegenheit Herzog Swatopluk den ganzen Tag in dem Zelte des Kaisers zubrachte, um sich dieserwegen mit ihm zu besprechen. Als er hierauf Abends in sein Zelt zurückkehrte, mischte ein unbekannter Ritter, der aus dem nahen Eichenwalde kam, sich unter das herzogliche Gefolge, und warf, bei einer günstig ersehenen Gelegenheit seinen Speer mit den Worten: »Empfange hier deinen verdienten Lohn von dem letzten Wrssowetz« so tief zwischen die Schultern des Herzogs, daß er sogleich todt vom Pferde sank. Dieses war das Ende des leidenschaftlichen und rachesüchtigen Swatopluks, eines Fürsten, der an Tapferkeit kaum seines Gleichen fand, allein durch seine Grausamkeit sich die Liebe seiner Unterthanen verscherzt hatte.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Vaterländische Immortellen von Ziegler. 185.

Ulrich von Liechtenstein erhält den Sangpreis

aus den Händen der Gemalin Friedrich des Streitbaren.

Jahr 1245.

In der Blüthe des Ritterthums, die sich zur Zeit der Kreuzzüge, nämlich vom 11. bis zum 13. Jahrhunderte am schönsten entfaltete, entstanden auch die Gesänge der Troubadours, welche die Liebe zu den Frauen, das Ritterthum und die Schönheiten der Natur besangen, und die man im Allgemeinen mit dem Namen der romantischen Dichtkunst belegte.

Der Gesang ist übrigens so alt, wie die Schöpfung des Menschen, und alle von der Natur begabten Völker zeigen, so weit man ihre Geschichte verfolgen kann, eine große Liebe zur Poesie oder Dichtkunst, und bildeten dieselbe um so eigenthümlicher aus, je weniger sie mit andern Nationen in Berührung kamen.

Daß auch unsere Vorfahren, die alten Germanen ihre Dichter gehabt haben, ist unbezweifelt; denn der römische Schriftsteller Tacitus, der im 1. Jahrhunderte nach Ch. G. lebte, macht von den Gesängen der Barden, welche Priester und zugleich Dichter der Deutschen waren, eine umständliche Erwähnung, und sagt von ihnen, daß sie in einer lebhaften Schilderung der Heldenthaten bestanden, welche die Vorfahren derselben im Kampfe verrichtet hatten. Sie pflegten diese Gesänge vor dem Beginne einer Schlacht abzusingen, und sollen dadurch den Muth der Krieger auf eine außerordentliche Weise angefeuert haben.

Wie nachmals die Deutschen selbst die Ueberwinder der Römer wurden, und sich in ihren Ländern bleibend nieder ließen, nahmen sie im Verlaufe der Zeit auch die Sitten und Sprache der Ueberwundenen in gewissen Graden an, und dichteten ihre Lieder in der neuen vermischten Sprache. Daher kommt es, daß man ihre Dichtungen von jener Zeit romanische Dichtungen nennt, weil sie in einem mit der römischen oder romanischen Sprache verwandten Dialekte geschrieben wurden. Karl der Große ließ viele solcher alten romanischen und deutschen Gesänge sammeln; es ist aber sehr zu bedauern, daß sie sämmtlich durch die Unbilden der Zeit verloren gegangen sind.

Zur Zeit des Ritterthums war die provenzalische Sprache am besten ausgebildet, und schickte sich also zum Rythmus oder Reime am besten, daher nannte man auch die ersten Sänger jener Zeit Provenzalen, und verstand darunter nicht nur die Bewohner der eigentlichen Provinz Provence, sondern überhaupt das ganze südliche Frankreich, und einen Theil des nördlichen Spaniens in dem heutigen Aragonien.

Der Hof der Grafen von Provence galt schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts für den gebildetsten und prachtvollsten in Europa. An ihm konnte man nur durch das Talent geistreicher und in eine zierliche Sprache gekleideter Unterhaltung gefallen. Die Ritter bereiteten sich zu jedem Besuche durch künstliche Verse vor, daher wurden Dichtkunst und Musik die Würze jeder gesellschaftlichen Unterhaltung. Hier vertauschte der Adel auf einige Zeit Schwert und Lanze mit der Laute, und ergötzte die Damen abwechselnd mit kriegerischen und poetischen Wettkämpfen. Hier ist die Wiege der Troubadours (Erfinder) zu suchen, die ihre Kunst die fröhliche nannten, und ihre Lieder zugleich mit Musik begleiteten. Die Lieder derselben waren meistens lyrischer Gattung, doch wendeten sie sich auch manchmal tadelnd gegen die Gebrechen der Zeit und des damaligen Lebens, verfolgten mit bittern Spott die Ueppigkeit der Großen, ermahnten die Fürsten zu Recht und Billigkeit, und forderten die Nachlässigen zur Uebernahme des Kreuzes auf.

Wenn aber die Südfranzosen sich größtentheils auf die Lyrik (Gefühlsdichtung) verlegten, so bildeten die Nordfranzosen die epischen oder Heldengedichte und die Romane aus. Zur Zeit der Kreuzzüge waren die Thaten Kaiser Karl des Großen ein Hauptgegenstand dieser Dichter, nicht sowohl in ihrer wahren Sache, welche zur romanischen Dichtung zu arm gewesen wäre, sondern in fabelhaft ausgesponnenen und mit den wunderbarsten Abenteuern verflochtenen Begebenheiten, welche unwillkührlich an die Märchen des Morgenlandes erinnern. Den Hauptstoff lieferte sein Krieg gegen die Saracenen in Spanien und die unglückliche Niederlage bei Roncesvalles, wo der tapfere Roland blieb. So viel von den Troubadours.

So wie die Franzosen von Karl dem Großen, so bildeten die Engländer von ihrem Könige Artus und den 12 Rittern seiner Tafelrunde einen Sagenkreis. In dieser Dichtung suchten sie besonders das Ideal eines vollkommenen Ritterthums zu entfalten, und besangen darin außer seinem häuslichen Leben noch seine Kriege mit den heidnischen Sachsen in einem gleichfalls fabelhaften aber sehr anziehenden Gewande. Ihre Sänger nannten sie Ministeriales, woraus das Wort Minstrel entstanden ist, obschon man sie auch Trouveres nannte, weil die französischen Dichter oft abwechselnd in Frankreich und England lebten. Auch sie begleiteten ihren Gesang mit Musik, behaupteten aber eine edlere Haltung wie die Troubadours, welche häufig mimische Vorstellungen mit ihrem Gesange verbanden, während die Minstrels von jeder Gaukelei ferne blieben.

Unmittelbar an diese weltlichen Dichtungen schlossen sich die mystischen oder religiösen an, und zwar die in dem Mittelalter so bedeutsamen Gesänge vom heiligen Gral. Nach einer alten Ueberlieferung war nämlich bei der Einsetzung des Abendmals eine diamantene Schale gebraucht worden, in welcher Joseph von Arimathia, der Christus vom Kreuze abnahm das Blut des Herrn, das aus seiner Seitenwunde geflossen ist, aufgenommen haben soll. Man nannte deßhalb diese Schale Sanquis regalis (königliches Blut), welcher lateinische Ausdruck in Sang royal, und später in Sainct Gral überging. Um nun dieses heilige Kleinod, welches nach Spanien, und von da bis in das ferne Ostindien entrückt worden seyn soll, aufzufinden, zogen die edelsten Ritter der Tafelrunde aus, weil mit dem Besitze desselben die höchsten himmlischen Segnungen verknüpft waren.

Drang jedoch auf diese Weise das Christenthum mit seinen Geheimnissen in das Ritterthum ein, so gingen andere Dichter jener Zeit noch tiefer in die Zeit hinab, besangen auf eine romantische Weise die Thaten der alten griechischen und römischen Helden, und schmolzen den Curtius und Virgilius zu gereimten Ritterbüchern um. Sie schmückten den großen Alexander und die trojanischen Helden mit allen Zierden der christlichen Ritterschaft, während eine andere Gattung von Dichtern ihren Stoff aus dem wirklichen Leben nahm, und die Begenheiten von Rittern, Bürgern und Geistlichen bald in tragischer bald in komischer Weise absangen. Diese nannte man Contes und Fabliaux.

Aber auch in Deutschland erhob sich zu jener Zeit, besonders unter den Hohenstaufen die Dichtkunst auf einen hohen Grad, und weil in Schwaben damals die deutsche Sprache am gebildetsten war, so wurden die Dichtungen auch in diesem Dialekte zuerst geschrieben. Die deutschen Dichter nannte man Minnesänger, von dem Worte Minne, welches mit Liebesbewerbung übereinkömmt; obschon sie auch von den Schönheiten des Frühlings und großen Thaten berichten. Man kann also annehmen, daß die Worte Troubadour, Minstrel und Minnesänger gleich bedeutend sind, weil die besungenen Objekte überall die nämlichen waren. Doch zeichneten sich die deutschen Gesänge von jenen ihrer Nachbaren vortheilhaft dadurch aus, daß sie rein sittlich waren, und ein tiefes und schönes Gemüth entfalteten, während die französischen und englischen Sänger oft in klingende Spielereien und Flachheit ausarteten. Die berühmtesten deutschen Dichter im Mittelalter waren Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg und Ulrich von Liechtenstein. Das Ansehen der Dichter war zu jenen Zeiten sehr groß, nachdem ein solcher bei Fürsten und Königen freien Zutritt hatte. Ja selbst Kaiser, Könige, Fürsten und Grafen, welche die Geschichte fast nur in ernsthafter Anstrengung, in kühnen Schlachten oder gewaltigen Thaten kennt, traten als Dichter auf, und erscheinen in diesem Kreise mild, zart und fast tändelnd. So besitzen wir Gedichte, die von Kaiser Heinrich dem VI. und dem unglücklichen Konradin herstammen sollen; eben so sollen der König Wenzel von Böhmen, der Markgraf Otto mit dem Pfeile von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Breslau, Johann von Brabant u. a. m. Lieder, die noch vorhanden sind, gedichtet haben. Unter den Fürsten, welche sich als Beschützer und Beförderer der Dichtkunst zeigten, treten besonders der Landgraf Hermann von Thüringen, der Gemal der heiligen Elisabeth, und die Herzoge aus dem Hause Babenberg hervor. An ihren Höfen sammelten sich die liederreichen Sänger, und der poetische Wettstreit auf der Wartburg in Thüringen, ein zum Theile noch vorhandenes Werk, hat eine solche Zusammenkunft der berühmtesten Minnesänger zum Gegenstande. Die Poesie war damals ein allgemeines Bedürfniß des ritterlichen Lebens, und daher von diesem ungetrennt.

Die schöne Zeit der Dichtung verlor ihre lebendige Frische nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, und die reiche Mannigfaltigkeit ihrer Töne machte andern Weisen Platz. Die Fürsten nämlich entzogen sich um jene Zeit den Dichtern, und der Adel gab die Beschäftigung mit der Poesie auf. Dagegen rechneten es sich nun wohlhabende Bürger zur Ehre die sinkende Kunst zu unterstützen. Allein, wenn

auch der Stoff der Lieder noch der nämliche blieb, so wehte doch nicht mehr jener hohe und durchdringende Geist in demselben, und das ganze Leben überhaupt hatte sich von dem Großartigen auf kleinere Kreise zurück gezogen, wodurch der Untergang der Ritterdichtung herbei geführt wurde. Daher verwendeten die Minnesänger dieser Zeit, denen die Begeisterung des Inhalts fehlte, ihre Aufmerksamkeit auf die Form und in trockene Gesetzmäßigkeit, woraus nachmals aus dem heitern Spiele der Versкunst eine steife handwerksmäßige Förmlichkeit entstand. Aber gerade auch zu derselben Zeit, als das Seichte und Langweilige in den Schulen der Meistersänger immer mehr um sich griff, machte sich die Tiefe und Innigkeit des deutschen Sinnes in frischen Naturlauten Raum. Hell und freudig erklangen aus den niedern Schichten der bürgerlichen Gesellschaft in unzählbarer Menge die verschiedensten Volkslieder, und in gleicher Art wurden jetzt auch zum Vergnügen und Nutzen Aller, die älteren Gedichte des romantischen Sagenkreises zu Volksbüchern umgearbeitet.

Unter den Dichtern des Mittelalters behauptet aber Ulrich von Liechtenstein einen ehrenvollen Platz, und wir besitzen noch einige Minnelieder von ihm, die ein tiefes und reichbegabtes Gemüth beurkunden. Ulrich lebte zu den Zeiten Friedrich des II. des Streitbaren, Herzogs von Oesterreich, und unter König Ottokar von Böhmen, der nach dem Tode Friedrichs die Ostmark durch mehrere Jahre beherrschte. Er war aus dem berühmten jetzt fürstlichen Geschlechte der Liechtensteine entsprossen, einem Geschlechte, das in der Geschichte Oesterreichs durch so viele, sowohl im Felde als auch im Kabinete ausgezeichnete Männer glänzt, und das solch' eine Reihe glänzender Helden und berühmter Kriegsfürsten hervor brachte, wie kein anderes in Oesterreich, ja kaum irgend eines in Europa aufzuweisen hat. Ulrich ist der Ahnherr der ältern oder steiermärkischen Hauptlinie, war General unter Friedrich dem Streitbaren, und trug zum guten Ausgange der Schlacht bei Neustadt wider den König Bela den IV., wo leider Friedrich blieb, das Meiste bei (1246). Wir besitzen von ihm noch seinen Frauendienst, welchen der deutsche Dichter Tieck heraus gegeben hat, ferner sein Frauenbuch u. a. m.

Es war ein Jahr vor Friedrichs Tode, als Ulrich von Liechtenstein in einem stattlichen Geleite von 80 Rittern gegen Wien zog, um daselbst einem großen Turniere beizuwohnen, welches der Herzog auf einem freien Platze außerhalb der Schottenkirche veranstaltet hatte, und nach dessen Vollendung zugleich einen Wettkampf in der Dichtkunst am Hofe zu bestehen, weil sich daselbst viele treffliche Minnesänger aus allen Gegenden Deutschlands eingefunden hatten. Es dürfte interessant seyn diese Begebenheit von ihm selbst erzählen zu lassen, weil wir sie noch aufgezeichnet von ihm vorfinden. »Ich legte ein weibliches Gewand an,« so sagt er, »und ritt gegen Wien mit 80 Rittern. In der Nähe der Stadt kam mir auf der Straße der ritterliche Turnvogt entgegen. Man führte vor ihm ein Banner, halb weiß halb roth, und 50 Armbrustschützen zogen hinter demselben her. Alle trugen ihre Armbruste empor, und vor ihnen gingen 50 Laufpferde, durchaus schön und schnell mit türkischen Sätteln. Ihnen folgten 50 wohlgekleidete Knappen, zwei und zwei, jeder mit einem Speere bewaffnet, und hinter ihnen wurde wieder ein Banner getragen, der so wie der erste gefärbt war. Hinter diesem Banner erschienen 50 Ritter mit neuen und glänzenden Schildern, deren oberer Theil weiß und blau, der untere golden war. Darnach kamen 300 Speerträger, und jeder, der vor mir vorbei ging, neigte sich vor mir. Zuletzt sah man 50 Reiter in schönen grünen Mänteln, von denen ich wohl empfangen wurde, und denen ich höflich Dank sagte; ihr Geschmeide klang laut, indem sie zogen. Den Beschluß machte der biedere Turnvogt. Als er zu mir kam, sprach der Hochgemuthe höflich: »Edle Königin, Ihr seyd mir willkommen, was ich Euch thun kann, das thue ich mit rechten Treuen gern.« Ich neigte mich, und hieß ihm sagen, daß ich ihm mit Treuen ein Herz trüge, da er durch seine Würdigkeit mir dienen wolle. Damit rannte der Turnvogt gegen Wien, und Schützen und Knappen folgten ihm eilig, seine Ritter aber blieben bei mir, und mit Freuden und Schimpf (Scherz) wurde die Zeit vertrieben.«

»Als wir selbst nach Wien kamen, beherbergte uns der Turnvogt, und da war kein Bürger so reich, der nicht Herberge lassen mußte. Da dieß gethan war, gab er uns die Lehre in der Stadt in Ehren und Züchten zu leben. Die Frauen zu Wien waren gut gekleidet, und alle Gassen waren voll von ihnen; davon wurde ich hochgemuth, und ritt in meine Herberge.«

»Als der Morgen kam, empfahl ich mich Gott, und ließ mich dann wappnen; denn die Ausrufer liefen bereits hin und her, und riefen: »Wer tiostiren (turnieren) will, der komme herbei.« In den Straßen war ein großes Gedränge, und überall vernahm man den Schall von Posaunen, Flöten, Hörnern und Paukenschlägen. Die Fenster waren voll Frauen, deren Glanz meinem Herzen wohl

that. Sanft ritt ich durch die Straßen, und 100 schön gekleidete Ritter ritten mit mir auf schönen Pferden; sie sangen und waren froh; dabei 60 gewappnete Ritter, deren Wappenkleidung wonniglich war.«

»So kam ich auf das Feld, wo meiner der hochgemuthe Turnvogt wartete. Als er mich sah, band er seinen Helm zu Haupt, und nahm einen Speer in seine Hand. Mein Kämmerer sprach: »Frau, viel edle Königin, hier kommt der Turnvogt gegen Euch, nehmt in Eure Hand den Speer, denn er sitzt fest und ist ein starker Mann,« worauf er mir einen Speer in die Hand gab. Indessen war noch ein anderer Ritter, der Gundacker von Steier hervor gekommen, der mit den Turnvogt zugleich gegen mich rannte. Ich sprengte ihnen entgegen, fehlte den Ersten, den Zweiten aber traf mein Tiost an den Hals, wo Helm und Schild zusammengeht, so daß der Koller aufgetrennt wurde, und der starke Mann sich etwas neigte, worauf Beide auf mich ihre Speere verstachen, und der von Steier froh war, daß er ein Fingerlein von mir verdient hatte. Auf dem Felde drangen sie nun so sehr hin und her, daß ich mir keinen Ring gewinnen mochte, was mir verdrießlich war. Oft rannten ihrer 3 zugleich gegen mich, so groß war ihre Gier zu tiostiren; dann saß ich mit Kunst desto fester, und bat Gott, daß er mich bewahre.«

»Als ich wohl 20 Speere verstochen hatte, kam der Ritter Konrad von Streitwiesen gegen mich, von dem ich wußte, daß er mir vom Herzen gram war. Er hatte schon viele hohe Dinge der Frauen wegen gethan, und führte einen so starken Speer, daß er mir die eiserne Platte auf der Brust durchstach. Ich aber traf ihn auf dem Halse so stark, daß er auf's Land fallen mußte, worauf ein großer Lärm auf dem Felde entstand. Man trug den Ritter leblos aus der Stechbahn, ließ einen Priester rufen, um den Segen über ihn zu sprechen; doch dieser verweigerte ihm den Segen, weil die Kirche alle jene Ritter, die im Kampfspiele den Tod finden, und mit schweren Sünden beladen dem Leben entrissen werden, nicht für ihre Söhne erkenne. Auch das Begräbniß in geweihter Erde wurde ihm versagt, und so wurde er in der Nähe des Kampfplatzes von den trauernden Rittern zu Grabe geleitet, und der Platz, wo er gefallen war, nach seinem Namen die Streitwiese genannt.«

Somit war das Turnier beendet, und Ulrich von Liechtenstein und die Ritter zogen in die Hofburg, wo der Herzog ihnen zu Ehren ein herrliches Bankett veranstaltet hatte. Ulrich legte nun seine weibliche Kleidung ab, in welcher er die Göttin Venus vorgestellt hatte, und erschien plötzlich in der Tracht eines Minnesängers vor der glänzenden Gesellschaft. Es befanden sich aber noch mehrere Sänger in dem Saale, die wechselweise ihre Lieder hören ließen. Die Gemalin des Herzogs, Agnes von Meran, die dritte Frau desselben, hatte die Aufgabe, demjenigen der Sänger, der einstimmig den Preis erringen würde, einen künstlich gearbeiteten goldenen Becher, der bis auf den Rand mit Goldstücken angefüllt war, als Siegespreis zu überreichen. Sofort begann nun der Liederstreit, und mit innigem Vergnügen horchte die zahlreiche Versammlung im tiefen Schweigen dem anmuthsvollen Wettkampfe zu. Man besang Helden, die Liebe und die Frauen. Als Ulrichs Meisterhand über die Saiten rauschte, heftete sich manch schönes Auge auf den goldgelockten Sänger, der für ein Muster männlicher Schönheit gelten konnte, und dessen melodische Stimme in den empfindungsvollen Herzen einen wohlthuenden Anklang fand. Ulrich lobte in einem begeisternden Gedichte die Anmuth und Huld der Frauen, und als er geendet hatte, brach ein allgemeiner Beifallssturm los, worauf ihm einstimmig der Preis zuerkannt wurde. Die schöne Herzogin erhob sich jetzt von ihrem Throne, als man den edlen Sänger vorgerufen hatte, und dieser beugte vor ihr die Knie. Nun erhielt er aus ihren Händen den mit Goldstücken gefüllten Becher, während der Herzog und ein wunderschöner Kreis von Frauen ihn mit Wohlwollen betrachtend umstanden. Auf solche Art hatte Ulrich an einem Tage den Preis der Tapferkeit und des Gesanges errungen, worauf er nach geendeten Festlichkeiten mit seinen Rittern wieder nach Steiermark abreisete. Ulrich von Liechtenstein diente, wie schon erwähnt wurde, auch unter Friedrichs Nachfolger, dem Könige Ottokar mit vielem Ruhme, erlebte aber das tragische Ende desselben nicht mehr, indem er noch vor ihm, wahrscheinlich im Jahre 1255 starb. Sein Sohn Otto von Liechtenstein wurde im Jahre 1280 oberster Landrichter in Steiermark, und dieser erhielt bereits 1291 durch Albrecht den I., den ersten Regenten Oesterreichs aus dem Hause Habsburg das Schloß Enzersdorf bei Mödling zum Geschenke, welches bald nach jener Erwerbung die Veste Liechtenstein genannt wurde. Dieser Otto gründete auch die Liechtenstein'sche Erbgruft zu Murau, und besaß überhaupt, die Kunst des Gesanges ausgenommen, alle hohen und schönen Eigenschaften seines berühmten Vaters.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Die Blendung des Herzogs Rastislaw von Mähren.

Jahr 870.

Die älteste Geschichte Mährens, von der Einwanderung der Slaven daselbst bis zum 9. Jahrhunderte ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt; da aber die Bewohner dieses Landes in Hinsicht auf Abkunft, Sprache, Sitten und Karakter von je her mit den Böhmen verschmolzen waren, so haben sie auch deren Schicksal im Großen von je her mit ihnen getheilt. So kamen sie mit den Czechen um die Mitte des 5. Jahrhunderts in den Besitz dieses Landes, erlitten wie diese von den Avaren die nämlichen Drangsale, wurden wie sie von dem Richter Samo im 7. Jahrhunderte von der drückenden Oberherrschaft derselben befreiet, und behaupteten nach dessen Tode ihre Selbstständigkeit gegen die Chagane oder avarischen Oberhäupter. Nach dem gänzlichen Verfalle der avarischen Mächte, welche durch Kaiser Karl den Großen herbei geführt wurde, breiteten sich in den öden und wüsten Gegenden, welche die Avaren früher bewohnt hatten, die Mährer oder Marahanen aus, und nahmen am linken Donauufer alles Land von dem Manhartsberge in Unter-Oesterreich angefangen, bis an den Granfluß in Ungarn in Besitz.

Jetzt erst, nachdem die Mährer in Berührung mit den Deutschen gekommen waren, fängt ihre Geschichte einiges Licht zu bekommen an, und bereits im zweiten Viertel des 9. Jahrhunderts erscheint ein Herzog Moymar in Mähren, ein Mann von nicht gewöhnlichem Geiste. Er bekannte sich zum Christenthume, und sicherte sowohl dadurch, als durch die Treue, die er dem Kaiser Ludwig dem Frommen, dem Nachfolger Karl des Großen bewahrte, seinem Lande den Frieden. Diese Ruhe von Außen benützte er sehr vortheilhaft dazu, daß er die kleineren und bisher unabhängigen Fürsten Mährens überwältigte, und seiner eigenen Herrschaft unterwarf, wodurch er den ersten Grund zu jenem mährischen Reiche legte, das in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts unter dem Namen von Groß-Mähren bekannt war, eine hohe politische Bedeutung bekam, und selbst Böhmen von sich abhängig machte.

Moymar hatte einen Vetter, den Fürsten Priwinna, der über einen Theil von Ostmähren herrschte, und seine Residenz in dem heutigen Neutra hatte. Beide Vettern lebten unter einander in einem beständigen Hader, und da Priwinna und sein ganzes Volk dem Heidenthume ergeben waren, so benützte Moymar diesen Umstand, überzog den Priwinna mit Krieg, und vertrieb ihn aus seinem Gebiete (830). Priwinna floh mit seinem Sohne Hezilo nach Oesterreich, damals die Ostmark genannt, zu dem reichen und mächtigen Markgrafen Ratbod, der ihn in seiner Hauptstadt Tuln gastfreundlich aufnahm, und durch die Verwendung Kaiser Ludwig des Frommen zur Annahme des Christenthums vermochte, worauf sich Priwinna zu Traismauer taufen ließ, und am Plattensee in Ungarn ein großes Gebiet von demselben Monarchen zum Geschenke bekam.

Moymar machte sich auch um die Ausbreitung der christlichen Lehre in seinem Lande sehr verdient. So erbauete er im Jahre 836 in Neutra eine christliche Kirche, urkundlich die älteste im Lande, und ließ sie durch Adalram, dem Erzbischofe von Salzburg einweihen. Eben so erhoben sich in seiner Hauptstadt Welehrad mehrere christliche Kirchen, und bald wird auch von solchen in Olmütz und Brünn Erwähnung gemacht. Daß sich nun auch ein großer Theil des Volkes nach dem Beispiele seines Herrn richtete, ist wohl ohne Zweifel, indem mit der Annahme des Christenthums auch gewisse irdische Vortheile verbunden waren, und der biegsame Geist der Slaven sich leicht einer Lehre hinneigte, die seinem friedeliebenden Gemüthe zusagte.

Was aber der Feststellung der Macht Moymars am meisten günstig war, waren jene Zeiten der Zwietracht, welche das Haus des unglücklichen Kaisers Ludwig vor und nach seinem Tode bewegten, so daß die deutschen Herrscher durch innere Kriege beschäftigt, lange Zeit ihr Augenmerk auf

die slavischen Völker nicht richten konnten. Erst mit der Theilung der großen fränkischen Monarchie durch den Vertrag zu Verdun (843) in drei große, von sich unabhängige Reiche, nämlich in Frankreich, Italien und Deutschland, und der Gelangung Ludwigs des Deutschen auf den Thron von Deutschland, richtete dieser seinen Blick wieder auf Mähren, zog im Jahre 846 mit einem starken Heere dahin, setzte daselbst den Moymar ab, und ernannte an seine Stelle seinen Neffen, den Rastislaw zum Beherrscher von Mähren. Was nun aus Moymar geworden, oder ob er sich vorher wider Ludwig nicht zur Gegenwehr gestellt hatte, davon wird in der Geschichte keine Erwähnung gemacht, und so verschwindet dieser merkwürdige Mann plötzlich und spurlos aus der Welt.

König Ludwig nahm seinen Rückzug aus Mähren über Böhmen, erlitt aber von den über diese Gebietsverletzung aufgebrachten und noch heidnischen Bewohnern dieses Landes großen Abbruch, so daß er mit Zurücklassung seines ganzen Gepäckes und dem Untergange des größten Theils seines Heeres nur mit genauer Noth nach Baiern entkam. Dieser feindliche Anfall der Böhmen war die Ursache eines langen und blutigen Krieges zwischen den Deutschen und den Böhmen, der mit abwechselndem Glücke geführt, und in welchen auch Rastislaw mit verwickelt wurde, nachdem er die Partei seiner Stammverwandten ergriff. Rastislaws Plan war aber, sich von der Lehensoberherrlichkeit gegen das deutsche Reich vollkommen frei, und sich zum unbeschränkten Beherrscher über Mähren zu machen. Ludwig sah also bald ein, daß er durch die Erhebung Rastislaws sich einen gefährlichen Gegner gemacht habe, während der abgesetzte Moymar des Strebens nach Selbstständigkeit bloß verdächtig war. Um nun seinen lang genährten Wunsch, nämlich Mähren vom deutschen Einfluße ganz unabhängig zu machen, auch verwirklichen zu können, verband sich Rastislaw mit den Bulgaren, knüpfte mit dem byzantinischen Hofe Verbindungen an, und errichtete in seinem Lande viele Festungen. König Ludwig, der jetzt Rastislaws Entwürfe vollkommen durchschauete, säumte nicht länger mehr, ihn selbst zu bekämpfen, und zog im Jahre 855 mit einem starken Heere nach Mähren, konnte aber so wenig ausrichten, daß er zuletzt den Rückzug unter großen Verlusten und von Rastislaw stets verfolgt über die Donau antreten mußte. Von diesem Zeitpunkte an kann man Rastislaw als unbeschränkten Herrscher Mährens annehmen, und er war jetzt gleichsam der Stützpunkt, wohin die von Ludwig Bedrängten oder Verfolgten ihre Zuflucht nahmen, und worauf die Mißvergnügten selbst in des Königs eigenem Hause ihre Entwürfe baueten. Unter seiner Regierung geschah es auch, daß fast alle noch übrigen heidnischen Mährer sich zur Annahme des Christenthums bequemten, vorzüglich durch die Bemühungen der beiden Brüder Cyrill und Methodius, Söhne des Patriciers Leo in Thessalonich, die bereits in Südrußland und in der Bulgarei den Samen des Christenthums mit Erfolg ausgestreuet hatten, und die nun Rastislaw von dem byzantinischen Kaiser Michael sich erbat, um auch sein Volk der Segnungen des Christenthums theilhaftig werden zu lassen. Es war im Jahre 862 als diese beiden gottesfürchtigen und weisen Männer, diese wahren Apostel der Mährer in Welehrad an Rastislaws Hofe erschienen, wo sie die Uebersetzung der heiligen Schrift und der nöthigen Kirchenbücher in der slavischen Sprache vollendeten, wozu sie eigene Buchstaben erfunden hatten, und dann das Land bereiseten, um allenthalben das Wort Gottes dem Volke in seiner Sprache zu verkünden. Auch Rastislaw ließ sich im Jahre 863 taufen, und so erhoben sich bald zahlreiche Kirchen in Mähren, worauf sich der neue slavische Gottesdienst auch noch weiter bis zu den Slaven in Ungarn ausbreitete. Da Cyrill auf einer Reise nach Rom daselbst gestorben war, so wurde nun Methodius vom Papste Adrian zum Erzbischofe über das christliche Ungarn und Mähren eingesetzt, und ihm zwei Suffragan-Bischöfe untergeordnet.

Während aber durch die Bemühungen des Cyrills und Methodius die christliche Religion in Mähren stets größeren Fortgang hatte, suchte Ludwig sein im Jahre 855 in Mähren erlittenes Unglück wieder durch einen neuen Einfall in diesem Reiche gut zu machen. Es war im Jahre 868 als der letzte große Krieg zwischen ihm und Rastislaw ausbrach, und 2 Jahre mit wechselndem Erfolge geführt wurde, bis zuletzt König Ludwig nach der fruchtlosen Belagerung Welehrads mit Rastislaw einen vortheilhaften Frieden eingeben mußte, in welchem dieser als unumschränkter Beherrscher Mährens von ihm anerkannt wurde. So stand nun Rastislaw zu Anfange des Jahres 870 auf dem Gipfel seiner Macht, und erfreuete sich seines endlich durchgesetzten mühevollen Planes der Selbstständigkeit, als ihm unter seinem Volke, ja selbst in seinem eigenen Hause der Untergang vorbereitet wurde. Rastislaw hatte nämlich einen Neffen, Namens Swatopluk, dem er das Neutraer-Gebiet zur Verwaltung übertragen hatte. Dieser ehrgeizige Mann, der sich in dem letzten Freiheitskriege

wider Ludwig vortheilhaft ausgezeichnet hatte, fand es vortheilhafter, sich der Hoheit seines unbeugsamen und herrischen Oheims zu entziehen, und sich so wie sein Land in den Schutz Karlmanns, eines Sohnes Ludwig des Deutschen zu stellen. Da Rastislaw von diesem Verrathe Kunde erhielt, ergrimmte er heftig, und sandte einige Männer ab, welche den Swatopluk bei einer Malzeit überfallen und umbringen sollten. Allein dieser davon schon früher gewarnt, entzog sich dem Male unter dem Vorwande einer Falkenjagd, und erschien nicht am bestimmten Orte. Rastislaw wollte ihn nun selbst mit einer bewaffneten Schar im Walde aufsuchen, wurde aber von seinem Neffen überlistet, und selbst gefangen genommen. Swatopluk vergaß sich jetzt so sehr, daß er den schändlich betrogenen Herrn und Oheim in Fesseln legen und ihn seinem grimmigsten Feinde Karlmann überliefern ließ. Der Unglückliche wurde also mit Ketten schwer beladen und nach Regensburg gebracht, wo ihn Karlmann bis zur Rückkunft seines Vaters Ludwig vom Rheine in einem finstern Kerker schmachten ließ. Als dieser im November 870 im Regensburg erschien, wurde über den alten Helden Gericht gehalten, und er von den anwesenden Fürsten einstimmig zum Tode verurtheilt. Sofort führte man den gefesselten Rastislaw vor die Versammlung, wo er sein Urtheil mit standhaftem Muthe anhörte, und sich zum Todesgange bereit machte. Allein Ludwig schenkte ihm das Leben, und ließ ihn wieder in den Kerker zurück führen, in welchem bald ein Henker erschien, und ihm andeutete, daß er seinen trotzigen Blick brechen müsse, worauf er dem erst jetzt erschrockenen Rastislaw mit einem Dolche beide Augen ausstach. Sobald seine Wunden geheilt waren, schickte ihn Ludwig in ein Kloster, und von nun an verschwindet sein Name so wie jener Moymars gleichfalls spurlos aus der Geschichte.

Mittlerweile hatten aber die deutschen Völker ungestört die Städte und Festungen Mährens besetzt, und Swatopluk bereuete jetzt, daß er sein Gebiet dem Karlmann anvertrauet hatte. Er wollte sich dessen Befehlen nicht fügen, und die Folge davon war, daß er bald das Los seines Oheims insoferne theilte, daß er in dem nämlichen Kerker, wo dieser früher schmachtete, abgeführt wurde, um gleichfalls einst gerichtet zu werden. Da man ihn aber keines Hochverraths überweisen konnte, so wurde er wieder auf freien Fuß gestellt, und wußte durch seine verstellte Unterwürfigkeit die Gewogenheit Karlmanns sich bald in einem so hohen Grade zu erringen, daß ihm dieser ein neugerüstetes Heer wider Slawomir anvertrauete, der während seiner Abwesenheit die mißvergnügten Mährer gesammelt, und die deutschen Truppen wieder aus dem Lande hinaus gejagt hatte. Swatopluk zog ungehindert bis vor Welehrad, wo er die Deutschen ein Lager beziehen ließ, während er, wie zu einer Unterhandlung in die Stadt ging, sich daselbst schnell mit Slawomir und dem Volke verständigte, und das deutsche Lager unvermuthet überfiel, wobei er den grösten Theil des Heeres nieder machte. Der Verlust der Deutschen war ungeheuer und unersetzlich, ja es gab wenige Familien in Baiern, Oesterreich und Kärnthen, die nicht einen der Ihrigen zu betrauern gehabt hätten, und so war Swatopluk wieder alleiniger Beherrscher von Mähren.

Swatopluk erkannte wohl, daß dieser erste glänzende Erfolg, der ihn mit seinem Volke einigermassen wieder aussöhnte, nur der Anfang eines harten Kampfes war, worin die ganze Macht des deutschen Reiches aufgeboten werden dürfte, um den erlittenen Verlust wider ihn den empor strebenden Slavenkönig zu rächen. Um sich also gegen den bevor stehenden neuen Kampf zu stärken, verband er sich mit dem Herzoge Borziwoy von Böhmen, und heirathete dessen Schwester, wodurch Borziwoy bewogen wurde, seine Waffen mit jenen seines Schwagers zu vereinigen, und sich sogar in seinen Schutz zu begeben. Wirklich erschien Karlmann im Jahre 872 mit einem neuen Heere in Mähren, und Ludwig in Böhmen; aber Swatopluk brachte Karlmann in kurzer Zeit so in die Enge, daß dieser seinen in Böhmen siegreichen Vater zu seiner Hilfe heran zog, jedoch auch nach der Vereinigung mit ihm einen für Swatopluk vortheilhaften Frieden einging (873).

Um die Zeit der Vermälung Swatopluks mit Borziwoys Schwester fällt auch die Taufe dieses böhmischen Herzogs und seiner Gattin Ludmilla durch Methodius, wodurch dem Christenthume der Eingang in Böhmen geöffnet wurde, eine Begebenheit, wodurch Swatopluk sich mehr verewigt hat, als durch seine Siege, indem sein ganzes junges großmährisches Reich bald unter den ungeheueren Stürmen jener Zeit unterging, während das Werk des Geistes von Methodius errichtet, noch seit einem Jahrtausend besteht. Dieser große Mann starb im Jahre 885, und wurde wahrscheinlich in der von ihm errichteten Marienkirche in Welehrad begraben. In dieser Zeit hatte Swatopluk seine gröste Macht erreicht, denn sein Reich erstreckte sich im Süden bis an die Bulgarei, im Norden

aber bis an die Elbe Slaven bei Magdeburg. Die Grenzen gegen Osten und Westen sind aber nicht genau zu ermitteln, nur weiß man, daß auch Krakau, die uralte Hauptstadt der Kroaten ihn als Herrn anerkannt hat. Auch jenseits der Donau im heutigen Oesterreich wollte er seine Macht ausdehnen, und zwar auf Veranlassung des Markgrafen Aribo, der zu ihm deßhalb seine Zuflucht nahm, weil ihn die Söhne Engelschalk und Wilhelm, welche sich in Oesterreich die Grafenwürde erblich anmaßten, daraus vertrieben hatten. Swatopluk fiel in Oesterreich wirklich ein, und verwüstete das Land mehrmalen, während die geflüchteten Grafensöhne sich an den Hof Arnulphs, Herzogs von Kärnthen und Panonien begaben, um daselbst von ihm Hilfe zu erlangen. Arnulph, längst schon auf Swatopluks anwachsende Macht eifersüchtig, erklärte ihm nun den Krieg, unterlag aber in einer großen Schlacht an dem Raabfluße, wo auch die beiden Grafensöhne blieben. Auf die Nachricht von dieser Niederlage eilte Karl der Dicke, der jüngste Sohn Ludwig des Deutschen nach Oesterreich, und ernannte zu Königstetten bei Tuln den Aribo wieder zum Markgrafen von Oesterreich, während er gleichfalls den Swatopluk, ungeachtet der Einsprüche Arnulphs, einem natürlichen Sohne Karlmanns, mit Panonien belehnte.

Swatopluk besaß nun fast ganz Ungarn, ganz Mähren und Schlesien, einen Theil Polens bis Krakau, und die Oberherrlichkeit über Böhmen, dessen König Borziwoy sich unter seinen Schutz begeben hatte, und dieses ist also in der Geschichte das bekannte Großmährische Reich, dessen Hauptstadt Welehrad war. Doch nur wenige Jahre dauerte dieses mächtige Reich, ähnlich einer glänzenden Erscheinung am Himmel, die für kurze Zeit das Auge des Beobachters blendet, und dann für immer erlischt. Das hohe Haus Kaiser Karl des Großen ging nach einer Dauer von kaum 120 Jahren mit Ludwig dem Kinde im Jahre 888 völlig unter, und Arnulph von Kärnthen wurde nun König der Deutschen. Er hatte die Schmach nicht vergessen, die ihm Swatopluk durch seinen Sieg in den Ebenen Ungarns angethan hatte, und ihre seit jener Zeit nur mühesam geheuchelte Freundschaft verwandelte sich im Jahre 890 in eine offene Feindschaft, die einen langen und blutigen Krieg zur Folge hatte, deren Ende jedoch weder Arnulph noch Swatopluk erlebten, und der endlich durch die Dazwischenkunft eines dritten furchtbaren Feindes beide Reiche in's Verderben stürzte. Es waren nämlich die Magyaren oder Ungarn, welche Arnulph wider den mächtigen Swatopluk zu Hilfe rief, ein Volk von finnischer Abkunft, das aus seinen Ursitzen am westlichen Abhange des Uralgebirges durch unbekannte Ursachen in die Gegenden zwischen den Don und Dnieper versetzt worden war. Von dieser Gegend drangen sie über Siebenbürgen in Ungarn oder Panonien ein, und ließen sich daselbst bleibend nieder. Im Jahre 892 rief sie Arnulph wider Swatopluk zu Hilfe, und bis zum Jahre 894 kämpfte er mit ihnen vereinigt wider diesen Fürsten mit abwechselndem Erfolge. Dieses Jahr war aber auch das letzte der mährischen Macht, und des mährischen Glanzes; denn in diesem Jahre starb Swatopluk, in der That der mächtigste Herrscher seiner Zeit, der sein angestammtes Reich unter großen Gefahren durch Muth, Thatkraft, Klugheit und List, durch Gewalt und Ueberredung nicht nur erhalten, sondern auch ansehnlich vermehrt und befestigt, und sich allen seinen Nachbarn furchtbar gemacht hatte.

Swatopluk hinterließ sein Reich mehreren Söhnen, und ermahnte sie noch sterbend zur Einigkeit. Moymar, der älteste unter ihnen, führte die Oberherrschaft; aber die väterliche Mahnung schlug bei ihnen nicht Wurzel, im Gegentheile geriethen sie unter einander in Hader, und gaben dadurch ihren Feinden erst recht Gelegenheit sie zu schwächen und zu verderben. Auch fiel Böhmen bereits im Jahre 895 von Mähren ab, worauf ein Jahr später der Name des großmährischen Reiches ganz erlosch, nachdem dasselbe bereits von den magyarischen Horden überschwemmt ward. Im August des Jahres 907 wurde bei Presburg die letzte entscheidende Schlacht zwischen den Mährern und den jetzt mit ihnen verbundenen Deutschen und den Ungarn geliefert, die sich zum unermeßlichen Schaden für das verbündete Heer entschied. König Moymar und der tapfere Herzog Luitpold von Baiern, der Ahnherr des jetzt regierenden königlichen Hauses in Baiern, fielen in derselben, und mit ihnen der Kern deutscher und mährischer Ritterschaft. Ueber hundert Jahre verschwindet der Name Mähren aus der Geschichte, und das Land wurde eine Beute der Magyaren. Nur der westliche Theil gelangte an Böhmen, während die größere Hälfte des heutigen Markgrafenthums in der Gewalt der Sieger blieb.

K. K. UNIVERS. STAATSBIBLIOTHEK



Die Gründung der Veste Rabenstein in Mähren,

durch Heinrich von Gleisberg.

Im 13. Jahrhunderte.

In der Nähe von Jena, oberhalb des Dorfes Kunitz, sieht man noch die Ruinen des Schloßes Gleisberg oder Glißberg, das seinen Namen von Gliza, einer Tochter des Kaisers Karl des Großen erhalten haben soll.

In den Zeiten des mächtigen Böhmenkönigs Ottokar, besaß diese Burg, die damals zu der Landgrafschaft Thüringen gehörte, der Ritter Walther von Gleisberg, der aus einer langen und glücklichen Ehe bloß 2 Söhne, Namens Heinrich und Volkmar übrig behielt, die sich besonders durch ihre gegenseitige innige brüderliche Liebe auszeichneten, und wegen dieser Eigenschaft auch weit und breit im Lande berühmt waren.

Nach Walthers Tode erbte Heinrich die väterliche Burg, und zahlte seinem Bruder eine bestimmte Summe Geldes als Ablehnungsgebühr aus, so wie es zu jener Zeit üblich war; doch blieben die Brüder wie zuvor in Eintracht und Liebe beisammen, verwalteten die Burg Gleisberg gemeinschaftlich, und betrachteten sich gegenseitig als Burgherren.

Unter diesen zärtlichen Verhältnißen verschwand nun ein Jahr, als Heinrich ein benachbartes Rittersfräulein, die Hildegarde von Stein kennen lernte, gegen die er Liebe empfand. Da er nun glaubte, daß auch sie diese Empfindung mit ihm theile, so warb er bei ihrem Vater um ihre Hand, wobei der alte und reiche Ritter Leopold von Stein auch keinen Anstand fand seine einzige Tochter und Erbin dem wackern Heinrich von Gleisberg als Gemalin anzuvertrauen, nur machte er es ihm zur Bedingniß, daß er vor der Verlobung an seiner Statt eine Wallfahrt in das heilige Land unternehmen müsse, weil er einst in einer dringenden Noth eine solche dem Herrn angelobt habe. Heinrich war damit zufrieden, nahm von Hildegarden und seinem Bruder Volkmar Abschied, und pilgerte nach Palästina, um durch ein ganzes Jahr wider die Ungläubigen zu kämpfen, und sodann in die Arme seiner geliebten Hildegarde wieder zurück zu eilen, während er für die Zeit seiner Abwesenheit seinen Bruder Volkmar zum Verweser seiner Güter ernannte.

Es vergingen aber 9 Jahre, bevor Heinrich den heimatlichen Boden wieder betrat, nachdem er in Palästina von den Saracenen gefangen genommen, und als Sclave nach Aegypten verkauft wurde. Hier schmachtete er als Arbeiter in einem Garten durch so lange Zeit in Fesseln, bis es ihm einst gelang auf dem Nilfluße in einem Schiffe zu entfliehen, und wieder an die Küsten Palästinas zu gelangen, wo ihn ein venetianisches Schiff aufnahm. Allein auch dieses fiel auf seiner Fahrt in die Hände der katalonischen Seeräuber, und als diese in den Hafen von Palamos einlaufen wollten, nahm ihnen ein normannischer Kaper die Beute wieder ab, tödtete die Katalonier, und führte die Gefangenen, worunter sich auch Heinrich befand nach Norwegen.

Hier angelangt wurde Heinrich nach Lessöe, einem Gehöfte, das tief im Lande mitten unter himmelhohen mit ewigen Eis und Schnee bedeckten Felsbergen lag, als Gefangener gebracht, und dem Besitzer dieses Gehöftes übergeben. Nachdem Heinrich diesem seinen neuen Gebieter seinen Stand und sein Schicksal bekannt gemacht, und ihm für die Freilassung ein großes Lösegeld versprochen hatte, wurde er mit der grösten Schonung behandelt, genoß alle nur mögliche Freiheit, mußte sich aber an jedem Abende in Lessöe wieder einfinden, während ein Diener nach Gleisberg abgesendet ward, um daselbst das versprochene Lösegeld in Empfang zu nehmen.

In dieser begünstigten Lage zerstreuete sich nun Heinrich oft mit der Jagd in der wildreichen Umgebung, und ein alter Knappe, der den Ritter bereits lieb gewonnen hatte, begleitete ihn stets dabei. Einst waren sie tiefer wie gewöhnlich in den Felsenlabirynthen eingedrungen, als sie auf einmal

durch den Hilferuf einer menschlichen Stimme in ihrem Jagdeifer gestöret wurden. Sie eilten den Klagetönen nach, und trafen endlich in einer der schauerlichsten Gegenden einen stattlichen Ritter, der, bereits schwer verwundet noch mit der letzten Kraft gegen einen ungeheueren Bären kämpfte. Heinrich warf dem Ungethüme zuerst mit aller Gewalt den Speer in den Leib, worauf der Knappe das Thier vollends erlegte. Als nun die Beiden den in Ohnmacht liegenden Ritter mit der bestmöglichsten Sorgfalt zur Pflege und Heilung nach Hause brachten, erkannte Thorleif, der Besitzer des Gehöftes, zu seinem nicht geringen Erstaunen in dem Verwundeten seinen König, der sich auf der Jagd von seinem Gefolge getrennt hatte, und bald ein Opfer seines Jagdeifers geworden wäre. Sobald nun dieser von seiner Ohnmacht sich wieder erholt hatte, und seines Retters ansichtig wurde, dankte er ihm herzlich, und versprach, als er sein Schicksal erfuhr, das Lösegeld selbst für ihn zu bezahlen. Allein der edle Thorleif weigerte sich dessen, und wollte für den Lebensretter seines Königs kein Lösegeld annehmen, sondern schenkte dem frohen Heinrich sogleich die Freiheit. Dieser zog jetzt, sobald sich der König etwas erholt hatte, mit demselben sammt den getreuen Knappen, der Heinrich nicht mehr verlassen wollte, nach Drontheim, der damaligen königlichen Residenz, wo sie mit Geschenken überhäuft wurden, und eilten dann nach ihrer Heimat in die väterliche Burg.

Hier hatten sich aber während der Abwesenheit Heinrichs wichtige Veränderungen ereignet. Der alte Graf von Stein war nämlich schon mehrere Jahre todt, und Volkmar lebte im Besitze der schönen Hildegarde, mit ihr auf der väterlichen Burg. Er war bereits Vater von 2 Kindern gewesen, die aber bald nach ihrer Geburt wieder gestorben sind. Heinrich hörte diese befremdenden und schmerzhaften Nachrichten auf Gleisberg, wo während Volkmars Abwesenheit ein Vogt die Herrschaft führte. Am meisten kränkte Heinrichen die Lieblosigkeit seines Bruders, der eine ihm bereits verlobte Braut habe ehelichen können, ohne vorher von seinem Tode sichere Nachricht zu haben. Allein Volkmar war bei der ganzen Sache unschuldig, nachdem Hildegarde, die schon zu jener Zeit, als Heinrich in das gelobte Land reisete, um das Gelübde ihres Vaters zu erfüllen, dem Volkmar mit Liebe zugethan war, nach Heinrichs 2jähriger Abwesenheit seinen Tod in der saracenischen Gefangenschaft durch einen Juden, der aus dem Morgenlande nach Thüringen kam, unter der Nachbarschaft verbreiten ließ, was dann zur Folge hatte, daß Volkmar ein Jahr darauf der geliebten Hildegarde die Hand reichte.

Plötzlich sah sich nun Volkmar in der Burg Stein belagert, und obschon er sich tapfer vertheidigte, so merkte er doch, daß es mit seinem Widerstande bald ein Ende haben müsse, weil die Burgknechte, sobald sie von der Echtheit Heinrichs, der Volkmar jetzt belagerte, überzeugt waren, haufenweise zu ihm in's Lager hinüber gingen, und ihm ihre Dienste anboten. Da fiel es endlich einem von denen mit Heinrich Verbündeten ein, brennende Pechkränze in die Burg zu werfen, was zur Folge hatte, daß die Veste in kurzer Zeit in vollen Flammen stand. In dieser Gefahr öffnete das Burggesinde selbst die Schloßthore; Volkmar aber, der die Rache seines Bruders fürchtete, raffte seine kostbarsten Schätze zusammen, und entfloh mit Hildegarden durch einen unterirdischen, ihm nur allein bekannten Gang, und kam glücklich nach Gandersheim, wo Beide bei der Aebtissin, einer Freundin der Hildegarde, Schutz und Sicherheit fanden.

Als Heinrich die Burg in Flammen auflodern sah, vergaß sein Herz der Rache, und er hoffte von Augenblick zu Augenblick jedoch vergebens, seinen Bruder ihm entgegen kommen zu sehen. Nun wollte Heinrich die Flammen löschen; aber die alten Mauern sanken krachend in Schutt zusammen, und Heinrich beweinte jetzt den Untergang seines wieder geliebten Bruders. Seine Bundesgenossen trennten sich von ihm, und Heinrich zog trauernd nach Gleisberg zurück, wo ihn jeder Winkel ja jeder Schritt an seinen Bruder Volkmar erinnerte. Da rieth ihm sein treuer Knappe diese Stätte des Kummers zu verlassen, und in fernen Landen sein trauriges Schicksal zu erleichtern. Heinrich folgte auch diesem Rathe, verkaufte Gleisberg, und begab sich von dem allgemeinen Rufe angezogen, an das Hoflager des prachtliebenden Böhmenkönigs Ottokar, mit welchem er einen Zug wider die heidnischen Preußen unternahm *). Auf diesem Zuge erwarb er sich die Neigung des Königs und sei-

---

*) Da bereits sämmtliche slavischen Völker in Europa das Christenthum entweder längst freiwillig oder zuletzt noch von Heinrich dem Löwen von Braunschweig und Albrecht von Brandenburg gezwungen ange-

nes Freundes, des Bischofs Bruno von Olmütz in einem so hohen Grade, daß ihm Ottokar eine weitläufige Besitzung in Mähren schenkte, in welcher er die Burg Rabenstein erbauete, deren Ruinen man noch heut zu Tage mitten unter waldigen Bergen zwischen den Flüßen Teß und Oskawa im nördlichen Mähren erblickt.

Immer noch hielt sich Heinrich für einen Brudermörder, und nahm daher um hier weniger erkannt zu werden, den Namen Wacho an. Zugleich bewarb er sich später um die Hand Elsbeths, einer Tochter des Ritters von Goldstein, die er auch zur Ehe erhielt, und mit der er eine Tochter, Hilgunde genannt, erzeugte. So waren bereits Jahre dahin geschwunden, während der Ritter Wacho von Rabenstein meistens einsam in seiner Burg wohnte, und den Tod des geliebten Bruders betrauerte. Oft schickte er seinen treuen Knappen um Kundschaft heimlich nach Thüringen, um eine Spur von dem geliebten Volkmar aufzufinden; allein jede dieser Sendungen blieb fruchtlos, und so oft der treue Diener von einer solchen Reise zurück kehrte, und die Fruchtlosigkeit dem Ritter offenbarte, verfinsterten sich immer die Mienen Heinrichs nur noch mehr, und manchmal mußte sogar das Burggesinde seine üble Laune büßen. In solchen trüben Augenblicken war bloß Hilgunde sein Trost (denn seine Gemalin Elsbeth war bald nach der Geburt derselben in ein besseres Leben übergegangen), und die holde und sanfte Jungfrau verstand es auch am besten durch ihr süßes Geschwätze die trüben Züge von der Stirne ihres Vaters zu entfernen. Allein ihre außerordentliche Schönheit und Anmuth lockte auch manchen Ritterjüngling in die Burg, um die edle Blume, die im Verborgenen blühete, in die Väterburg zu verpflanzen. Von den benachbarten Rittern besuchte aber vorzüglich Zdenko von Ralsko, der Burgherr auf Schönberg, gern und oft die Veste Rabenstein, bei welcher Gelegenheit manche Abenteuer der Jugend erzählt wurden, und wovon vorzüglich die Geschichte schwer errungener Siege wider die heidnischen Preußen oder die einheimischen Gegner die beiden Alten oft bis tief in die Nacht munter und fröhlich beisammen anhielten. Nur wenn die Rede auf Wachos Abstammung kam, verfinsterte sich dessen Blick, und dieser brach entweder die Unterhaltung plötzlich ab, oder lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Nun hatte aber Zdenko 2 Söhne, Namens Hugo und Jaroslaw, von welchen der Erstere schon längst in heftiger Liebe zu Hilgunde entbrannt war, während diese ihm gleichfalls in einer zärtlichen und unschuldigen Liebe nicht abgeneigt schien. Hugo hatte seinem Vater die Neigung gegen des Rabensteiners Tochter einst entdeckt, und der alte Zdenko billigte auch dieselbe, wenn nur der Schleier, der über Wachos Abstammung schwebte, gelüftet seyn würde. Einst saß nun Zdenko mit seinen beiden Söhnen im großen Saale von Rabenstein, und die holde Hilgunde kredenzte den Rittern den köstlichen Wein. Wie nun derselbe das Band der Zunge gelöset hatte, lenkte Zdenko das Gespräch auf die Liebe seines Sohnes Hugo zu Hilgunden, und bemerkte, daß eine Verbindung ihrer beiden Häuser durch das Band der Ehe nur zu ihrem beiderseitigen Vortheile ausschlagen könne, welcher Ansicht der froh überraschte Wacho gleichfalls beistimmte. Mit klopfendem Herzen lauschten in banger Erwartung die seitwärts sitzenden Liebenden, und als Wacho schon fröhlich in die Hand seines Nachbars einschlug, stürzten jene

---

nommen hatten, so war jetzt die Reihe der Bekehrung an ihre Nachbarn und nächsten Verwandten die Völker lettischen Stammes in Preußen, Litthauen, Kurland und Liefland gekommen. Um dieses Geschäft mit mehr Nachdruck und Erfolg zu führen, hatte der polnische Herzog Konrad von Mazowien seit dem Jahre 1226 die Ritter des deutschen Ordens herbei gerufen, und ihnen einen Theil seines eigenen Gebietes, das Kulmerland zum Eigenthume überlassen, nicht ahnend, daß dieselben einst, wie dem Feinde verderblich, so auch dem eigenen Volke gefährlich werden würden. Mit Hilfe mehrerer Kreuzheere eroberte der Orden in wenigen Jahren die preußischen Landschaften Pomesanien, Pagesanien, Ermland und Natangen; aber die wiederholten Versuche auf Samland schlugen fehl, und erst im Jahre 1253 noch hatten die Ritter daselbst eine empfindliche Niederlage erlitten. Samland oder Sambien war der alten Preußen Hauptland, durch das heilige Romowe, den Hauptsitz der Götterverehrung für sämmtliche littische Volker, so wie durch starke und kriegerische Bevölkerung ausgezeichnet. Der eifrigste Beschützer des deutschen Ordens, Papst Innocenz IV. erkannte die Nothwendigkeit den gefährdeten Rittern durch eine große Unternehmung zu Hilfe zu kommen, und ließ durch seine Legaten und durch den beredten böhmischen Minoriten Bartholomäus vorzüglich den König Ottokar dazu auffordern, dessen ansehnliche Macht, ritterliche Gesinnung und tiefe Religiösität den erwünschten Erfolg hoffen ließen; auch der Hochmeister des Ordens Poppo von Osterna kam deßhalb persönlich nach Böhmen. Der König rüstete sich hierauf, und trat an der Spitze eines bedeutenden Heeres und vieler Edlen aus allen seinen Ländern den Kreuzzug an. Auch Graf Rudolph von Habsburg, der nachmalige römische König soll in diesem Kreuzzuge bei Ottokars Heere sich befunden haben.

in freudiger Hast heran, um den Segen ihrer Väter zu erhalten. Da knüpfte aber Zdenko seinen Wunsch noch an jene Bedingniß, daß ihm Wacho früher seine Abkunft offenbare, weil er, aus altem untadelhaften Geschlechte entsproßen, seine Einwilligung zur Verlobung seines Sohnes mit Hilgunden nur dann zu geben bereit sey, wenn auch Wacho sich mit einer ähnlichen Abkunft ausweisen könne. Da fuhr Wacho wild auf, und erwiederte, daß sein Herkommen eben so alt und untadelhaft wie das der Zdenko sey, und daß ihm im Gegenfalle der Goldensteiner seine Tochter nicht würde zum Weibe gegeben haben. Zdenko machte aber darüber die Bemerkung, daß er die Elsbeth nur durch sein Gold erkauft habe, und daß über sein ganzes Herkommen noch immer ein geheimnißvolles Dunkel schwebe. Da wurde Wacho noch hitziger, und nannte jenen einen Buben, der den Abkömmling der Gleisberge irgend einer unritterlichen That zu beschuldigen wage. Kaum hatte er aber den Namen Gleisberg ausgesprochen, als der erstaunte Zdenko von seinem Sitze aufsprang, ihn einen Brudermörder nannte, seinen Sohn von der Seite der erschrockenen Hilgunde riß, und bei allen Heiligen schwur, daß er nicht zugeben werde, daß sich sein Blut mit dem eines Verbrechers besudele. So trennten sich die bisher so guten alten Freunde jetzt voll Grimm, und am nächsten Tage schon brachte ein Bote Zdenkos nach Rabenstein den Absag- und Fehdebrief.

Der sonst so milde und wohlthätige Burgherr von Rabenstein war jetzt wie umgewandelt; an die Stelle seiner Wehmuth trat Zorn und Wildheit, ja selbst die jammernde Hilgunde konnte nicht mehr den Aufruhr stillen, der in der Seele ihres Vaters seit jener unglückseligen Nacht Platz genommen hatte. Wacho ließ sogleich seine Knechte und Untersassen bewaffnen, und zog mit einer starken Schar wider Schönberg, wo es zu einem ernsten Scharmützel kam, bei welcher Gelegenheit einige Häuser eingeäschert, so wie das Vieh der armen Bewohner hinweg getrieben wurde. Zdenko vergalt diesen Einfall durch einen ähnlichen bei Rabenstein, und mit Angst und Schrecken sahen die friedlichen Bewohner der beiden feindseligen Ritter plötzlich ihr Habe, ja selbst ihre Freiheit den wilden Kriegsknechten preisgegeben. Da meldete eines Tages der Burgvogt auf Rabenstein die Ankunft eines fremden Ritters, der um Einlaß bitte, welcher ihm auch gestattet wurde. Dieser fremde Ritter war aus dem Orden der Tempelherren, und wurde von seinem Obern zu Jerusalem nach Breslau gesendet, um dahin einige wichtige Nachrichten zu überbringen. In der Abwesenheit des Burgherrn Wacho bewillkommte der Burgkaplan den Fremdling, und erkannte zu seiner nicht geringen Verwunderung in ihm seinen ehemaligen Lebensretter in der Feindesnoth. Nach einer kurzen Unterredung zwischen Beiden kam die Frage des Templers auf die Ursache zu dem kriegerischen Aussehen in der Burg, so wie der verwüsteten Dörfer und Meierhöfe in der Umgegend, welche Frage der Kaplan damit beantwortete, daß die Haupturſache der Fehde durch einen Schimpf des Gegners herrühre, in welchem er seinen Herrn als Brudermörder bezeichnet hätte. Der Templer, der über diese Aeußerung immer unruhiger wurde, stellte noch einige Fragen an den Burgkaplan, und bald erklärte sich, daß Wacho von Rabenstein sein Bruder Heinrich von Gleisberg sey. Volkmar, der seit dem Brande der Veste Stein mit Hildegarden zu der Aebtissin nach Gandersheim geflohen war, blieb bis zu dem Tode seiner bereits erkrankten Gemalin daselbst, und verließ dann wie ein Flüchtling das schützende Kloster. Er forschte heimlich nach seinem Bruder in ganz Deutschland herum, da aber dieser bereits in Mähren ansäßig war, so blieben seine Nachforschungen erfolglos, weßhalb er nach Jerusalem pilgerte, und daselbst in den Tempelorden trat, wo er sich so sehr auszeichnete, daß man ihn mit einer ehrenvollen Sendung nach Breslau schickte, wo der Orden eine Comthur errichtet hatte. Sein Weg führte ihn bei dieser Gelegenheit durch Mähren, und so gelangte er geraden Weges in die Burg seines so lange vermißten Bruders. Schnell mußte jetzt der Burgkaplan ein Pferd besteigen, und den bei seinem Kriegsvolke abwesenden Burgherrn die Ankunft seines Bruders Volkmar melden, der eben zur gelegenen Zeit als Friedensvermittler kam, um einen blutigen Kampf zwischen beiden Rittern zu beseitigen. Bald umarmten sich die noch vor wenigen Augenblicken erbitterten Ritter, und beschlossen die rührende Versöhnungsscene mit den väterlichen Segen über die von Volkmar herbei geführte Hilgunde und dem jungen Ritter Hugo.

Später stiftete Hugo zu Schönberg ein Dominikanerkloster, welches noch bis zum Jahre 1784 bestand. Rabenstein aber blieb bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts bei dem Hause Waldstein, und gelangte im Jahre 1520 an die Zierotine. Jetzt sind nur noch wenige Ruinen von dem einst herrlichen Bergschloße vorhanden, das im Umfange der heutigen gräflich Harrachschen Herrschaft Janowitz im Olmützer-Kreise liegt.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Die Herzogstochter Wanda von Polen,

und die Einführung des Christenthums daselbst.

Jahr 728.

Es ist in der That merkwürdig, daß die Slaven, die doch den größten Theil des östlichen Europas einnehmen, und schon seit Jahrtausenden in dem Besitze desselben sind, erst so spät, nämlich im 5. Jahrhunderte nach Christi Geburt in der Geschichte als ein merkwürdiges Volk auftreten, während ihre Nachbarn, die Germanen schon längst vor der Geburt Christi sich auf vielfache Weise bemerkbar und berühmt gemacht haben.

Allein dieser auffallende Umstand des Nichtbekanntwerdens dieses großen slavischen Volksstammes in der älteren Zeit wird erklärbar, wenn man seine entfernte Lage von jenen Völkern, nämlich den Griechen und Römern in Betrachtung zieht, die im Alterthume die Geschichte — diese Lehrmeisterin der Zeiten und Völker — bearbeitet und gepflegt haben. Damals war es nicht Sitte, daß einzelne gebildete Personen wegen der Endeckung und Beschreibung neuer, ihnen entfernt gelegenen Länder, eine weite Reise machten, welche auch damals mit vielen Beschwerlichkeiten verbunden gewesen wäre, wie man das noch heut zu Tage in jenen Gegenden Afrikas und Amerikas zu bemerken Gelegenheit hat, die von civilisirten Ländern weit entlegen sind. Man begnügte sich vielmehr, bloß kurze oft märchenhaft klingende Nachrichten von unbekannten Völkern und Nationen auf's Geradewohl anzunehmen und niederzuschreiben, unbekümmert, ob daran auch nur eine Silbe wahr sey, und belegte alle jene Völker, die sich weit außer den bekannten Grenzen befanden, mit dem allgemeinen Namen der Barbaren.

Nur wohin das Schwert der kriegs- oder beutelustigen Griechen und Römer geführt hatte, da wurden auch die Gegenden, Sitten und Gebräuche der überwundenen oder geplünderten Völker beschrieben, und so ist es leider der Krieg, diese Geißel der Menschheit, dem wir die ersten und vorzüglichsten Nachrichten sowohl unserer Vorfahren, als auch der alten Slaven zu verdanken haben. In der That, wäre nicht der macedonische Alexander gewesen, wir hätten von Persien und Indien vielleicht noch Jahrhunderte hindurch keine nähere Nachricht erhalten, und hätten die Römer nicht den Rhein und die Donau überschritten, so hätte kein Tacitus das alte Germania beschrieben, und die Geschichte, ja sogar die Namen unserer Vorfahren wären uns im Dunkel der Zeit entwischt.

In jeder Beziehung scheinen aber die Slaven seit undenklichen Zeiten ein friedeliebendes Volk gewesen zu seyn, denn sonst wären sie doch, wie ihre Nachbarn, die kriegerischen und rauhen Sarmaten den Griechen oder Römern auf irgend eine Weise bemerkbar geworden. Wahrscheinlich war auch ihr großer und weit verbreiteter Stamm unter keinem gemeinschaftlichen Oberhaupte vereinigt gewesen, und lebte zerstreut, den Künsten des Ackerbaues, der Viehzucht und der Gewerbe ergeben. Erst als halbe Sclaven der Deutschen und Avaren erscheinen sie in der Geschichte spät aufgeführt, wo sie unter dem Namen der Serben oder Wenden vorkommen, während die ganze Nation in eine Menge von Lokalnamen sich zersplitterte.

Sie werden ihrem Körperbaue nach als hochgewachsen und gewandt, und mit starken runden Gliedmassen geschildert, sollen blaue Augen und hellfarbige Haare gehabt, und jedes Ungemach der Witterung, so wie Hunger und Durst in hohem Grade haben erleiden können. Insoferne hatten sie viele Aehnlichkeit mit den alten Germanen, die gleichfalls mit diesen körperlichen Eigenschaften begabt waren; doch unterscheiden sie sich in der Sprache, und durch ihre Gesichtsbildung auffallend von denselben, indem ihre breiteren Backenknochen und die etwas aufgestülpte Nase einen andern Ursprung verriethen, obwohl einige Schriftsteller behaupten wollen, daß sie dieselben Kennzeichen durch ihre Vermischung mit den Avaren davon getragen hätten.

Die Lebensweise und die Sitten der alten Slaven werden von allen gleichzeitigen Schriftstellern sowohl der Griechen als Deutschen vortheilhaft geschildert. Sie waren nach ihnen, was sie noch jetzt sind, ein friedfertiges, fleißiges und gutmüthiges Volk, besonders aber damals bis zur Verschwendung gastfrei, und gegen Kriegsgefangene und Ankömmlinge milder, als es im Geiste jener Zeiten lag. Sie liebten Tanz, Musik und Gesang, und lebten sehr einfach. So wie bei den Germanen waren auch ihre

Weiber der Keuschheit im besonderen Grade ergeben, so daß sich die leichtfertigen Griechen darüber verwunderten. Auch das Bier, das sie Piwo nannten, liebten sie, ohne sich jedoch wie die Germanen darin bis zur Unvernunft zu berauschen. Das Brot hießen sie Chlieb, woraus die Gothen hlaib (Laib, Brot) machten, so wie diese auch von ihrem plug, das Wort Pflug abgeleitet haben. Doch waren sie der Rechthaberei ergeben und leicht erregbar, ohne jedoch ihren Unmuth in blutige Schlägereien ausarten zu lassen, wie es die alten Deutschen bei solchen Gelegenheiten oft zu thun gewohnt waren.

Hier wäre es auch am Platze, von der Religion der alten Slaven einige kurze Notizen zu liefern. Sie glaubten an Einen höchsten Gott, den sie Boh nannten, und als den Schöpfer der Welt, den Urquell des Lichtes und des Blitzes verehrten. Dieser höchste Gott erhielt aber bei verschiedenen Stämmen auch verschiedene Namen, und Perun, der Donnergott war der verbreitetste. Ueberdieß verehrten sie eine Menge Dämonen (Geister) Diasi genannt, sowohl männliche als weibliche, gute und böse, und die Letztern hießen sie Biesi. Diesen Diasis schrieben sie nicht nur jede auffallende Naturerscheinung zu, sondern auch menschliche Leidenschaften und Gemüthsbewegungen wurden von der Einwirkung solcher Diasen hergeleitet. Sie hatten öffentliche Gebete und Opfer, jedoch findet man keine Spur, daß sie Menschen den Göttern geschlachtet hätten. Eben so glaubten sie an die Fortdauer der Seele, und an eine gerechte Vergeltung nach dem Tode. Als sie sich später mit andern Völkern vermischten, nahmen sie auch einige Religionsgebräuche und Götter von denselben an, wie z. B. die Göttinnen Lada (Venus) und Ziwa (Ceres) von den Griechen, und den Swantowit, den Kriegsgott von den Deutschen. Erst in spätern Zeiten baueten sie den Göttern Tempel und Altäre, und die Priester, die aber keinen besondern Stand unter dem Volke bildeten, suchten den Willen der himmlischen Mächte durch Losern zu erforschen.

Die erste Meldung von den Slaven geschieht im Jahre 350 nach Christi, wo der Gothenkönig Emanerich sich dieselben unterwürfig machte. Allein auch dieser erlag wenige Jahre darnach der Uebermacht der Hunnen, die im Jahre 375 nach Europa kamen. Der alte Ermanerich (er zählte damals 110 Jahre) wollte die Schmach der Unterjochung nicht erleben, und stürzte sich in sein eigenes Schwert. Sofort wurden die Slaven Unterthanen der Hunnen, aber ebenfalls nur auf kurze Zeit, indem nach dem Verfalle des Hunnenreiches die Longobarden und Avaren ihre Stelle einnahmen, und die benachbarten Slaven unterjochten. Am längsten waren sie der letzten Nation zinspflichtig, bis im 5. Jahrhunderte ein gewisser Samo einige zerstreuete slavische Stämme sammelte, und sich von der Herrschaft der Avaren frei machte. Von jetzt angefangen wird die Geschichte der Slaven etwas heller, und die Sagen von dem Czech und Lech, und später von Krok und seinen Töchtern bilden gleichsam den Anfang der freilich noch sehr dürftigen Geschichte von Böhmen und Polen.

Unter den Slaven versteht man aber alle jene Völker, welche die slavische Sprache reden, und diese kömmt vom baltischen bis zum adriatischen Meere vor, obschon in verschiedenen Abweichungen oder Dialekten. Zu ihnen gehören die Russen, die Polen, die Böhmen oder Czechen, die Mährer, die Slowaken, die Kroaten, Serben und Winden. Viele slavische Völker aber, die früher in Norddeutschland wohnten, sind gänzlich verschwunden, indem sie sich mit ihren Ueberwindern, den Deutschen völlig vermischten, und ihre Sitten und Sprache annahmen.

Die in der Geschichte zuerst berühmt gewordenen slavischen Völker waren aber die Böhmen und die Polen. Was besonders die Letzteren anbelangt, so besaßen sie in der Zeit ihrer Blüthe ein Land, welches einen Flächenraum von mehr als 13,000 Quadrat-Meilen einnahm, und 15 Millionen Einwohner zählte.

Die Polen sind Nachkommen der Sarmaten, worunter die alten Geschichtschreiber alle jene Völker zählten, welche die nördlich gelegenen Länder Asiens und Europas bewohnten, ein nomadisches Leben führten, fast beständig zu Pferde saßen, und sich durch ihre Tapferkeit und ihr grausames Betragen den Nachbarstaaten furchtbar machten. Den Namen der Polen aber erhielten sie, weil sie größtentheils große Ebene bewohnten, die sich in ihrem Lande, das sich zwischen der Weichsel und dem Dnieper befand ausdehnten, und in der slavischen Sprache »Pole« einen Bewohner der Ebene bedeutet.

Die älteste Geschichte Polens liegt im Dunkel, und gewinnt erst dann einiges Licht, als sich das Christenthum von Deutschland und Böhmen aus diesem Lande zu verbreiten anfing. Zur Zeit der großen Völkerwanderung in Europa im 5. Jahrhunderte, wo der Weltenstürmer Attila seine Hunnen aus den tiefen Steppen Asiens verwüstend nach Europa hinüber wälzte, und viele Völker aus ihren alten Wohnsitzen entweder vertrieb, oder sie mit seiner Macht vereinigt zur Unterdrückung Anderer

gebrauchte, flüchteten sich viele slavische Stämme, die sich am schwarzen Meere und an der Wolga ausgebreitet hatten, theils nördlich, theils östlich tiefer nach Europa hinein, und gründeten daselbst Niederlassungen, während andere ihrer Stamm-Verwandten, die von ihnen getrennt wurden, sich an der Donau bis zum adriatischen Meere ausbreiteten. Es geht aber eine Sage, daß zwei Brüder mit Namen Czech und Lech die Königreiche Böhmen und Polen gegründet haben; wenigstens hieß ein Volksstamm, der sich im 7. Jahrhunderte in dem heutigen Polen niederließ, die Lechen.

Als dieser Lech, der die Stadt Krakau so wie die Stadt Gnesen im heutigen Polen erbauet haben soll, mit seiner Familie und in Begleitung eines zahlreichen Volkes, dessen Oberhaupt er war, von der Grenze Böhmens gegen Osten zog, und lange Zeit durch Wildnisse gewandert war, kam er zuletzt in eine Gegend, welche früher bewohnt gewesen zu seyn schien. Hier angekommen gebar ihm seine Gemalin Czimislawa einen Sohn, welchen er Krok oder Krokus nannte. Bei diesem neuen Ansiedlungsplatze befand sich ein See und ein sehr großer Wald, in welchem viele Adler horsteten. Lech beschloß nun hier eine Niederlassung zu gründen, und befahl deßhalb seinen Aeltesten und dem Volke diesen Ort von dem Gestrippe zu reinigen, und daselbst Hütten aufzubauen. Als dieses geschehen war, nannte er diese Niederlassung Gizno, welches in der deutschen Sprache ein Nest bedeutet, und woraus in der Folge der Name Gnesen entstand.

Bald darauf zog Lech mit einem andern Theile seines Volkes weiter ostwärts bis an die Weichsel, und als er hier das Land fruchtbar fand, ließ er auf einem Felsen ein Schloß, und neben dem Fluße eine Stadt erbauen, welche er zu Ehren seines Sohnes Krok die Krokenstadt nannte, woraus in der Folge der Name Krakau entstand.

Nach dem Tode Lechs, dessen Jahr unbekannt ist, wählten die Polen seinen Sohn Krok zu ihrem Vorsteher oder Richter, und als dieser ebenfalls bald ohne männliche Erben zu hinterlassen starb, so fiel ihre Wahl einstimmig auf seine Tochter Wanda.

Von dieser wird erzählt, daß sie die schönste und klügste Jungfrau zu ihrer Zeit im ganzen Lande war, und daß die Polen mit ihren Anordnungen und Urtheilen sehr zufrieden waren. Wie Libussa in Böhmen, so erwarb sich Wanda in Polen durch ihre Weisheit und Einsicht, so wie durch eine siegende Beredsamkeit die Herzen ihrer Unterthanen. Sie soll auch die Gabe der Weissagung gehabt haben, und unterschied sich von ihren Stamm-Verwandten dadurch, daß sie, so lange sie regierte unvermält blieb, während Libussa auf Zureden der Wladiken zuletzt den Bauer Przemisl ehelichte.

Die Kunde von der Schönheit der jungen Wanda verbreitete sich aber bald über die Grenzen des Landes, und gelangte bis nach Preußen, wo damals gleichfalls ein slavischer Volksstamm wohnte, der aber schon mit den Deutschen vermischt war. Ein Fürst dieses Landes Rythogar genannt wünschte nun die Wanda zu ehelichen, und schickte deßhalb eine Gesandtschaft zu ihr nach Krakau mit dem Auftrage um ihre Hand zu werben. Wanda schlug aber den Abgeordneten ihr Begehren unter dem Vorwande ab, daß sie den Göttern, welche über das Wasser und die Gebirge herrschen, ewige Keuschheit angelobt habe. Nachdem die Gesandtschaft unverrichteter Sache wieder nach Hause gelangt war, wurde Rythogar über die abschlägige Antwort höchst erzürnt, und fertigte neuerdings Boten an die Wanda mit dem Auftrage ab, ihr den Krieg für den Fall zu erklären, wenn sie wiederholt seine Bewerbung um ihre Hand ausschlagen sollte; denn Rythogar hoffte jetzt, daß diese Drohung sie erschrecken, und daher zur Annahme seines Antrags bereitwilliger machen werde.

Wanda ließ sich aber auch durch diese Drohung keineswegs schrecken, und erklärte den Abgesandten wie früher, daß sie von ihrem gemachten Gelübde, unvermält zu bleiben nicht ablassen werde, und sogar im Nothfalle entschlossen sey, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, da sie im Voraus wisse, daß die Götter ihren Waffen den Sieg schenken werden.

Als Rythogar diese zweite abschlägige Antwort erhielt, wurde sein von Liebe und Haß zugleich entflammtes Gemüth so sehr verwirrt, daß er aus Scham sich selbst entleibte.

Mittlerweile hatte aber Wanda ihre Polen aufgeboten, und war bereits dem Rythogar entgegen gezogen, als sie die unvermuthete Nachricht von seinem Tode erhielt. Sie kehrte also mit ihrem Heere wieder nach Krakau zurück, und brachte daselbst für die günstige Wendung den Siegesgöttern viele Opfer. Als diese Feierlichkeiten vorüber waren, hielt sie in einer Versammlung eine eindrucksvolle Rede, in welcher sie dem Volke für die Anhänglichkeit und Liebe, die sie ihr bisher bewiesen, rührend dankte, und wobei sie zugleich äußerte, daß sie wohl einsehe, wie bei einem so mächtigen Volke ein Mann nothwendig sey, der es mit seiner starken und gewandten Hand regiere, demselben Achtung und

Furcht bei den Nachbarn verschaffe, und solches beschütze. Sie sehe wohl im Voraus ein, fuhr sie in ihrer Rede fort, daß sich noch viele Bewerber um ihre Hand finden werden, denen sie aber ihres Gelübdes wegen Keinem dieselbe reichen könne, woraus nun viele Unruhen im Lande entstehen würden, weßhalb sie fest entschlossen sey, zum Wohle des Landes ihrer bisherigen Herrschaft zu entsagen, und ihre Ehre durch einen freiwilligen Tod zu retten.

Nachdem sie diese Rede an die zahlreiche Volksversammlung geendigt hatte, begab sie sich in Begleitung vieler Jungfrauen und einer großen Menge neugierigen Volkes wie in einem feierlichen Aufzuge auf die Brücke, welche bei Krakau über die Weichsel führt, und sprang in Gegenwart der Versammelten, welche über diese schaudervolle That in großes Wehklagen ausbrachen, in den Fluß, worin sie auch ertrank. Ihr Leichnam wurde nicht weit von dem Flusse Dlubnie, der sich in die Weichsel einmündet aufgefunden und daselbst begraben, welche Stelle noch heut zu Tage Mogila (Grabstätte) heißt.

Nach ihrem Tode blieb lange Zeit das Richteramt in Polen unbesetzt, wenigstens findet man in der Geschichte weder einen Fürsten oder Richter, noch sonst eine Person aufgezeichnet, die einen bedeutenden Einfluß über die Polen ausgeübt hätte. Erst um das Jahr 840 erscheint ein Herzog, Namens Piast, der von einem Bauersmanne durch die Wahl des Volkes zu dieser Würde erhoben wurde, und sich dessen Neigung durch seine wirklich gute Landesverwaltung erwarb. Er war der Gründer des berühmten Geschlechtes der Piasten, welches erst mit dem Könige Kasimir im Jahre 1370 erlosch, und dem Lande einige vortreffliche Regenten gab, worunter Ziemoit, Boleslaus I., Wladislaw I. und Kasimir II. die berühmtesten waren. Bisher waren die Polen noch immer der Abgötterei ergeben, und ihr Religionskultus hatte große Aehnlichkeit mit jenen der Böhmen. Erst im Jahre 964 wurde die christliche Religion in Polen eingeführt, und zwar bei Gelegenheit der Vermälung des polnischen Herzogs Mjesko mit der böhmischen Prinzessin Dombrowka, einer Enkelin des heiligen Wenzels, Herzogs von Böhmen. Als nämlich Mjesko nach dem Tode seines Vaters Zemanisl zum Beherrscher des Landes erwählet worden war, beredeten ihn die Christen, die bereits schon seit längerer Zeit in Krakau und im Lande herum zerstreuet lebten, daß er ihre Religion zu seinem und des ganzen Landes Heile annehmen möchte. Auch unter seinen Räthen selbst hatte Mjesko einige Anhänger des Christenthums, deren erbaulicher Lebenswandel gegen die Sitten der heidnischen polnischen Großen, die in der Vielweiberei lebten, besonders vortheilhaft abstach, und da er auch sonst ein Herr von gutem Gemüthe und scharfem Verstande war, so ließ er sich gar bald zur Abschwörung des Heidenthums bewegen, jedoch nur mit dem Vorbehalte, daß ihm eine christliche Fürstentochter zur Gemalin gegeben werde. Um diese Bedingniß zu erfüllen, reisete sogleich eine christliche Gesandtschaft nach Böhmen, wo zu jener Zeit Boleslaw regierte, und warb bei ihm für den polnischen Fürsten um seine Tochter Dombrowka. Boleslaw fand sich durch diesen Antrag geschmeichelt, und da er auch erfuhr, daß Mjesko noch vor der Vermälung die christliche Religion annehmen wolle, so schickte er seine schöne Tochter mit einer zahlreichen Begleitung, worunter sich die angesehendsten Wladiken befanden, und mit großen Schätzen ausgestattet nach Polen. Als Dombrowka in Krakau angekommen war, entließ Mjesko sogleich seine Weiber, ließ sich sammt einer bedeutenden Anzahl polnischer Großen taufen, wo er in der Taufe den Namen Miecislaus oder Mjecislaw erhielt, und feierte sodann mit Dombrowka sein glänzendes Beilager. Diese fromme Fürstin war aber gleich nach ihrer Vermälung bemüht gewesen, den Götzendienst auch unter dem Volke auszutilgen, und beredete ihren Gemal dahin, daß er den Befehl gab im ganzen Lande alle hölzernen Abgötter zu verbrennen, die steinernen aber in's Wasser zu werfen, und das Volk zur christlichen Religion zu bekehren, was auch, wunderbar genug, ohne die geringste Störung in kurzer Zeit bewerkstelliget wurde, nachdem viele böhmische Priester, die mit Dombrowka nach Polen kamen, dabei einen besondern Eifer bewiesen hatten. Kurze Zeit darauf ließ Mjecislaw zu Gnesen eine herrliche Kirche zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria, und eine andere, nicht weniger prachtvolle in Krakau zu Ehren des heiligen Wenzels erbauen, worauf in unglaublich kurzer Zeit eine Menge anderer katholischer Kirchen im Lande herum entstanden, so daß bei seinem Tode bereits 5 Bisthümer in Polen begründet waren.

K.K. HOF-U. STAATSBIBLIOTHEK WIEN



Die feierliche Taufe und Vermälung

eines jungen Avaren-Kriegers in der St. Rupertskirche zu Wien.

Im 8. Jahrhunderte.

Bereits hatte Karl der Große, der merkwürdigste Mann des Mittelalters die tapfern Sachsen, die Longobarden und Slaven seinem Frankenreiche einverleibt, und seine siegreichen Waffen sogar bis in die Gefilde Spaniens getragen, als er seinen Blick auch auf Oesterreich wendete, welches damals von einem heidnischen und räuberischen Volke, den Avaren beherrscht wurde.

Diese, welche von den Schriftstellern der damaligen Zeit auch die Hunn-Avaren oder Hunnen genannt wurden, scheinen in der That Nachkommen jener Hunnen gewesen zu seyn, welche zu Anfang des 5. Jahrhunderts unter dem fürchterlichen Attila halb Europa überschwemmt und verwüstet, zuletzt aber sich in dem heutigen Ungarn, damals Panonien genannt, nieder gelassen haben. Denn so wie die alten Hunnen, waren auch die Avaren ein häßliches und schmutziges Volk, das von Raub, Krieg, Jagd und Viehzucht lebte, in sogenannten Ringen oder geschlossenen Erdwällen wohnte, fast beständig zu Pferde saß, und seine Zeit zwischen Nichtsthun und Raubzügen verbrachte.

Es war im Jahre 791 nach Christi als Karl der Große beschloß, diese unruhigen Grenznachbaren seines Reiches für ihre verwüstenden Einfälle in Deutschland zu züchtigen, und sie, wo möglich zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Die Avaren besaßen aber Oesterreich bis zu dem Ausfluße der Enns; was jenseits lag, gehörte damals zu Baiern, und der Herzog dieses Landes, Namens Thassilo hatte sich gegen Karl empört, und war mit dem Avarenfürsten Thudum in ein Bündniß wider diesen Kaiser eingegangen. Bald aber büßte dieser Herzog seine Treulosigkeit gegen das deutsche Reich, indem ihn der unwiderstehliche Kaiser in einer Schlacht überwand, und ihn sodann in ein Kloster schickte, wo er bis zu seinem Tode Zeit genug hatte seinen Fehler zu bereuen.

Um aber die raubsüchtigen Avaren, die besonders im Fliehen gefährlich waren, mit Nachdruck anzugreifen, hatte Karl außerordentliche Voranstalten getroffen, und ein doppeltes Heer gebildet, welches zu beiden Seiten der Donau wider sie marschirte, während dieser Fluß selbst die Lebensmittel für die Krieger trug. Im Frühjahre 791 brach das versammelte Heer von Regensburg auf, und als es an der Grenze von Avarien angelangt war, ließ der gottesfürchtige Kaiser dasselbe rasten, und zum guten Ausgange des Feldzuges 3 Bitttage veranstalten, wobei er selbst im Bußkleide den Prozessionen beiwohnte, und durch seine ungeheuchelte und tiefe Andacht Jederman erbauete.

Nach vollbrachter Andacht rückte das Christenheer vorwärts, und gelangte in die Gegend des heutigen Steierecks an der Donau. Thudum, der Anführer der Avaren, der wohl wußte, daß er es jetzt mit einem gewaltigen Gegner zu thun habe, hatte nichts verabsäumt, um ihn tapfer zu empfangen, und war bis zu diesem Orte mit seinen wilden Scharen vorgerückt. Es war Nacht, und so weit das Auge reichen konnte, loderten die Wachfeuer der beiden Heere zum Himmel empor. Da berief Thudum einen schönen und edlen Jüngling aus Ungarn, den Liebling seines Herzens zu sich, und gab ihm den Auftrag, mehrere gefangene christliche Jungfrauen tiefer in das Land zu führen, damit sie nicht etwa, wenn er geschlagen werden sollte, in die Hände der Gegner fallen.

Der Jüngling befolgte sogleich den Befehl seines Gebieters, zog noch in derselben Nacht mit den Jungfrauen nebst einer starken Begleitung ab, und gelangte in langsamen Tagmärschen mit seinen schönen Gefangenen an die Ufer des Kampflußes. Unter diesen befand sich Gisela, die Tochter eines Gaugrafen, die an Wuchs und Schönheit alle übrigen Mädchen verdunkelte. Oft ruhete das Auge des Jünglings mit geheimen Vergnügen auf der herrlichen Gestalt, und in seiner Brust wurde ein zartes Mitleid rege, daß ein so edles Wesen einem so bedauernswerthen Lose entgegen ziehen müsse. Durch seine Sorgfalt blieb auch die Jungfrau von mancher Mißhandlung verschont, welche die rauhen Krieger den Uebrigen entweder aus Muthwillen oder aus Aerger über deren Erschöpfung so häufig anthaten.

Gisela war für eine solche Aufmerksamkeit nicht undankbar, und ihr Blick verweilte daher bei solchen Anlässen oft dankbar auf dem schönen Heidenjünglinge, der von dem ungeschlachten Wesen seiner Begleiter nichts an sich hatte, und der sie, wenn die Wehmuth ihre schönen Augen mit Thränen netzte, in seiner ihr leider unverständlichen Sprache zu trösten versuchte. So gelangten sie endlich eines Abends in die Nähe eines großen Ringes, den die Avaren in der Gegend des heutigen Grafenwörth am kleinen Kampfluße an der Donau angelegt hatten. Da die Jungfrauen bereits sehr ermüdet waren (denn sie mußten sämmtlich zu Fuße gehen), so beschloß der Führer auf einem Berge, der rings mit Felsen umgeben war, Rast zu machen. In diesen Platz wurden nun die Jungfrauen geführt, und damit keine derselben entkommen könne, so wurde der Ausgang bei den Felsen mit einer Wache besetzt, während die übrigen Krieger sich mit ihren Rossen in den grasreichen Plätzen in der Umgebung zerstreueten, und bald der ihnen ebenfalls so nöthigen Ruhe sorglos überließen.

Es war eine schöne Mondennacht, und Gisela, in deren Augen kein Schlaf kam, bestieg einen zugänglichen Felsen, und sah in die weite Gegend hinaus. Da erblickte sie den Jüngling in der Nähe des Felsens in einem sanften Schlummer liegen, und weit herum die zahlreiche Begleitung gruppenweise gleichfalls in einen tiefen Schlaf versunken, während die Pferde zusammen gekuppelt an verschiedenen Plätzen noch weideten. Dieses schien ihr der günstige Augenblick zur Rettung aus der Hand eines barbarischen Feindes zu seyn, und nachdem sie vom Felsen herab gestiegen war, weckte sie die schlummernden Mädchen, und beredete sie, den schlafenden Kriegern die Waffen wegzunehmen, und sich damit in diesem vortheilhaften Platze zu vertheidigen, weil es besser wäre im schlimmsten Falle mit den Waffen in der Hand zu sterben, als in eine entehrende und grausame Gefangenschaft abgeführt zu werden. Die Mädchen gaben diesem Vorschlage den einstimmigen Beifall, überwältigten schnell die schlummernde Wache, drangen sodann in das Lager hinaus, und entwendeten hier den sorglos hingestreckten Kriegern ihre Pfeile, Bogen und Schwerter, mit welchen sie unentdeckt wieder in ihre Felsenfestung gelangten.

Kaum aber hatten sie dieses kühne Wagniß glücklich überstanden, als sich schon von der Ferne ein großer Tumult hören ließ, da mehrere Avaren in wilder Flucht an diesem Platze anlangten, und die schlummernden Kriegskameraden mit großem Geschreie zu erwecken suchten. Kaiser Karl der Große hatte nämlich an jenem Tage, als Thudum die Mädchen an einen sicheren Ort führen ließ, die Avaren, da sie keinen eigentlichen Widerstand leisteten, in die Flucht gejagt. Das Heer jenseits der Donau kommandirte sein Schwager, der Markgraf Gerold, und da er auf seinem Marsche bei weitem weniger Hindernisse fand als Karl in den gebirgigen Gegenden, so war er mit seinen Soldaten fast um eine Tagreise dem jenseitigen Heere voraus gekommen, und hatte eine Truppe Avaren unweit der Gegend, wo der Jüngling mit den Jungfrauen Rast machte, auseinander gesprengt. Diese stürzten nun auf ihren flüchtigen Rossen herbei, die von dem Lärme wach gewordenen Begleiter der Mädchen suchten in der Eile aber vergebens ihre Waffen, und ehe sie sich von ihrer Bestürzung erholen konnten, waren sie von den nachsetzenden fränkischen Reitern schon umringt, und lagen in kurzer Zeit größtentheils in ihrem Blute hingestreckt, während die Jungfrauen in ihrem Asyle auf den Knien lagen, und dem Frankenheere den Sieg vom Himmel erfleheten. In der Folge entstand in der Gegend, wo sich die Jungfrauen, die nun gerettet waren, gelagert hatten ein Dorf, das von dieser Begebenheit den Namen: Rast am Berge bekam, woraus später Rastenberg entstand, welche Benennung noch heut zu Tage besteht, obschon der Ort sich nicht mehr auf dem nämlichen Platze befindet.

Lange schon war das Getümmel der Schlacht in der Ferne verhallt, als die zitternden Mädchen nach einem feierlichen Dankgebete für die Erhaltung ihres Lebens sich aus den Steingewölben hervor wagten, und nun mit Grausen die Fläche betrachteten, die mit todten Menschen und Pferden, so wie mit Waffen und Geräthschaften aller Art bedeckt waren. Nur Gisela hatte kein Auge dafür; denn ihr Blick war nach den Platz hingerichtet, wo sie den Jüngling, der ihrem Herzen bereits theuer geworden war, zum letzten Male schlummernd erblickt hatte. Wirklich sah sie ihn noch auf demselben Platze, allein mit erblaßtem Angesichte, und einem Pfeile in seinen Busen. Schlummernd hatte ihn derselbe getroffen, und es schien, als ob seine Seele bereits entflohen wäre. Da stürzte Gisela mit gelöstem Haare und flammenden Gesichte auf ihn zu, und ergriff, sich laut als seinen Mörder anklagend, seine Hand. Aber kaum als dieses geschehen war, stürzte ein Blutstrom aus seinem Munde, und der Scheintodte wachte aus seiner Ohnmacht mit einem wehmüthigen Blicke auf die besorgte Jungfrau wieder auf.

»Er lebt! er lebt!« rief sie jetzt freudetrunken, und während mehrere umstehende Mädchen um Wasser zu holen sich entfernten, zog Gisela den Pfeil behutsam aus der Wunde, stillte das Blut, wusch sodann dieselbe aus, und verband sie zuletzt, indem sie vorher heilsame Kräuter in dieselbe gelegt hatte.

Der Blutverlust hatte den Jüngling so ermattet, daß er während des Verbandes neuerdings die Augen schloß. Gisela, die aber an seiner Rettung nicht zweifelte, bat die Mädchen, aus mehreren herum liegenden Lanzen eine Tragbahre zu machen, auf welcher sie sodann die ihr so theuere Last mit ihren Gefährtinen auf einen sichern Ort zu bringen suchte. Allein ein solcher Ort war meilenweit nicht aufzufinden, nachdem die ganze Umgegend durch die Avaren zur Einöde umgewandelt ward. Schon waren die Mädchen bis zum Sterben ermattet, als sie in einer Aue mehrere Gestalten in braune Wollenkleider gehüllt erblickten. Diese waren Gisalrich (Gisalricus) und Kunald (Cunaldus), fränkische Missionäre mit noch mehreren Begleitern, welche sich mit großer Lebensgefahr alle Mühe gegeben hatten, sich den Eingang in dieses Land zu verschaffen, und die christliche Religion in Avarien auszubreiten. Nachdem sie nun die Mädchen entdeckt hatten, naheten sie sich denselben liebreich, untersuchten den Verband des Jünglings, lobten die erröthende Pflegerin wegen ihrer dabei bewiesenen Geschicklichkeit, und ließen den Verwundeten an die Ufer der Donau tragen, wo ein kleiner Nachen in Bereitschaft stand, der die Pflegerin sammt dem Kranken aufnahm, und Beide glücklich nach den alten Fabiana, dem heutigen Wien brachte.

Hier angelangt wurde der Verwundete mühesam über Schutt und Steine nach dem am meisten verheerten Theile der einst blühenden Römerstadt getragen. Gisela spähete nun nach einem schützenden Obdache umher, als sie plötzlich den Ton eines einfachen Kirchengesanges vernahm. Sie befand sich nämlich in der Nähe der kleinen Rupertskirche *), und gelangte durch einen verborgenen Eingang mit dem Verwundeten in einen geräumigen Säulengang, der zu den Zellen und in die Kirche führte, wo eben ein Siegeslied abgesungen wurde. Auf Giselas Bitte wurde ihr und ihrem Pfleglinge eine Zelle eingeräumt, und durch ihre unermüdete Sorgfalt erfreuete sich dieser auch bald einer völligen Genesung.

Indessen hatte der siegreiche Karl die Avaren bis über die Raab zurück gedrängt, und alle ihre in Oesterreich befindlichen Ringe der Erde gleich machen lassen. In das eroberte Land setzte er einen Grenzgrafen in der Person Guntrams, worauf fränkische Ansiedler die wüsten Gegenden bevölkerten und bebaueten. Dieses Alles war das Werk von wenigen Wochen, während jene Avaren, welche gefangen genommen waren, sich gleichzeitig zur Annahme des Christenthums bequemten.

Gisela bekümmerte sich wenig um alle diese Veränderungen, die wie durch einen Zauberschlag in's Leben gerufen wurden; denn ihr Auge hing nur an dem Jüngling, auf dessen bleichen Wangen die Rose der Genesung sichtbar wurde. Gisela liebte ihn mit aller Gluth, die eine reine Liebe in dem Herzen eines edlen Mädchens entzünden kann, und erröthete schamhaft so oft sich ihre Blicke begegneten. Da gestand sie einst dem Pater Gisalrich, der mit Kunibald gleichfalls nach Wien gekommen war, und hier das Amt eines Predigers verrichtete, die Schwäche ihres Herzens; allein Gisalrich beruhigte sie, daß ihre Liebe das Wohlgefallen des Himmels an sich trage, machte es ihr aber zugleich zur Pflicht, den jungen Heiden mit den Religionsbegriffen der christlichen Liebe bekannt zu machen. Gisela erfüllte nun diesen ehrenvollen Auftrag mit Freude, so weit es ihr nämlich die gegenseitige Verständigung der Sprache zuließ, und ward auch eine glückliche Lehrmeisterin; denn ehe noch der Kranke das Bett verließ, war er bereits bekehrt, und aus einem Heiden ein Christ geworden. Als dieser junge Krieger völlig genesen war, betrat er andächtig die mit Blumen geschmückte Kirche, und Gisalrich vollendete das so schön und schnell begonnene Werk der Bekehrung durch die Ertheilung der heiligen Taufe, in welcher der Jüngling den Namen Gisalrich erhielt.

Die Taufe eines Erwachsenen war aber zu jener Zeit mit besonderen Feierlichkeiten verbunden. Auf ein gewisses Zeichen der Glocke versammelte sich die christliche Gemeinde in der Kirche, deren hei-

---

*) Diese ist die älteste Kirche, die man in Wien kennt, und wurde im Jahre 1445 durch die Herren von Auersperg erneuert, bei welcher Gelegenheit sie die Inschrift erhielt: Hoc sacellum S. Ruperti Cunaldus et Gisalricus Avarorum conversioni destinati apostoli erexere anno DCCXL (740). Nach Andern soll diese Kirche erst im Jahre 788 erbauet worden seyn.

lige Schreine so wie der Altar mit Lampen erhellet waren. Nach einem kurzen Dankgebete wurde nun der Täufling, der zum Zeichen seiner Unschuld in ein weißes Kleid gehüllt war, vor den Altar geführt, und als er sich nieder kniete, drei Mal mit dem Weihwasser besprengt. Sodann legte er das Glaubensbekenntniß ab, und sprach die Taufformel nach. Hierauf wurde er an den Taufstein geführt, wo er das Salz der Weisheit und das Sinnbild der Reinigung der Seele von allem Bösen empfing, dann erfolgte die feierliche Wassertaufe, in welcher der Getaufte seinen alten Namen ablegte, und dafür einen christlichen erhielt.

In Giselas Augen spiegelten sich Thränen der reinsten Freude, als sie ihren geliebten Jüngling nunmehr als Christen erblickte, und die ganze Gemeinde konnte sich an den in tiefer Andacht versunkenen und edel gebildeten Proselyten nicht satt sehen. Da bestieg der alte Gisalrich die Kanzel, hielt an die Versammlung eine zu Herzen dringende Rede, wo er dem Allmächtigen dankte, daß er ihn gewürdigt habe, den Schafstall Christi mit einem neuen Schäflein zu vermehren, welches früher verloren gewesen wäre, und am Ende seiner Rede machte er die Gemeinde mit den Gefühlen der beiden Herzen bekannt, lobte Gisela wegen der an dem neu Bekehrten bisher bewiesenen Sorgfalt, und beschloß durch die Vermälung der beiden Liebenden, die einander so würdig waren, diesen feierlichen Tag auf eine schöne Weise.

Ein fröhliches Beifallsgemurmel erfüllte die heilige Stätte, und die bald erröthende bald erbleichende Gisela lag in kurzer Zeit in den Armen des entzückten Gisalrichs. Beide gelobten sich jetzt die Freuden und Leiden dieses Lebens gemeinschaftlich zu theilen, und der ehrwürdige Gisalrich sprach nun den Segen der Kirche über die beiden Glücklichen. Dieses war die erste feierliche Handlung, welche öffentlich in diesem Kirchlein vollzogen wurde.

Gisela reisete sodann mit dem Manne ihres Herzens in ihre Heimat nach Baiern, empfing hier von den über ihre Ankunft entzückten Aeltern gleichfalls den Segen, und lebte nun mit ihrem Gisalrich in der glücklichsten Ehe bis zu ihrem Tode.

Mittlerweile bestrebte der Grenzgraf Guntram sich aus allen Kräften, das durch die Wuth der Avaren fast zur Einöde gewordene Oesterreich wieder in einen blühenden Stand zu setzen, und das Land genoß auch so lange er lebte einer dauerhaften Ruhe, und eines sichtbar zunehmenden Wohlstandes. Dörfer und Kirchen erhoben sich wieder aus dem alten Schutte, und die Felder prangten weit herum mit dem Segen des Himmels. Allein nach seinem Tode begann wieder eine böse Zeit über das herrliche Land herein zu brechen, und diese zwar in Folge der Schwäche der fränkischen Regenten. Nachdem Karl der Große nach einer 40jährigen kraft- und ruhmvollen Regierung im Jahre 814 gestorben war, bestiegen den erledigten Thron nach einander nur unbedeutende und untüchtige Regenten, die das von ihrem großen Ahnherrn gestiftete Reich zu beschützen nicht im Stande waren. Endlose Unruhen und Fehden, die sie nicht stillen und beendigen konnten, so wie der Uebermuth der Großen, welche die Schwäche der Regenten dazu benützten, sich ihrer Oberhoheit zu entziehen; Familienzwiste und Brüderkriege der Karolinger unter einander, dann die Einfälle der Normannen im Osten, und der Magyaren oder Ungarn im Westen der fränkischen Monarchie zertrümmerten das von Karl dem Großen so mühesam aufgebaute Werk im Verlaufe von kaum 80 Jahren. Für Oesterreich waren besonders die Ungarn ein verderbliches Volk, welche die Stelle der verdrängten Avaren ersetzten, und diese an Raub- und Mordsucht noch zu übertreffen schienen. Unter ihrem verheerenden Schwerte sanken Dörfer, Städte und Kirchen wieder in Schutt, und die herrlichen Felder und Weingärten wurden bald wieder der Wohnort wilder und reißender Thiere. Eben so wie die Avaren, nahmen auch sie das Land bis an die Enns in Besitz, und machten von hier aus durch einen Zeitraum von 100 Jahren ihre verheerenden Einfälle in Deutschland, bis sie zum letzten Male von Kaiser Otto dem I. im Jahre 955 am Lechfelde geschlagen wurden, und sodann nicht wieder in Deutschland einfielen. Endlich im Jahre 983 erschien der babenbergische Graf Leopold der Erlauchte mit einem stattlichen Heere an diesem merkwürdigen Grenzfluße, drängte die Ungarn bis in ihre Hauptfestung Melk zurück, und eroberte noch in diesem Jahre auch diese Eisenburg mit Sturm, worauf alles Land bis an den Kahlenberg in seine Gewalt fiel *).

---

*) Mit diesem Grafen beginnt die Reihe der babenbergischen Grenz- oder Markgrafen in Oesterreich.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Das Räubermädchen von Baden

in der Teufelsmühle am Wienerberge.

Jahr 1411.

Die Zeiten während der Minderjährigkeit des österreichischen Herzogs Albrecht des V., der später unter dem Namen Albrecht II. deutscher Kaiser wurde, waren für Oesterreich sehr unruhevoll und drückend. Der Vater dieses Albrechts, Herzog Albrecht IV., beigenannt der Geduldige, war nämlich an einem ihm beigebrachten Gifte im Jahre 1404 zu Neuburg gestorben, da sein einziger Sohn erst 7 Jahre zählte. Nun wollten alle seine 4 Oheime, Wilhelm der Ehrgeizige, Leopold IV., beigenannt der Dicke, Ernst der Eiserne und Friedrich, beigenannt mit der leeren Tasche die Obervormundschaft über den minderjährigen Albrecht zugleich führen. Zwar starb Wilhelm der Ehrgeizige schon im Jahre 1406, und Friedrich mit der leeren Tasche wurde auf dem Kostnitzer-Konzilium wegen der bewerkstelligten Flucht des Papstes Johann in so ernstliche und gefährliche Händel mit dem Kaiser Sigmund verwickelt, daß er alle Hände voll zu thun hatte, um nur wenigstens Tirol dem Hause Habsburg zu erhalten, weßhalb er auch die Vormundschafts-Gedanken bald aufgab. Nicht aber so war es mit den beiden andern Oheimen, nämlich mit Leopold dem Dicken, Herzoge der sogenannten Vorlande (worunter man die habsburgischen Besitzungen im Elsaß, Schwaben und in der Schweiz begriff), und mit Ernst dem Eisernen, Herzoge von Steiermark und Kärnthen. Jeder aus ihnen wollte die Vormundschaft allein führen, und schon jetzt entstanden dieserwegen unter den beiden herzoglichen Brüdern große Streitigkeiten, welche endlich durch die Landstände dahin vermittelt wurden, daß Beide abwechselnd den jungen Herzog berathen sollten, damit die Ruhe im Lande nicht gestört werde. Sofort leisteten die Stände am 10. August 1406 dem jungen Herzoge die Huldigung, und die beiden Brüder versöhnten sich, worauf Herzog Ernst nach Steiermark zurück kehrte, um einige Angelegenheiten in diesem Herzogthume zu ordnen.

Allein schon im folgenden Jahre brachen wegen dieser Vormundschaft in Oesterreich und besonders in Wien schreckliche Unruhen aus. Hier war man nämlich mit dem Regierungsverfahren des Herzogs Leopold nicht zufrieden, und viele von den Prälaten und dem Adel, so wie auch von den Städten beklagten sich, daß er von den Unterthanen zu viel Abgaben erpresse, daß er vorzüglich mit den Wienern hart verfahre, den Geistlichen das Ihrige entreiße, und mehr ein willkührlicher Herr als Vormünder sey. Man wollte also den Herzog Ernst zum alleinigen Vormunde haben, der sobald er die Gesinnungen der Oesterreicher erfahren hatte, ohne Aufenthalt von Grätz nach Wien eilte, und mit Friedrich von Waldsee die Vormundschaft des jungen Albrechts über sich nahm. Natürlich erbitterte dieser Schritt seinen Bruder Leopold so sehr, daß er sich nach Wiener-Neustadt begab, daselbst Truppen anwarb, und seinem Bruder, so wie auch allen denjenigen, die ihm anhingen, den Krieg ankündigte. Zugleich begab sich auch der Bischof von Freisingen, welcher Leopolds Partei ergriffen hatte, von Wien nach Enzersdorf, gewann hier viele vom Landadel, und führte sie dem Herzoge nach Wiener-Neustadt zu. In Vereinigung mit diesen, fiel nun im December 1407 Herzog Leopold unvermuthet über die Städte und Güter derjenigen her, die es mit Ernst hielten, verwüstete dieselben und machte reiche Beute, und wenn nicht ein außerordentlich strenger Winter und der tief gefallene Schnee seinen Raubzügen einen Damm entgegen gesetzt hätte, so wäre halb Oesterreich durch ihn und seine Anhänger geplündert worden. Selbst die Stadt Wien war in 2 Parteien getheilt, worunter das gemeine Volk und die Handwerker es mit Leopold, die angesehenen Bürger und Obrigkeiten aber es mit Ernst hielten. Daher wurde auch diese Stadt ein wilder Tummelplatz der Leidenschaften. Der Muthwille und die Raubsucht des Volkes nahmen so sehr überhand, daß der Rath sich genöthigt fand am 5. Jänner 1408 einige der rasendsten aus dem Handwerksstande öffentlich enthaupten zu lassen.

Um diesen Unordnungen ein Ende zu machen, dachten die Häupter der Parteien auf eine Aussöhnung, und die Landstände und Abgeordneten der Städte kamen in Klosterneuburg zusammen, wo sich die meisten Stimmen wieder für den Herzog Leopold erklärten. Nun verließ Herzog Ernst voll Unwillen die Stadt und das Land, und Leopold zog wie im Triumphe in Wien ein. Jetzt schien es, als wollte die ersehnte Ruhe in dieser Stadt wieder zurück kehren; allein der schreckliche Tod des Friedrich von Waldsee, dieses, seinem rechtmäßigen Herzoge Albrecht so treu ergebenen Ministers, der durch ein in seinem Zimmer entzündetes Schießpulver in seinem Bette dergestalt verbrannt wurde, daß er am dritten Tage darauf unter großen Schmerzen seinen Geist aufgeben mußte, gab das Signal zum Wiederausbruche der kaum gestillten Unruhen. Einstimmig legte man den Mord dieses allgeliebten Mannes dem Herzoge Leopold zur Last, da dieser eine so feste Stütze des künftigen Regenten um jeden Preis von demselben entfernt wissen wollte. Als nun Ernst von dem Tode dieses Getreuen Nachricht erhielt, eilte er neuerdings nach Wien zurück, wo ihn die Vornehmen dieser Stadt mit offenen Armen aufnahmen. Remprecht oder Rempert von Waldsee, der Bruder des ermordeten Friedrichs von Waldsee trug ihm vorzüglich seine Dienste an, und schon schien das Feuer des Mißvergnügens und des Parteienkampfes wieder auf's Neue auszubrechen, als um diesem Uebel vorzubeugen, eine Zusammenkunft der Stände und Städte am Palmsonntage nach St. Pölten vorgeschlagen wurde, die aber leider fruchtlos blieb. Nachdem die Abgeordneten der Stadt Wien auf ihrer Rückreise bei Purkersdorf angekommen waren, wurden sie von einem starken Hinterhalte, den ihnen der Herzog Leopold daselbst gelegt hatte, angefallen, und nach einer tapfern Gegenwehre gefangen genommen. Unter ihnen befand sich der Bürgermeister von Wien, Namens Konrad Vorlauf, ein braver und tapferer Mann, dann seine Räthe Johann Rock, Niklas Unterhimmel und Niklas Flußhart, der im Handgemenge aber getödtet wurde. Man führte sie als Gefangene zuerst nach dem Schloße Kagel, dann nach Greizenstein, und endlich nach Turberg, von wo sie nicht eher entlassen wurden, bis sie 2000 Gulden zum Lösegelde versprochen hatten. Als dieses geschehen war kamen sie am 20. Juni nach Wien, und traten ihr voriges Geschäft wieder an. Allein bald nach ihnen erschien auch hier der Herzog Leopold mit dem Bischofe von Freisingen, und dieser verlangte, daß man ein Stück von der Stadtmauer niederreiße, und die Ketten, welche in den Gassen der Stadt gezogen waren, um dadurch die häufigen Aufläufe zu verhindern, wieder abnehme, welche sonderbare Zumuthung jedoch von Seite des Rathes nicht befolgt wurde. Ueber diese Verweigerung ließ nun Herzog Leopold seiner schon lange verhaltenen Rache freien Lauf, und befahl am 7. Juli den Bürgermeister Vorlauf nebst noch 6 andern der vornehmsten Rathsherrn in das Gefängniß abzuführen, um ihnen als Widerspänstige den Prozeß zu machen. Dieser Prozeß dauerte wirklich nur 4 Tage, worauf dann der Bürgermeister sammt seinen getreuen Räthen auf Befehl des Herzogs am öffentlichen Marktplatze enthauptet wurde.

Dieses strenge und ungerechte Verfahren Leopolds gegen einen, seinem eigentlichen Landesherrn treu ergebenen Bürgers gab nun seiner Sache eine sehr üble Wendung; denn von diesem Augenblicke an verlor er die Zuneigung der Bewohner dieser Stadt und auch der Landstände, ja selbst der Kaiser Sigmund wurde über ihn aufgebracht. Herzog Ernst in Verbindung mit Rembert von Waldsee und dem von Rosenberg warfen ihm öffentlich den Fehdehandschuh vor. Der nun von seinen meisten Anhängern verlassene Leopold flüchtete aus Wien, ging nach Mähren, wo er sich mit vielen Räuberhorden, die er kurz zuvor selbst bekriegt hatte, verband, und marschirte damit geraden Weges gegen Wien vor. Um aber diesen Verheerungen und dem dadurch herbei geführten Elende ein Ende zu machen, vereinigte sich jetzt der kluge und friedeliebende Georg von Liechtenstein mit dem Bischofe von Trient, und diese brachten es durch ihre Bemühungen so weit, daß man 12 der angesehensten Landstände erwählte, welchen die Entscheidung in dieser Streitsache übertragen wurde, und deren Ausspruch auch die beiden Herzoge sich zu unterwerfen versprachen. Ihre Entscheidung fiel aber zuletzt dahin, daß der Bischof von Freisingen, der Urheber dieser vielfältigen Unruhen die Stadt Wien und ganz Oesterreich meiden, die beiden Herzoge aber einander völlige Versöhnung und Einigkeit für die Zukunft versprechen mußten. Die Brüder gelobten dieses, und so kehrten Ernst und Leopold mit dem jungen Albrecht im Jahre 1409 wieder nach Wien zurück, wo ihnen die Stände neuerdings den Eid der Treue schwuren.

Als im Jahre 1410 die Pest in Wien ausbrach und immer wüthender um sich griff, fand man es für nothwendig den jungen Herzog aus der Stadt zu entfernen, wo er nun auf das Schloß

Starhemberg gebracht wurde. Diese Gelegenheit benützte jetzt der diesem Fürsten ebenfalls wie sein Bruder mit besonderer Treue ergebene Rempert von Waldsee, indem er mit einem starken Haufen Reisige dieses Schloß plötzlich überrumpelte, und den Herzog, der ihm willig folgte, nach Eggenburg brachte. Von hier ließ er ein Aufbotschreiben an alle österreichischen Stände ergehen, in welchem er sie ermahnte, daß sie die beständig unter sich uneinigen Vormünder von der Regierung entfernen, und dieselbe dem Albrecht, der bereits erwachsen und mit großen Geistesfähigkeiten begabt sey, als rechtmäßigen Herrn übergeben sollten. Sogleich eilten die Stände nach Eggenburg, huldigten ihrem Herzoge, und da gerade die Nachricht anlangte, daß Herzog Leopold in Folge eines Blutschlages plötzlich gestorben sey, so führten sie den 14jährigen, blühenden und schöngestalteten Albrecht frohlockend nach Wien, wo er am 6. Juni 1411 unter einem unbeschreiblichen und herzlichen Jubel aller Bewohner seinen feierlichen Einzug hielt. Da ihm von den Landständen sogleich der edle Rempert von Waldsee und der von Buchheim als erste Minister beigegeben, und außer ihnen die übrigen Rathsstellen ebenfalls durch würdige Männer besetzt wurden, so sah nun auch Herzog Ernst ein, daß es mit seiner Vormundschaft ein Ende habe, und zog in sein Herzogthum zurück, wodurch die Ruhe in Oesterreich wieder hergestellt ward.

Es ist wohl nicht zu wundern, daß in jenen Tagen des Vormundschaftszwistes und des dadurch entzündeten Bruder- und Bürgerkrieges die Räuberbanden in Oesterreich auf eine wahrhaft schreckenvolle Weise überhand nahmen. Viel herrenloses Gesindel, so wie entlaufene Reisige gesellten sich zusammen, und durchzogen plündernd und mordend jeden Winkel des Landes. Es war ohne einer stark bewaffneten Bedeckung nicht mehr rathsam die Landstraßen auch nur wenige Stunden außerhalb den Ringmauern der Stadt Wien zu bereisen, ohne in Gefahr zu kommen von den allenthalben auflauernden Unholden angefallen, und seiner Habe, oder gar seines Lebens beraubt zu werden. Einer der gefährlichsten Orte war aber die verrufene Teufelsmühle am Wienerberge. Rempert von Waldsee, der in Verbindung mit mehreren Edlen des Landes, um den Tod seines Bruders zu rächen, dem herrschsüchtigen Herzoge Leopold offene Fehde angeboten hatte, wollte diese mit der Zerstörung dieses Raubnestes beginnen, weil solches, wie man sagte, von Leopold heimlich begünstiget wurde. Zugleich hatte er auch den Plan in Verbindung mit Leopold von Eckartsau den jungen Herzog Albrecht, den man, um ihn von der Ansteckung der Pest zu schützen, nach Starhemberg gebracht hatte, daselbst zu befreien, was ihm auch, wie schon erwähnt wurde, vollkommen gelang.

Während nun Rempert von Waldsee in der Nähe von Wiener-Neustadt auf der Lauer lag, ließ Leopold von Eckartsau, vom Dunkel der Nacht begünstigt, die Mühle umringen, und drang an der Spitze mehrerer Bewaffneten in das Innere der Gemächer, wovon er eines verschlossen fand. Nachdem er solches zu öffnen befohlen hatte, allein von Innen keine Antwort erhielt, so ließ er die Thür erbrechen, wo er nun zu seiner nicht geringen Verwunderung in einem Winkel des Zimmers mehrere Pilger zusammen gedrängt fand. Als aber der Vorderste den Hut und das Stirntuch hinweg zog, zeigte sich, daß eine blühende Jungfrau vor dem erstaunten Ritter und seinen nicht weniger überraschten Begleitern stand. Noch mehr stieg jetzt dieses allseitige Erstaunen, als auch die übrigen Pilger gleichfalls nur Mädchen waren, die nun ihn um seinen Schutz wider die Räuber der Umgegend anflehten. Sie gaben vor, daß sie wegen Abwendung des Pestübels in dieser Tracht eine Wallfahrt zu unternehmen beschlossen, und aus Furcht vor dem herum streifenden Raubgesindel sich in dieses Gemach eingeschlossen hätten, um hier zu übernachten. Auf diese Aeußerung gewährte ihnen der Ritter ihre Bitte, und ließ einen Theil seiner Mannschaft als Schutzwache mit dem Befehle zurück, die Mühle nach dem Abzug der Pilgerinnen in Brand zu stecken, worauf er mit dem Reste seiner Leute in eine andere Gegend zog.

Während nun der Ritter hinweg gezogen war, verhielten sich die frommen Pilgerinnen ganz ruhig, und bewirtheten die zu ihrem Schutze zurück gebliebene Wache mit köstlichem Weine und kalten Speisen. Aber bald bemächtigte die Reisigen ein unwiderstehlicher Schlaf, und als sie des Morgens erwachten, fanden sie weder die Pilgermädchen noch ihre eigenen Waffen. Sie hielten jetzt das ganze Ereigniß für einen Geisterspuck, steckten die Mühle in Brand, und eilten nach Wiener-Neustadt, wo sie durch die Erzählung des Vorgefallenen eine allgemeine Verwunderung erregten.

An demselben Tage hatten Rempert von Waldsee und Leopold von Eckartsau beschlossen, dem Herzoge Leopold einen Streich zu spielen. Sie hatten nämlich durch einen ausgeschickten Kundschafter erfahren, daß der Herzog in Begleitung des Bischofs Berthold einen Ritt in das Ge-

birge machen werde, um ein der Partei des Herzogs Ernst anhängiges Ritterschloß zu überwältigen. Sie versammelten daher in der Eile ihre Reisigen, und zogen dem Gebirge zu, wo sie sich in einen Hinterhalt legen, und so den Herzog überraschen wollten. Während sie aber dahin ritten, und über die Möglichkeit eines günstigen Erfolges sich besprachen, erblickten sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung abermals die schöne Pilgerin, welche den Leopold von Eckartsau um Schutz in der Teufelsmühle angesprochen hatte, und hinter ihr eine Schar zahlreicher Begleiterinnen. Die Pilgerin ging jetzt ganz unerschrocken auf den Ritter zu, und indem sie ihm schelmisch zulächelte, dankte sie ihm für den genossenen Schutz mit zierlichen Worten. Eckartsau, der bereits in Kenntniß gesetzt war, daß er in jener verrufenen Mühle wie einst sein Freund Rembert von dem Räubermädchen von Baden — denn dieses war die Pilgerin — überlistet worden sey, weil das den Reisigen dargebotene Getränke einen Schlaftrunk enthielt, versetzte dem Mädchen erröthend: »Daß Du die Rolle so zu Ende spieltest, verdankst Du Deinen schönen Augen und meiner Leichtgläubigkeit.«

»Nicht im Geringsten« — antwortete das Mädchen — »denn zur Flucht standen uns mehrere Ausgänge offen, und daß ich und meine Gefährtinnen die Rolle frommer Pilgerinnen spielten, dankt Ihr, Herr Ritter, nicht sowohl Euerem Muthe, als Euerer erprobten Rechtlichkeit. Selbst wenn Ihr den Spuck entdeckt und uns gefesselt hättet, so würde es Euch wenig genützt haben, da auf den Druck eines Fußes der Boden mit uns untergesunken wäre, und die dort harrenden Befreier Wiedervergeltung zu üben Gelegenheit gehabt hätten. Doch nach meinem Befehle durfte Eurer vorhabenden Reise kein Hinderniß in den Weg gelegt werden, nachdem des Blutes ohnehin schon zu viel geflossen ist. Wisset, ich bin das Räubermädchen von Baden, dem man schon so oft, jedoch stets fruchtlos nachspürte, und das so viele Euerer wohldurchdachten Anschläge vereitelte. Da man mir den Vater, die Mutter, alle meine Brüder und Verwandte durch den Bruderkrieg entriß, so schwur ich den Verderbern des Landes gleichfalls Verderben; aber nur Schurken und Bösewichter traf meine Rache, und manches Böse wurde durch mich und meinem schönen, aber gefährlichen Anhange hintertrieben. Jetzt aber, da Ihr, Herr Ritter, und Euer edler Freund die Rache an meiner Statt übernommen habet, lege ich mein in den Augen der Welt schändliches Gewerbe nieder, und will sammt den Meinen hier meine Tage in einem Kloster beschließen.«

»Das spricht Gott aus Dir« — riefen die beiden Ritter Eckartsau und Waldsee, und Letzterer erkannte in dem Heldenmädchen plötzlich die Tochter seines ermordeten Bruders Friedrich. Er sprang vom Pferde, umarmte die Pilgerin, und rief: »Nicht im Kloster, nein, an der Seite meines wackern Freundes und Waffenbruders, meines geliebten Eckartsau sollst Du als rechtliche und würdige Gemalin froh durch das Leben ziehen, und an seiner Seite die Leiden und Unbilden vergessen lernen, welche eine grausame Hand über meinen edlen unglücklichen Bruder und über sein ganzes Haus gebracht hat.«

Während dieser schönen Erkennungsscene wurde in der Ferne Pferdgetrappel hörbar, und ein auf Kundschaft voraus geschickter Knappe brachte die Nachricht von der Ankunft des Herzogs. Sogleich ließ Waldsee seine Reisigen vorsprengen, und bald entspann sich zwischen ihnen und den Söldnern des Herzogs ein kurzes aber blutiges Gefecht, in welchem der Herzog zur eiligen Flucht nach Wien genöthiget wurde, während Waldsee mit seinem Freunde nach Starhemberg ritt, dieses Schloß im ersten Anfalle überstieg, und wie bekannt, den ihm ergebenen Prinzen Albrecht aus seinem Gefängniße befreiete. Hier geschah auch die Vermälung Mechthildens von Waldsee — so hieß das ehemalige Räubermädchen — mit Leopold von Eckartsau, und Beide halfen beim Einzuge des Herzogs in Wien seinen Triumphzug verherrlichen. Als der junge Herzog vor den Thoren Wiens als Retter des Vaterlandes erschien, wehete auf allen Thürmen dieser Stadt die Friedensfahne, die Glocken ertönten unabläßig, der Volksjubel steigerte sich von Minute zu Minute, die Geistlichkeit mit den Heiligthümern, die Ritter auf ihren prächtig geschmückten Pferden, und der Rath von Wien mit den Schlüßeln der Stadt, so wie die Universität bewillkommten den sehnsuchtsvoll erwarteten wunderschönen Fürsten als ihren Herzog, und geleiteten ihn ehrfurchtsvoll in den Stephansdom, wo die Dankesfeier Statt fand.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK



Kaiser Maximilian I.

bei der Belagerung von Kufstein.

Jahr 1504.

Die ewige Vorsicht wachte sichtbar für das gottesfürchtige und allezeit redliche Haus Habsburg, indem es in der Person des Kaisers Maximilian des I., dem Sohne und Nachfolger Kaiser Friedrich des IV. die gesammten österreichischen Länder vereinigen, und durch ihn den bereits dem Aussterben schon nahen Stamm frische und herrliche Blüthen treiben ließ. Schon war mit Uladislaus Posthumus, dem Sohne Kaiser Albrecht des II. (als Erzherzog V.), der zugleich König von Ungarn und Böhmen war, im Jahre 1457 die österreichische Linie des Hauses Habsburg erloschen; mit Albrecht dem VI., dem Bruder Kaiser Friedrich des IV. starb im Jahre 1463 die habsburgische Linie in Vorderösterreich aus, wozu Breisgau, und die österreichischen Besitzungen in Elsaß, in der Schweiz und in Schwaben gehörten; eben so waren auch Maximilians beide Brüder, nämlich Christoph und Johann bereits mit Tode abgegangen, und nun lebte außer Maximilians Vater von den einst so zahlreichen Abkömmlingen Habsburgs nur noch der Erzherzog Sigmund von Tirol, ein Sohn jenes Friedrichs von Tirol, der unter dem Namen: mit der leeren Tasche bekannt, einst von dem Kaiser Sigmund so große Drangsale zu bestehen hatte. Nachdem nun Maximilians Vater im Jahre 1493 ebenfalls mit Tode abgegangen war, so beruhete jetzt die ganze Hoffnung der dem österreichischen Zepter ergebenen Völker auf Maximilian allein, welcher nach dem Tode Sigmunds von Tirol im Jahre 1496 auch diese schöne Grafschaft, und somit alle seit Jahrhunderten getheilten habsburgischen Länder in seiner Person wieder vereinigte.

Dieser Sigmund von Tirol war bereits 70 Jahre alt, als er starb. Schon einige Jahre früher hatte er in einer eigenen Urkunde dem römischen Könige Maximilian die Erbschaft seines Landes zugesichert, und ihn zu Innsbruck von den Ständen Tirols huldigen lassen, bei welcher Gelegenheit ihm auch die Bergknappen mit einem goldenen und mit Goldstücken angefüllten Teller ein Geschenk machten. Mit seinen 2 Gemalinnen, nämlich der Elisabeth, einer Tochter Kaiser Ruprechts von der Pfalz, und Anna, der Tochter Herzog Friedrichs von der Pfalz hatte Sigmund 6 Kinder erzeugt, die aber alle noch sehr jung starben; dagegen zählte man außer ihnen noch 11 andere natürliche Kinder von ihm, von welchen ihm auch mehrere überlebten. Er selbst, so wie seine beiden Gemalinnen und alle seine Kinder liegen in dem Kloster Stams in Tirol begraben, wo sein Grabstein folgende Aufschrift hat: Maecenas Literatorum (Beschützer der Gelehrten), was er auch in der That war.

Bereits im Jahre 1486 wurde Maximilian auf Betrieb seines Vaters zu Frankfurt zum römischen Könige gekrönt, und seine Einsicht und Tapferkeit erwarben ihm schon damals nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande einen nicht geringen Ruhm. Seine Abenteuer auf Reisen, auf Jagden, in Zweikämpfen und im Kriege könnten allein ein ganzes Buch ausfüllen, und wirklich gibt der von ihm verfaßte Theuerdank darüber näheren Aufschluß. Ueberall bewies er einen an Tollkühnheit grenzenden Muth, und ist deßhalb recht eigentlich der Repräsentant des unter seiner Regierung verschwindenden Mittelalters und des Beginnens eines neuen Zeitgeistes.

Eine interessante Episode in seinen unzähligen kleinen Kriegen bildet die Eroberung der Veste Kufstein in Tirol, mit der es folgende Bewandtniß hat.

---

*) Die Eisterzienser-Abtei Stams am Inn, bildet ein großes, geschmackvolles Gebäude mit einer prächtigen Kirche, wo sich die interessanten Gräber der Hohenstaufen, und 12 aus dem Schloße Tirol übersetzten Leichname aus dem Stamme der Grafen von Görz und Tirol befinden.

Es war im Jahre 1503 als der Tod des Herzogs Georg von Niederbaiern in Deutschland eine heftige Fehde veranlaßte. Dieser Herzog Georg, auch der Reiche beigenannt, hatte einst mit seinem Vetter Albrecht einen Vertrag geschlossen, der dahin lautete, daß beim Absterben des Einen der Ueberlebende dessen Land erben sollte. Georg hatte dieses in der Voraussetzung gethan, weil er keinen Leibeserben mehr zu hoffen glaubte. In der Folge gebar ihm aber seine Gemalin eine Tochter, Namens Elisabeth, die an den Pfalzgrafen Ruprecht, den zweiten Sohn des Kurfürsten Philipp von der Pfalz vermält wurde, und welchem er nun sein schönes Land zu übergeben gedachte, das er seinem Vetter, mit dem er ohnehin längst zerfallen war, und den er tödlich haßte, auf keine Weise vergönnen wollte. Er verfaßte daher kurz vor seinem Tode ein Testament, in welchem er Ruprecht als seinen Schwiegersohn zum alleinigen Erben von Niederbaiern einsetzte, und dieser nahm auch nach seinem Tode das Land in Besitz.

Allein eine solche Besitzthumsergreifung war ganz gegen die Gesetze des deutschen Reiches, nachdem diese beim Erlöschen des Mannsstammes irgend eines regierenden Hauses das Besitzthum mit Uebergehung der Töchter dem nächsten männlichen Fürsten oder Herrn zusprachen. Kaiser Maximilian hielt dieserwegen zu Anfang des Jahres 1504 einen Reichstag zu Regensburg, auf welchem dem Pfalzgrafen Ruprecht bedeutet wurde, daß er das widerrechtlich in Besitz genommene Land dem Herzoge Albrecht von Baiern, als dem nächsten Vetter des verstorbenen Georg überantworten solle. Ruprecht leistete aber diesem Ausspruche keine Folge, und verwendete noch überdieß die großen von dem verstorbenen Herzoge hinterlassenen Schätze zur Anwerbung von Kriegsvölkern. Kaiser Maximilian erklärte ihn nun in die Acht, und es begann somit der in der Geschichte dieses Kaisers so merkwürdige bairische Krieg, der die beiden schönen Länder, nämlich Baiern und die Pfalz schrecklich verwüstete, zuletzt aber dennoch zum Vortheile des Kaisers und seines Schützlings des Herzogs Albrecht endete.

Der Pfalzgraf Ruprecht selbst erlebte den Ausgang dieser Fehde nicht, indem er bereits am 20. August 1504 zu Landshut an der Ruhr starb. Auch seine Gemalin Elisabeth folgte ihm ein Monat später an der nämlichen Krankheit, hinterließ aber Zwillinge mit Namen Otto und Philipp, für welche ihr Großvater, der Kurfürst Philipp den Kampf fortsetzte.

Ehe jedoch der Pfalzgraf Ruprecht noch erkrankte, gedachte er dem Kaiser eine Diversion in Tirol zu machen, und so sein Augenmerk von dem eigentlichen Schauplatze des Krieges abzulenken, was ihm auch wirklich gelang. Maximilian hatte nämlich das feste Schloß Kuefstein, das an der Grenze von Tirol und Baiern liegt, der Obhut des Hauptmanns Hans Pinzenauer anvertrauet. Mit diesem trat aber Ruprecht in geheime Unterhandlung, was zur Folge hatte, daß ihm Pinzenauer diese Festung für 30,000 Gulden überlieferte, und pfälzische Völker in dieselbe aufnahm. Als Maximilian diese Untreue des Pinzenauers erfuhr, erzürnte er sehr heftig, und schwur, sich an dem pflichtvergessenen Hauptmanne zu rächen. Schnell rückte er daher in Verbindung mit dem Herzoge Albrecht von Baiern vor die Stadt und das Schloß Kuefstein, und schlug jenseit des Inn auf einem großen Platze sein Lager auf. Als dieses geschehen war, schickte er einen Trompeter in das Schloß, mit dem Bedeuten die Besatzung zur Uebergabe aufzufordern; allein der Erfolg dieser Absendung war eine abschlägige Antwort, nachdem Pinzenauer sowohl auf seinen Muth, als auch auf die Festigkeit des Bergschloßes, welches mit Lebensmitteln im Ueberfluße versehen war, vertrauete. Dieses Vertrauen machte ihn so kühn, daß er den wiederholten Aufforderungen Maximilians mit Trotz begegnete, und das kaiserliche Lager mit glühenden Kugeln beschießen ließ, wodurch mancher wackere Krieger getödtet, und überhaupt großer Schaden angerichtet wurde. Zwar ließ auch Maximilian das Schloß von allen Seiten heftig beschießen; allein die Kugeln konnten den überaus starken Mauern nur wenig Schaden zufügen, und so ließ Pinzenauer, um den Kaiser noch mehr zum Zorne zu reizen, jene Stellen, wohin eine Kugel geflogen war, sogar mit einem Borstbesen abkehren. Als der ritterliche Maximilian diesen Spott gewahr wurde, sprach er zu den Umstehenden: »Sehet hier ein neues Reiterstücklein; dieser Kriegsmann will die Wunden der Mauern mit einem Besen heilen, ich aber sage Euch, daß aus diesem Ruthenbündlein ein scharfes Beil hervor springen wird, welches ihm in kurzer Zeit den Schädel abhackt.«

Wie der erzürnte Kaiser gesprochen hatte, so gingen auch seine Worte in baldige Erfüllung, denn kaum hatten die treuen Bewohner von Innsbruck den verwegenen Trotz des Pinzenauers erfahren, als sie sich schon auf dem Rathhause versammelten, und hier beschlossen den Weckauf und Pur-

lezaus vor Kuefstein zu bringen, um zu versuchen, ob auch dann noch des Pinzenauers Reiterstücklein gelingen werde. Dieser Weckauf und Purlezaus waren zwei ungeheuere große und gewaltige Wurfgeschoße, welche die Innsbrucker aus ihrem Zeughause dem Kaiser bis Kuefstein zuführten. Jetzt gewann die Sache bald eine für den Pinzenauer üble Wendung; denn diese furchtbaren Belagerungswerkzeuge zertrümmerten in einem Tage die 14 Schuh dicken Mauern des Schloßes, und drohten Alles in Trümmer zu verwandeln, unter welchen Pinzenauer und seine Gesellen ihr unvermeidliches Grab finden mußten. Da diese drohende Gefahr dem Pinzenauer seinen Trotzbieten Einhalt schaffte, so schickte er 2 Edelknaben, Namens Redwitz und Staufer in weißen Kleidern und mit Friedensstäben in das Lager, um durch diese jugendliche Gesandtschaft freien Abzug von dem Kaiser gegen die Uebergabe des Schloßes zu erlangen. Maximilian, der durch den Spott des Hauptmanns aber so tief beleidigt ward, sprach mit Ernst und Würde zu ihnen: »Gehet hin und sagt Eurem Hauptmanne, daß wir mit einem Spottvogel keinen Vertrag einzugehen begehren, und hat er das schöne Schloß bereits zerstören lassen, so mag er auch jetzt die Trümmer behalten.« Mit dieser nicht gar tröstlichen Antwort kehrten die jungen Gesandten trübselig nach dem im Schutte liegenden Kuefstein zurück, und berichteten dort treulich dem Pinzenauer die Antwort des Kaisers. Als nun auch die in Kuefstein eingeschlossenen Söldner den abschlägigen Bescheid erfuhren, wurde es ihnen wegen der Rache des Kaisers bange, und suchten aus dem ihnen immer gefährlicher werdenden Schloße zu entkommen. Haufenweise liefen sie also davon; allein die Meisten wurden aufgefangen, in Ketten gelegt, und so zur künftigen Bestrafung aufbewahrt. Nachdem nun Kuefstein gänzlich in Trümmer geschossen war, mußte sich der Rest der Besatzung mit dem verwegenen Pinzenauer dem Kaiser ergeben, und dieser sonst so sanftmüthige und zum Vergeben bereitwillige Monarch, der ein Todesurtheil nicht so leicht unterschrieb, schwur jetzt, daß er jenem, der für Pinzenauer oder seine Gesellen, die er hier sämmtlich zum Tode verurtheile, eine Bitte einlegen würde, mit einer Maulschelle abfertigen müßte. Da nun das Todesurtheil der Gefangenen gesprochen war, wurde Pinzenauer zuerst zum Tode geführt. Auf dem Richtplatze angelangt, beugte er muthvoll seinen Nacken unter das Schwert des Nachrichters, und sogleich rollte auch sein Haupt im Sande. Nach ihm erduldeten diese Strafe alle diejenigen, denen man die Hauptschuld des Widerstandes zuschrieb. Als aber die Reihe an die zwei Edelknaben kam, die kaum der Kindheit entwachsen waren, und denen man füglich keine Schuld an dem Widerstande beimessen konnte, wurde der wackere und biedere Herzog Erich von Braunschweig, der den Kaiser bei dieser Belagerung begleitet hatte, von dem traurigen Schicksale dieser beiden Jünglinge so sehr gerührt, daß er dem Nachrichter in der Hinrichtung derselben so lange Einhalt gebot, bis er von dem Kaiser wieder zurück gelangt seyn würde. Erich trat nun in das Zelt des gütigen Maximilian, beugte vor dem erstaunten Kaiser seine Knie, und reichte ihm seine Wange zum Backenstreiche hin. Maximilian merkte gleich die Ursache dieses Betragens, und es war ihm auch lieb, daß der fürstliche und willkommene Fürsprecher erschien, nachdem sich die zwar nöthige aber dennoch erzwungene Härte bereits gelegt hatte. Des Schwures eingedenk, gab er dem Herzoge einen sanften Backenstreich, und sprach bewegt zu ihm: »Lieber Herzog, steht auf, und laßt sie Alle laufen!« Sogleich wurden die beiden Jünglinge und die noch übrigen Gefangenen freigegeben, und diese traten als treue Diener in die Dienste des Kaisers, der ihnen für die ausgestandene Angst noch überdieß eine Belohnung gab. So endete die Belagerung Kuefsteins, und der Kaiser zog wieder nach Baiern zurück, um die Ruhe in diesem Lande völlig herzustellen.

Die gröste Freude aber empfanden dabei die Innsbrucker, nachdem ihr Weckauf und Purlezaus den stolzen Pinzenauer endlich bezwungen, und sie dadurch in der Gunst ihres geliebten Fürsten noch höher gestellt hatte. Noch heut zu Tage zeigt man in Innsbruck die Reste jener furchtbaren Belagerungsgeschoße, die an Pinzenauers Strafe, zugleich aber auch an den edlen und gütigen Herzog Erich von Braunschweig erinnern.

Dieser Herzog Erich von Braunschweig verdient aber bei dieser Gelegenheit noch eine nähere Würdigung. Der Pfalzgraf Ruprecht hatte nämlich, wie bereits erwähnt wurde, mit dem von dem Herzoge Georg dem Reichen hinterlassenen Schatze viele Kriegsvölker, und darunter auch mehrere tausend Böhmen wider den Kaiser angeworben. Nach seinem Tode stellte sich sein Vater, der Kurfürst an die Spitze dieser Truppen, mit dem Vorsatze, seinen Enkeln die widerrechtlich an sich gerissene Landschaft Ober Baierns dennoch zu bewahren. Um nun diesen Kurfürsten dafür zu züchtigen, schrieb Maximilian im Spätherbste des Jahres 1504 einen Reichstag zu Frankfurt aus, und ließ bei den

Ständen um Hilfe zur Vollendung dieses Krieges ansuchen. Allein diese bewiesen dabei eine so große Saumseligkeit und machten so vielerlei Entschuldigungen, daß der Kaiser wohl einsah, er müsse aus eigenen Kräften diesen verwüstenden Kampf beendigen. Er vereinigte daher seine Truppen mit jenen des Herzogs Albrecht von Baiern, wozu auch der Herzog Erich von Braunschweig gleichfalls eine Reiterschar führte. Diese gesammte verbündete Armee bestand nun aus 4000 Mann Fußvolk, und 1200 Reitern, mit welchen Maximilian sogleich aufbrach und wider den Herzog Philipp marschirte, der sich bei der Stadt Regensburg auf dem Schellenberge gelagert hatte. Kaum hatten aber die Pfälzer das Anrücken der Kaiserlichen erfahren, als sie sich sogleich aus dem Staube machten, und die Flucht ergriffen. Indessen hielten aber noch 4000 Böhmen Stand, welche entschlossen waren, da sie nicht mehr entkommen konnten, entweder zu siegen oder zu sterben. Diese postirten sich nun auf einem Bergacker sehr vortheilhaft, und steckten ihre Schilde als eine Brustwehre in die Erde. So beschützt erwarteten sie in einen Klumpen formirt mit ihren langen Spießen den Feind, und schlugen auch wirklich den ersten Angriff des Markgrafen Kasimir tapfer zurück, dem sie noch überdieß 2 Feldschlangen abnahmen, womit sie in die Schlachtordnung des Kaisers mit gutem Erfolge schossen. Maximilian ordnete aber jetzt selbst den zweiten Angriff, und drang mit gesammter Macht auf die Böhmen ein. Die Brustwehre ward bald vernichtet; allein die Böhmen widerstanden dennoch tapfer, und stießen mit ihren langen Spießen eine Menge Reiter von den Pferden. Maximilian selbst kam in Gefahr, indem er gleichfalls aus dem Sattel gehoben wurde, und befürchten mußte von seinem Pferde geschleift zu werden. Die Böhmen, welche dieses bemerkten, umringten den Kaiser, und nun war er nahe daran entweder getödtet oder gefangen genommen zu werden. Da bahnte sich der tapfere Erich von Braunschweig durch die Reihen der Feinde eine blutige Bahn, und nachdem er durch einen Lanzenstoß sein Pferd verloren hatte, stellte er sich vor den Kaiser, und hielt mit seinem Schilde die Kolben- und Schwertschläge der Böhmen so lange aus, bis Maximilian wieder zu Pferde saß, und von dem herbei eilenden Freundsberg gänzlich gerettet wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde Herzog Erich im Schenkel verwundet, und zwei Mal durch den Arm geschossen; dennoch wich er aber nicht, bis er sah, daß die böhmische Schlachtlinie gebrochen, und der Sieg errungen war, worauf er aus dem Treffen geführt, und nach Regensburg zur Pflege gebracht wurde. Die Böhmen suchten aber immer noch sichern Stand zu gewinnen, und wehrten sich durch anderthalb Stunden auf's Tapferste, bis sie endlich völlig gesprengt wurden. Ein Theil von ihnen flüchtete sich in eine Wagenburg, welche sie aber gleichfalls bald übergeben mußten. Ueber 1800 von ihnen blieben todt auf dem Platze, 600 wurden gefangen, und der Rest, der durch die Flucht zu entkommen suchte, wurde von den erbitterten Bauern größtentheils erschlagen, daß nur wenige mehr von ihnen die Grenze ihres Vaterlandes erreichen konnten. Dieser Schlag vernichtete jede Hoffnung des Kurfürsten Philipp von der Pfalz zur Behauptung von Nieder-Baiern, und so kam endlich durch die Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen zu Anfang des Jahres 1505 ein Vergleich zu Stande, in welchem die beiden pfälzischen Prinzen, die Enkel des Kurfürsten Philipps das Herzogthum Neuburg erhielten, das übrige Land aber an den Herzog Albrecht von München fiel, womit dieser bairische Krieg beendet ward.

Nach diesem siegreichen Treffen, das dem Kaiser nur 200 Mann kostete, ließ er die in der Wagenburg vorgefundenen Schätze unter seine Soldaten vertheilen, und zog sodann unter einem freudigen Zurufe der Bürger gegen Abend in die Stadt Regensburg ein, wo er zuerst Gott für den glorreich erfochtenen Sieg und seine Errettung aus den Händen der Feinde dankte. Sobald aber Maximilian diese erste Pflicht dem Allmächtigen abgetragen hatte, begab er sich in die Wohnung des tapferen Erich von Braunschweig, um ihm als seinem Lebensretter gleichfalls seine Dankbarkeit zu bezeugen, und überließ ihm bei dieser Gelegenheit zum Beweise seiner kaiserlichen Huld die Einkünfte der Grafschaft Görz, die er eben geerbt hatte, auf lebenslang. Zugleich schlug er ihn auch zum Ritter, und fügte seinem Wappen noch einen goldenen Stern in einem Pfauenschweife bei. In der Folge ließ Herzog Erich von Braunschweig, die Blume der Ritterschaft genannt, in einem Saale auf der Festung Kahlenberg die Schlacht mit den Böhmen, und die Lebensrettung Maximilians bildlich darstellen.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Vaterländische Immortellen von Ziegler. 192.

Der Ursprung

der Stadt Tusta (Tauss) in Böhmen.

(Klattauer-Kreis).

Im 10. Jahrhunderte.

Als die christliche Religion gegen Ende des 9. Jahrhunderts in Böhmen Eingang fand, war es besonders der heilige Methodius — ein Mönch aus Konstantinopel — der zur Verbreitung dieser seligmachenden Lehre unter den Slaven sich unsterbliches Verdienst erworben hatte. Dieser wahre Jünger Jesu befand sich im Jahre 873 eben in Wellehrad, der Hauptstadt des damals mächtigen Reiches von Mähren unter dem Könige Swatopluk, als der böhmische Herzog Borziwog oder Borziwoy, ein Sohn des Hostiwits, mit einem zahlreichen Gefolge in diese Stadt kam, um ein Freundschaftsbündniß mit dem Könige zu schließen. Der heilige Methodius benützte diese Gelegenheit den heidnischen Herzog zum Christenthume zu bekehren, und war auch so glücklich, daß sich Borziwog sammt seinem Gefolge noch in demselben Jahre zu Wellehrad taufen ließ.

Borziwog war also der erste christliche Herzog in Böhmen, und nachdem er wieder in sein Reich zurück gekehrt war, bewog er auch seine junge Gemalin, die nachmals heilige Ludmilla dem Götzendienste abzusagen, und aus einer eifrigen Heidin eine noch eifrigere Christin zu werden. Dieses schöne Beispiel von Oben wirkte auch in kurzer Zeit segenbringend auf das Volk, und das edle Herrscherpaar hatte die Freude zu sehen, wie der Saame des Christenthums in ihrem Lande bald schöne und erfreuliche Früchte trug.

Die fromme Ludmilla gebar ihrem Gemale 2 Söhne mit Namen Spitignew und Wratislaw, Beide würdige Sprossen ihrer tugendhaften Ehe. Spitignew starb aber schon in der Blüthe seines Alters, und Borziwog, der sich der Regierung begeben und mit seiner Gemalin nach dem Schloße Tetin bei Prag, der ungestörten Ausübung der Andacht wegen in die Einsamkeit zurück gezogen hatte, war nun besorgt seinem gleichfalls noch sehr jungen zweiten Prinzen Wratislaw die Herrschaft über Böhmen zu sichern. Eine Vorstellung an die böhmischen Stände darüber führte auch zu dem gewünschten Zwecke, und Wratislaw wurde ungeachtet seiner Jugend (er zählte damals erst 18 Jahre) von der ganzen Versammlung einstimmig und mit Jubel zum Herzoge ernannt.

Borziwog selbst starb im Jahre 910, und der Gedanke, daß er der erste christliche Herzog von Böhmen war, und an der Verbreitung des Christenthums in seinem dem Götzendienste früher ergebenen Lande großen Antheil gehabt habe, wird ihm in seiner Sterbestunde unfehlbar ein großer Trost gewesen seyn.

Nun war sein Sohn Wratislaw, dieses Namens als Herzog der I. unbestritten der Alleinherrscher über Böhmen. Das Land war mit seiner Regierung zufrieden, nur wünschten die Mächtigen desselben, daß er sich verehlichen möchte, was zwar ganz billig war; allein die Braut, die sie ihm vorschlugen, und woran sie das Heil des Landes zu knüpfen gedachten, war eines Wratislaws völlig unwürdig. Diese war nämlich keine andere, als die noch bis in unsere Tage berüchtigte Drahomira, ein Weib von blendender Schönheit und einem durchdringenden Verstande, aus dem in Böhmen damals sehr mächtigen Stamme Biwog entsproßen, reich an Geld und Gut (ihr gehörte der

ganze heutige Saazer-Kreis); aber eine eifrige Anhängerin der alten heidnischen Götter, und eine wüthende Feindin und Verfolgerin der neuen Christen. Wahrscheinlich mögen die böhmischen Großen bei der vorgeschlagenen Ehe mehr die Politik vor Augen gehabt haben, in welcher sie durch die Vereinigung des mächtigen und unruhigen Hauses Biwog mit ihrem Herzoge die Kraft und Ruhe des Landes zu erheben und zu sichern glaubten, wobei sie sich aber gewaltig irrten. Zwar gab Drahomira, um zu einer so glänzenden und hohen Stelle zu gelangen das Versprechen, vorher eine Christin zu werden; allein die Folge bewies, daß es ihr damit nie Ernst gewesen war, und die Wuth, mit welcher sie nach dem Tode ihres Gemals die Christen, und was zur Beförderung des Christenthums diente, verfolgte, gibt den deutlichen Beleg, daß sie in ihrem Herzen stets eine treue Anhängerin des Götzendienstes blieb.

Auch sie gebar ihrem edlen und gutmüthigen Wratislaw 2 Söhne mit Namen Wenzel und Boleslaw, und später noch eine Tochter, Przibislawa genannt. Den erstgebornen Wenzel nahm zum Glücke die fromme Ludmilla zu sich, und erzog ihn, wie einst ihre eigenen Söhne in der Furcht des Herrn. Boleslaw aber blieb in den Händen seiner Mutter, und es läßt sich leicht entnehmen, daß sie ihm jene verabscheuungswürdigen Grundsätze der Herrschsucht und des Christenhasses, wovon ihr Herz voll war, wird beigebracht haben. Boleslaw haßte auch wirklich bald seinen Bruder, weil er ein Christ und der legitime Nachfolger im Herzogthume war, er haßte auch seine Großmutter Ludmilla, weil sie Wenzel nach frommen Grundsätzen erzog, und bei dem Volke im Ansehen stand. So jung und unerfahren er noch war, so wünschte er schon jetzt durch sein irregeleitetes und verdorbenes Gemüth den Untergang von Beiden, und brütete einen immer mehr um sich greifenden Haß gegen seinen Bruder und seine Großmutter.

So standen die Sachen, als zum Unglücke für Böhmen der Herzog Wratislaw mit Tode abging, und Drahomira die Vormundschaft über ihre beiden Söhne, und zugleich die Regentschaft über Böhmen übernahm. Ihre erste That war die Ermordung ihrer Schwiegermutter, der heiligen Ludmilla durch ihre beiden Brüder Tuman und Kuman, welche die ehrwürdige Frau in ihrem Schloße Tetin im Jahre 921 mit ihrem eigenen Schleier erwürgten. Nun ließ Drahomira ihre Wuth auch an den übrigen Christen aus, nachdem sie solche haufenweise hinmorden, die kaum erbaueten christlichen Kirchen zerstören, oder die Thüren derselben vermauern, und den Gottesdienst bei Todesstrafe verbiethen ließ. Dieses blutdürstige und grausame Verfahren brachte viel Jammer und Elend über Böhmen, vielen Tausenden aber auch die Krone des Martyrerthums. Da Drahomira im Verlaufe der Zeit in ihrem rasenden Wüthen immer ärger wurde, so schien es nahe daran zu seyn, daß der kaum gepflanzte Weingarten des Herrn völlig werde ausgerottet werden. Nun besprachen sich die böhmischen Großen, denen das Unglück ihres Vaterlandes nahe am Herzen lag, unter einander, und faßten den Entschluß den jungen Wenzel, obschon er die zu einem Regierungsantritte erforderlichen Jahre noch nicht zählte, dennoch auf den Herzogsstuhl zu erheben, und die Drahomira von der Regentschaft auszuschließen. Sie holten also den jungen Wenzel, der auf der neu errichteten Schule zu Budec den Wissenschaften oblag, feierlich ab, und leisteten ihm zu Prag den Eid der Treue. Bei dieser Gelegenheit erschien auch Drahomira in dem Versammlungssaale, um ihre Rechte zu verwahren; allein der junge Wenzel fertigte sie mit wenigen aber kräftigen Worten ab, und Drahomira sah sich genöthiget der Regentschaft zu entsagen, und auf ihr Witthum zu ziehen. Zwar zwangen ihr Wuth und Aerger bei dieser Gelegenheit fruchtlose Thränen ab; aber sie sah ihren Wirkungskreis nunmehr für immer beschränkt, und mit Jubel wurde Wenzel von dem versammelten Volke als Herzog begrüßt. Das Ende Drahomiras war ihres vergangenen Lebens würdig. Sie fuhr einst im wilden Jagen vom Zorne gestachelt bei einer Kirche vorbei, wo eben ein Priester die heilige Messe laß. Ihr Kutscher, der ein Christ war, wollte dabei eine kurze Andacht verrichten, und stieg vom Wagen herab. Darüber ergrimmte Drahomira so sehr, daß sie in die ärgsten Fluch- und Scheltworte ausbrach, worüber die Pferde scheu wurden und mit ihr einem nahen Abgrunde zuliefen, in welchem sie auf eine elende Weise zu Grunde ging. Dieses gab dann später die Veranlassung zur Sage, sie sey zur Strafe ihrer Frevelthaten von der Erde verschlungen worden.

Mit ihrem schaudervollen Tode war aber der böse Saame, den sie bereits ausgestreuet hatte, noch nicht verschwunden. Drahomira besaß nämlich viele Anhänger und Freunde, denen ihr Untergang besonders dadurch großen Schaden bringen mußte, weil sie nunmehr die gröste Stütze ihrer Boßheit verloren hatten. Diese fürchteten nun, daß Wenzel an ihnen eine gerechte Vergeltung wegen ihrer

Missethaten nehmen könnte, und sannen auf Mittel diesen liebenswürdigen Prinzen zu verderben. Sie richteten also ihr Augenmerk auf seinen Bruder Boleslaw, dem würdigen Zöglinge Drahomirens, einem mit heidnischen Grundsätzen begabten und rachesüchtigen Manne. Sie wußten ihn, der seinen edlen Bruder ohnehin haßte, bald zu bereden, daß Wenzel an dem Tode seiner Mutter Schuld trage, indem er den Sturz in den Abgrund durch eine gelegte Grube vorbereitet hätte, und daß dieses Verbrechen nur mit dem Verderben des hinterlistigen Sohnes gesühnt werden könnte. Zugleich machten sie auch Boleslaw aufmerksam, daß Wenzel ihm ein ähnliches Schicksal früher oder später bereiten werde, und daß er überhaupt von seiner Macht Alles zu befürchten habe. Der leidenschaftliche Boleslaw schenkte den Vorstellungen dieser seiner elenden Genossen einen zu leichten Glauben, und da es ihm ohnehin nach der Herrschaft des Landes gelüstete, auf welche er sich, so lange Wenzel lebte, ganz natürlich keine Hoffnung machen konnte, so beschloß er den Untergang seines frommen und hochherzigen Bruders, und führte diesen Entschluß bei nächster Gelegenheit auch wirklich aus.

Boleslaw feierte nämlich in seiner Stadt Boleslawa das Geburtsfest seines zweiten Sohnes Samo, wozu er seinen Bruder freundschaftlichst zur Theilnahme einlud. Der arglose und gute Wenzel ritt nun in Begleitung eines einzigen Dieners von Prag nach Alt-Bunzlau, wo Boleslaw eben seinen Hof hielt. Hier angelangt, empfing er seinen Bruder Wenzel mit vielen Schmeichelworten, und bewirthete ihn köstlich. Hier sollte aber Wenzel seinen Todesstreich erhalten, und zwar aus der Hand seines Bruders. Als er nämlich am Abende so wie es seine Gewohnheit war zur Kirche gehen wollte, um daselbst seine Andacht zu verrichten, fand er aber diese verschlossen. Er kniete nun an der Kirchenthüre auf der Schwelle nieder, und verrichtete daselbst in seiner frommen Meinung sein Gebet. Diesen günstigen Augenblick hatte aber der hinterlistige Boleslaw bereits erwartet, und schlich langsam zu dem Betenden, um ihn mit seinem Schwerte von rückwärts den Kopf zu spalten. Allein der Hieb mißglückte in der Dunkelheit, und Wenzel entwand jetzt als der Stärkere seinem schändlichen Bruder die Mordwaffe mit den Worten: »Was willst Du beginnen, Unglücklicher! willst Du Deine Hand mit Bruderblut beflecken, und ewig unglücklich werden? Sieh, Dein Leben stünde jetzt in meiner Gewalt, und ich könnte für Dein elendes Vorhaben Dich sogar mit Recht bestrafen; allein, damit Du siehst, daß in meinem Herzen keine Rache wider Dich Platz findet, so gebe ich Dir Dein Schwert wieder zurück, und verzeihe Dir Dein ruchloses Unternehmen vom Herzen.« Nach diesen Worten händigte Wenzel seinem Bruder das Schwert wirklich ein, und Boleslaw stand wie ein Sünder beschämt vor ihm. Man sollte glauben, daß eine so schöne brüderliche Handlung das Herz Boleslaws umgewandelt, und ihn zu einer besseren Gesinnung gebracht hätte; allein die Scham des Boleslaw hatte ihren Grund nicht in einer Reue, sondern in der eben bloßgegebenen Schwäche. Seine Wangen färbte bald wieder der Zorn und Haß auf's Neue, seine Lippen bebten, und sein Auge rollte wild. Mit den Worten: »Du mußt sterben,« schwang er wiederholt das Schwert, und Wenzel war jetzt gezwungen das Seinige gleichfalls zu ziehen, um sich seines Lebens zu wehren. Da stürzten aber die im Hinterhalte lauernden Gehilfen des Boleslaw herbei, und einer derselben stieß sein Schwert mit solcher Gewalt in den Rücken des Herzogs, daß die Spitze desselben bei der Brust heraus drang, worauf Wenzel leblos zu Boden sank.

Przibislawa, die Schwester Wenzels, die an Boleslaws Hofe wohnte, erfüllte jetzt die Lüfte mit ihren Wehklagen, nannte Boleslaw öffentlich einen Mörder, und verließ sogleich die Stadt, um sich in die Einsamkeit zurück zu ziehen, und ruhig den Tod ihres geliebten Bruders beweinen zu können. Auch die Verwünschungen des Volkes begleiteten den schändlichen Boleslaw, und die Böhmen wollten lange Zeit einem Brudermörder nicht gehorchen. Als die Nachricht von diesem Brudermorde an den Hof des Kaisers Otto des I. gelangte, der so wie sein Vater Heinrich I. beigenannt der Finkler dem frommen Böhmenherzog Wenzel besonders zugethan war, gerieth er in einen so heftigen Zorn, daß er dem Boleslaw befahl auf dem Fürstenrathe zu Regensburg zu erscheinen, und sich wegen seines Verbrechens zu rechtfertigen. Boleslaw fürchtete aber vor Otto zu erscheinen, und leistete der gemachten Aufforderung kein Gehör. Ja er ließ sogar die Pässe, die von Deutschland nach Böhmen führten, durch Verhaue unzugänglich machen, und suchte sich dadurch sicher zu stellen. Allein der große Otto, der dem gewaltigen Kaiser Karl dem Großen an Macht und Tapferkeit wenig nachgab, ließ sich durch diesen Umstand nicht irre führen, und sammelte ein zahlreiches Heer, mit welchem er die Engpässe überwältigte, und sodann verwüstend in Böhmen eindrang, um den ungehorsamen Herzog in seiner Residenz selbst aufzusuchen. Jetzt wurde Boleslaw kleinmüthig, und

eilte mit einem geringen Gefolge dem Kaiser entgegen, den er gerade bei dem heutigen Städtchen Tauß im Klattauer Kreise, wo er sein Lager aufgeschlagen hatte, antraf. Als Boleslaw den Kaiser erblickte, sprang er von seinem Pferde, ließ sich vor ihm demüthig auf die Knie nieder, und bat ihn um Nachsicht und Vergebung wegen seiner begangenen Missethat. Otto gab aber erzürnt den Befehl, den widerspänstigen Brudermörder sogleich zum Tode zu führen. Nun vereinigten sich mit der wehmüthigen Bitte des Boleslaw mehrere Reichsfürsten inständig für seine Begnadigung, worauf sich der Kaiser zuletzt dahin bewegen ließ, daß er ihm zwar das Leben schenke, jedoch sollte er aber auf eine andere sehr demüthigende Art bestraft werden. Jeden Tag nämlich, so lange Otto in der Gegend verweilte, mußte der Böhmenherzog in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hofes einen kupfernen Kessel eine Stunde lang über das Feuer halten, bis der Leibkoch des Kaisers darin ein Lieblingsgericht für denselben gekocht hatte. Einst wurde Boleslaw bei dieser Bußübung so sehr ermüdet, daß er sich auf einem abgehauenen im Wege liegenden Baumstamme nieder setzen wollte; allein der Kaiser trat mit einer ernsten Mahnung auf ihn zu, und sprach in lateinischer Sprache zu ihm: »Tu sta!« (Du stehe!), und nöthigte so den schon sitzenden Boleslaw sogleich von seinem Sitze aufzustehen. Zum Andenken an diese Begebenheit ließ hierauf Otto auf demselben Platze, wo er diese Worte gesprochen hatte, und wo früher das Dorf Drastov stand, eine Stadt bauen, und dieser die Benennung Tusta geben, woraus dann später Tauß entstanden ist. Nach dem Abzuge des Kaisers aus Böhmen mußte Boleslaw ihm nach Regensburg folgen, und dort noch oft den Kessel über das Feuer halten, bis er endlich auf vieles Bitten der Fürsten und Herren in seine Heimat wieder zurück kehren durfte.

Boleslaws zweitgeborener Sohn, der schon erwähnte Samo wurde, nachdem sein Vater schon längst Herzog von Böhmen geworden war, von ihm nach Regensburg geschickt, um hier den Wissenschaften sich zu widmen. Das Schicksal seines Vaters, der in dieser Stadt so große Demüthigung erfahren hatte, so wie die an Melancholie grenzende Düsternheit desselben ging ihm aber so sehr zu Herzen, daß er Tag und Nacht auf Mittel sann, das Leidwesen seines Vaters zu heben, oder doch zu lindern. Er faßte also den Entschluß, der Welt zu entsagen und ein Mönch zu werden. Diesen Vorsatz führte er auch wirklich aus, und trat mit Bewilligung seines Vaters zu Regensburg in den Orden der Benedictiner, wo er den Namen Christianus erhielt. Bald darauf reisete er nach Prag, wo Boleslaw residirte, und blieb nun beständig an der Seite seines Vaters, dessen zagendes Gemüth er durch seine kräftigen aus der heiligen Schrift geschöpften Trostsprüche oft erheiterte, und dessen ausbrechende Wehmuth er durch das Vorlesen aus dem Leben der Heiligen, besonders der Großmutter Ludmilla häufig beschwichtigte. Christianus wurde dem trostbedürftigen Vater bald unentbehrlich, und er ließ ihn auch nicht mehr von seiner Seite, und folgte den geistlichen Befehlen seines Sohnes auf das Genaueste und Gewissenhafteste. Als aber Boleslaw merkte, daß es mit seinem Erdenleben bald zu Ende gehe, steigerte sich seine Angst und seine Gemüthsunruhe von Tag zu Tag, denn er glaubte, daß er, als ein großer Sünder, bei dem gerechten Gott keine Gnade zu hoffen haben werde. Dieß waren nun freilich schwere Augenblicke für das Herz des weichen, frommen und gefühlvollen Sohnes, der bei solchen Anlässen alle seine Beredsamkeit aufbieten mußte, um den Gemüthssturm seines von bittern Reuequalen und Hoffnungslosigkeit gemarterten Vaters zu beschwören. Endlich erschien der 15. Juli des Jahres 967, der Tag, an welchem Boleslaw den Todeskampf auf seinem Sterbelager zu bestehen hatte, und sich die zagende Seele der irdischen Hülle zu entwinden strebte. Kalter Schweiß perlte auf seinem Angesichte, und das unstäte Auge schoß entsetzliche Blicke. Da trat Christianus ein vermittelnder Engel zwischen den sterbenden bleichen Vater und dem gemordeten Oheime an das Sterbebett, stärkte den Scheidenden mit dem Troste der wahren und göttlichen Religion, und bald entwand sich in seinen Armen Boleslaws Geist, um dem vom Verklärungsglanze umgebenen Bruder entgegen zu treten, und durch seine Fürbitte aus des Schöpfers Munde den Gnadenspruch zu erwarten. So wurde der fromme Christianus der Versöhner des Brudermordes, und da er auch in der Folge die Geschichte von dem Tode des Herzogs Wenzel, wie von seiner Großmutter, der heiligen Ludmilla beschrieb auch der erste Schriftsteller Böhmens.